Wiener Stadt-Bibliothek.
57199 A
1937, 2 Ex.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde

Jahrgang XXI/XXII

Herausgegeben von

Hans Feigl

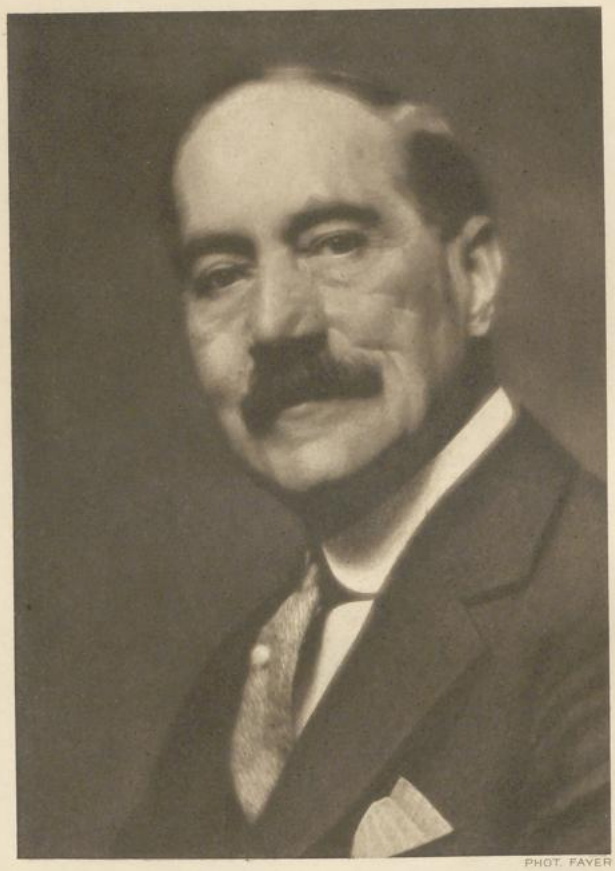
Wien 1937
Hölder-Pichler-Tempsky A. G.

SPL.—

f. 8.6.37
U10

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde

WIENER STADTBIBLIOTHEK



PHOT. FAYER

Professor Hans Feigl

Begründer und Präsident der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde

XXI./XXII. Jahrgang

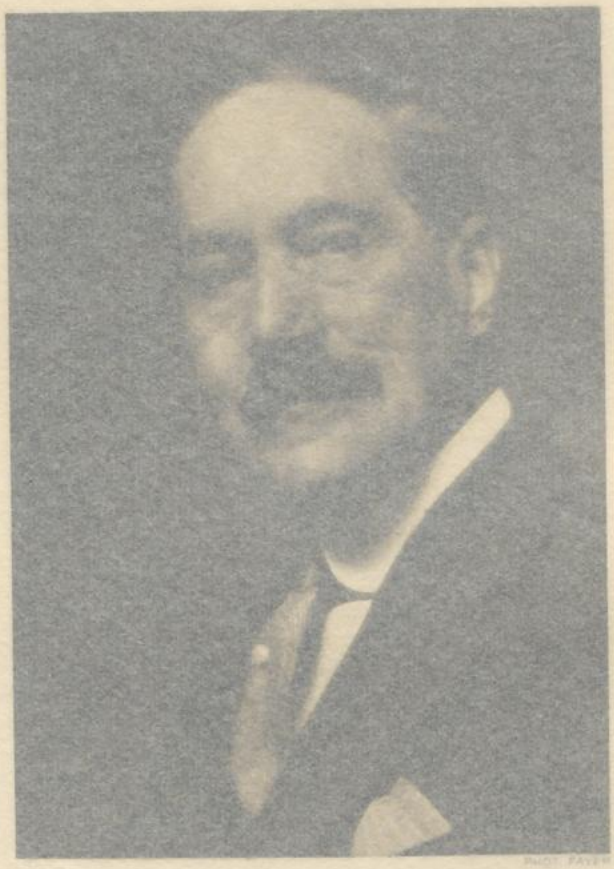
Herausgegeben von

Hans Feigl

Mit einer Heliogravüre und vier Bildern in Lichtdruck

Wien 1937

Hölder-Pichler-Tempsky A. G.



Professor Hans Feigl

Begründer und Präsident der
Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde

XXI./XXII. Jahrgang

Herausgegeben von

Hans Feigl

Mit einer Heliogravüre und vier Bildern in Lichtdruck

Wien 1937

Hölder-Pichler-Tempsky A. G.

Alle Rechte vorbehalten

St. 124 103

Druck von Adolf Holzhausens Nachfolger, Wien

Diesen Doppeljahrgang widme ich der

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

mit der ich mich seit ihrer Gründung
durch die ganzen fünfundzwanzig Jahre
ihres Bestandes eng verbunden fühle.

Zum 3. März 1937. H. Fgl.

Begrüßungsspruch

zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Von Max Mell.

Ein Zeichen ist, in dem wir heut uns finden,
Festlich Gestimmte wir; ein heiter-würdig Zeichen:
Das Buch. So grüß ich denn das Buch!
Grüß den Gefährten: den verläßlichen,
Geduldigen und, wenn die Stunde kommt,
Den mächtigen: wer hätt es nicht erfahren,
Daß dieser Freund ihm ein Geleite war,
Dem Engel gleich, der mit Tobias ging?
Denn solch ein ander Wesen, geisterhaft,
Gesellt sich uns darin: und wie dem Engel
Ist ihm der Weg gebahnt durch Länder nicht nur,
Auch durch die Zeiten. Also trägt es Botschaft. —
Daß ich es nur gestehe: mir haucht schon
Von stillen Bücherreihen Botschaft her,
Und freundliche, laß ich das Aug drauf ruhn!
Wovon man aber spricht, es mache uns
Recht eigentlich zu Kindern neuer Zeit,
Ich mein' den ruhlos vielverschränkten Dienst,
Der uns umgibt mit unzählbarer Landung
Tönender Frachten aus dem Ätherreich:
Das gleiche Dienen, stumm zwar, doch bereit,
Und ärmer nicht, nur treuer — lang ist's da.

Man sagt sonst wohl, gemeiner Sinn nur ist's,
Der greifen muß und sehn; doch grad den edlern
Treibt es nicht auch, Gestalt zu sehn? Er weiß:
Der Form geheim Gesetz zu schaun ist Glück.
Ich denk daran: wie oft hielt ich ein Buch,
Sei's ein geliebtes, oder sei es eines,
Das erst versprach (doch öfter das geliebte):
Hielt's in der Hand, mir war's wie eine Frucht;
Wie vom Spalier genommenes duftendes
Geschenk der Erntezeit wog ich in Händen
Manchmal ein Buch. Dem Menschen tut es wohl,
Läßt sich ein Ding, das seine Hand verfertigt,
Mit einem Dinge der Natur vergleichen.
Und so denk ich das Buch — denk ich das Zeichen,
In dem der Geist unendlich Sieg gewann:
Es eint uns heut — und grüße ich das Buch,
So grüße ich auch eure Freude dran.

Vorgetragen in der am 17. April 1937
im Rittersaal des niederösterreichischen
Landhauses abgehaltenen Festversamm-
lung vom Mitglied des Burgtheaters
Felix Steinböck

Fünfundzwanzig Jahre Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

3. März 1912 bis 3. März 1937.

Von Michael Maria Rabenlechner.[1])

In diesen Tagen, da die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft die Feier ihres 25jährigen Bestandes begeht, erfüllt sie vor allem eines mit Genugtuung: sie ist ihrem Programm und ihren Grundsätzen, zu denen sie sich von allem Anfang an bekannte, in allen Phasen ihrer Entwicklung treu geblieben und ist auch dann in ihrer eindeutig festgelegten Haltung nicht schwankend geworden, als anderwärts andere Auffassungen über Bibliophilie und bibliophile Betätigung sich Geltung zu verschaffen versuchten und wirklich auch zeitweise in nicht geringem Maße die Kreise der deutschen Bibliophilen zu beeinflussen wußten. Schon in der Gründungsversammlung vor fünfundzwanzig Jahren hat Hans Feigl die Richtlinien gezeichnet, denen die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft zu folgen bemüht sein soll. Richtige, echte Bibliophilie, erklärte damals Prof. Feigl, hat nichts gemein mit Bibliomanie, dürfe niemals zum geistlosen Sammelsport werden, sie keime vielmehr aus dem inneren Verhältnis zum Buch, aus der Einschätzung gediegenen oder besonderen Inhaltes; aus dieser Einschätzung entwickle sich erst der Trieb verständigen Sammelns und die dabei reifende Erkenntnis, daß gediegenem oder besonderem Inhalt auch künstlerisches Kleid gebühre; die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft werde alle Zweige dieser echten Bibliophilie pflegen und

[1]) Das Porträt des Vorsitzenden Prof. Hans Feigl, des Herausgebers des „Jahrbuches deutscher Bibliophilen- und Literaturfreunde", wurde nicht durch dessen Hinzutun, sondern auf ausdrücklichen Wunsch des Gesamtvorstandes der Gesellschaft dieser Jubiläumsbetrachtung vorangestellt.

damit nur edel-schöngeistiges und wertvoll-wissenschaftliches Erbe hüten, — deutsches Erbe, immer dessen eingedenk, eine deutsche Vereinigung zu sein, doch gleichzeitig hiebei sich ihre österreichische Herkunft und damit ihre deutsche Besonderheit vor Augen haltend ... Bibliophilie war und blieb somit für die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft stets eine geistige Haltung schlechthin, niemals stand ihr die Buchgestalt über dem Buchinhalt. Wörtlich heißt Bibliophilie Buchliebe, Liebe zu den Büchern. Man kann Bücherfreund sein, ohne Bibliophile im engern Sinne zu sein, niemals aber ist für uns der echte Bibliophile denkbar ohne größere Anteilnahme am Geistigen und an dem Inhalt der Bücher. Die Neigung und die Liebe zu deren besonderen Gepflegtheit kann nur aus geistiger Quelle stammen und nur darin ihren Sinn erhalten. In seinem „Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde" hat der Herausgeber Hans Feigl darum einmal sehr richtig den Unterschied zwischen jenen, denen es letzten Endes nur um die äußere Buchgestalt zu tun ist, und den echten Bibliophilen als ungefähr den Unterschied zwischen Philatelie und Geographie gekennzeichnet. Philatelie sei noch keine Geographie, wir aber, schrieb er, wollen „Geographen" sein und bleiben, unsere Liebe gehöre den Literaturländern mit ihren Schönheiten, ihren Besonderheiten, Seltsamkeiten und Einzigkeiten, ihren interessanten Stätten, ihren vergessenen Winkeln, ihren von der Heerstraße abgelegenen, oft noch gar nicht betretenen und nicht erfaßten Gebieten. Damit wird die alte Tradition der deutschen Bibliophilie, die dabei niemals sich edler Buchkunst verschlossen hat, gewahrt.

Es ist ungemein erfreulich, daß sich heute nach mannigfachen Schwankungen, Kämpfen, Abbiegungen und Abirrungen diese alte Tradition der deutschen Bibliophilie fast überall wieder durchgesetzt hat, ja daß man selbst in Kreisen, die sich einmal in „Modernismus", wie das Schlagwort hieß, nicht genug tun konnten, fast völlig zu dieser alten Überlieferung zurückgefunden hat. Als warmer Sekundant dieser zäh vertretenen und verteidigten Auffassung erwies sich stets der Altmeister der deutschen Bibliophilen, der verstorbene langjährige Präsident

der Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen, Fedor von Zobeltitz, der viele Jahre hindurch gewissermaßen als Verbindungsoffizier zwischen den Weimaranern und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft unserem Vorstand angehört hat. Er hielt, wenn es not tat, mit seiner Überzeugung nicht zurück und er hat in manch öffentlicher Kundgebung wie in privaten Mitteilungen die Haltung der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft warm gebilligt, uns zu weiterem Ausharren auf diesem Wege ermunternd. Beim 25jährigen Jubiläum des „Berliner Bibliophilenabends" formulierte er in seiner lebendig geschriebenen und anmutigen Festschrift „Als wir anfingen" seinen bibliophilen Glaubenssatz mit den Worten: „Als Hauptsache gilt uns, die Bibliophilie aus dem Banne einer unterhaltsamen Spielerei herauszuführen und nicht in den Typus gewisser französischer bibliophilen Vereinigungen zu verfallen. Andererseits wollten wir auch kein streng wissenschaftlicher, kein rein literarischer, kein buchgewerblicher Verein sein, sondern eben durchaus ein bibliophiler, der in seinen weiten Grenzen zwischen den großen Gebieten der Forschung und der Buchkunst nach Möglichkeit alles zu berücksichtigen suchte ..." Und er fügt am Schluß seiner Betrachtung noch das programmatische Bekenntnis hinzu: „untrennbar ist jedenfalls von der Bibliophilie das literarische, bibliographische und bibliothekswissenschaftliche Element." Dieser Leitgedanke war auch von allem Anfang an in unserer Wiener Bibliophilen-Gesellschaft lebendig, und es gereicht ihr zur hohen Genugtuung, daß heute die meisten Veröffentlichungen der namhaften bibliophilen Vereinigungen — nach mancherlei seltsamen Seitensprüngen — den Geist dieser alten deutschen bibliophilen Tradition wieder atmen.

Bemerkenswert bleibt es immerhin, daß gerade Wien und Österreich sich nicht beirren ließen, daß hier, im deutschen Süden, in der Stadt, die für Wohlgestalt und Formenschönheit immer viel übrig hatte, bei der sich sozusagen das Ästhetische von selbst versteht, daß gerade hier bloßen Äußerlichkeiten, die leider oft nur in Spielereien ausarteten, gleich aus dem Wege gegangen wurde und das Gehaltvolle, Sachliche,

Geist und Wissenschaft Fördernde mit vollem Bedacht und in unbeirrbarer Ausdauer in den Vordergrund gerückt ward. Wohl läßt sich der Klageruf Grillparzers über das „Capua der Geister", über dieses schöne, doch dem Schüler wie dem Meister gleich gefährliche Wien gut verstehen und nicht wenige, die hier um Ernstes und Schweres rangen, haben sich in ihrer geistigen Not dem schmerzlichen Ausruf des Dichters zugesellt. Doch im allgemeinen darf auch unser Wien den Anspruch erheben, sein erheblich Teil zum deutschen geistigen Besitz beigetragen zu haben, wie denn auch schon Ferdinand v. Saar, auf die Dichter und Künstler des alten Wien verweisend, Grillparzer heftig widersprochen hat. Und gerade was im besonderen die Bücherliebe betrifft, kann sich Wien durchaus sehen lassen, da es immer eine stattliche Anzahl von Bücherfreunden und Sammlern stellte, und zwar von solchen, die allen bloßen Äußerlichkeiten abhold waren und aus geistigem Antrieb und in wissenschaftlichen Bemühungen zu ausgesprochenen Bibliophilen wurden. Schon Friedrich Schlögl führt in seinem „Kurioſen Buch" (erschienen 1882) unter Aussonderung der kaiserlichen, erzherzoglichen, der öffentlichen und der Stiftbibliotheken aus einem damals bereits fünfzig Jahre alten Verzeichnis eine Achtung abzwingende Zahl namhafter Privatbibliotheken auf und fügt diesen Namen alter Bibliophilen noch mehr als sechzig Namen zeitgenössischer Bücherfreunde an — aus dem Gedächtnis, wie Schlögl ausdrücklich betont —, wobei er noch bemerkt, daß die Liste im höchsten Grad unvollständig sei. Seit dem Erscheinen von Schlögls „Kurioſem Buch" ist mehr als ein halbes Jahrhundert verstrichen; doch allen Widrigkeiten der Zeit zum Trotz hat sich hier die Gemeinde von echter, großer Bücherliebe beseelter Menschen nur noch vermehrt.

Die Gründung der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

So war es nur verständlich, daß, als um die Jahrhundertwende sich im Reiche, und zwar mit dem Sitz in Weimar, eine

„Gesellschaft der Bibliophilen" zusammengetan, sich allsogleich in unserer Wienerstadt eine stattliche Anzahl von Bücherfreunden dieser neugegründeten Gesellschaft anschloß. Mehr als das: blättert man in den älteren Mitgliederverzeichnissen der Weimarer Gesellschaft, so wird man mit Befriedigung die Tatsache verzeichnen können, daß Wien, was die Zahl der Mitglieder betrifft, in den ersten Reihen stand. Die Gründung der Weimarer Gesellschaft war ein überaus glücklicher Gedanke: rasch wuchs ihre Mitgliederzahl zu einer bedeutenden Höhe an, die sich insbesonders in den vielen Städten des Reiches sammelten. Es lag dann im Zuge der Entwicklung, daß die ortsansässigen Mitglieder das Bedürfnis hatten, sich enger zu lokalen Gruppen zusammenzuschließen. So kam es denn bald zur Gründung sogenannter „Bibliophiler Abende", zunächst in Berlin, Leipzig und München. Man pflegte da an besonderen Vortragsabenden nicht allein regen Gedankenaustausch, sondern wetteiferte sogar mit der großen Muttergesellschaft in der Herausgabe eigener alljährlicher Veröffentlichungen.

Es war verständlich, auch in Wien, das bereits eine stattliche Anzahl von Mitgliedern der Weimarer Gesellschaft aufwies, eine ähnliche Vereinigung ins Leben zu rufen. Der diesen Gedanken in die Tat umsetzte — wir können nun chronikgemäß die Geschichte und Entwicklung unserer Wiener Bibliophilen-Gesellschaft schildern —, war ein hochgemutes Mitglied, unser auch heute noch die Geschicke der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft leitende Vorsitzender, Prof. Hans Feigl. Feigl gewann für seine Idee keinen Geringern als den gleichfalls der Weimarer Gesellschaft angehörigen großen Germanisten Jakob Minor, dann den als leidenschaftlichen Bücherfreund bekannten Schriftsteller Engelbert Pernerstorfer, damals Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, des weiteren den auf dem Gebiete des Buchwesens sehr erfahrenen und hier in vielen Sätteln gerechten Kustos (und späteren Direktor) der kaiserlichen Familienfideikommißbibliothek Dr. Rudolf Payer v. Thurn, der auch jahrelang im Vorstand der Weimarer Gesellschaft saß. Es war sicherlich

wohl bedacht und keine wahllose Aneinanderfügung von Namen, gerade an diese Persönlichkeiten heranzutreten, die dann bei der Gründung unserer Gesellschaft auch Pate standen. Jeder dieser drei Genannten verbürgte in der Art, wie er den Büchern zugetan war, von vornherein das Bekenntnis zur alten Überlieferung der deutschen Bibliophilie und war so repräsentativ für das Programm, das sich die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft zum Ziele setzte. Feigl sandte dann nach reiflicher Erwägung und nach Besprechung mit diesen drei Männern und von ihnen mitgefertigt im Herbst 1911 ein Schreiben an die in Wien ansässigen Mitglieder der Weimarer Gesellschaft aus, darin zur Gründung einer lokalen Wiener bibliophilen Vereinigung nach dem Muster der reichsdeutschen örtlichen Vereinigungen aufgerufen ward.

Diesem Aufruf wurde auch Folge geleistet. Es war am 11. November 1911, wo sich zum erstenmal, und zwar in einem gesonderten Raum der im 4. Wiener Bezirk gegenüber der Paulanerkirche gelegenen Gastwirtschaft „Zum roten Rößl", Wiener Mitglieder der Weimarer Gesellschaft zusammenfanden. Zu einer Ortsgruppenbildung kam es aber aus einer Reihe von gewichtigen Gründen nicht. Als letztes Ergebnis der gehaltenen Besprechung reifte nämlich der Entschluß, in Wien nicht eine örtliche Vereinigung der Wiener „Weimaraner", sondern — bei aller Verbundenheit der Wiener mit den Weimaranern — eine durchaus selbständige Schwestergesellschaft ins Leben zu rufen, eine völlig unabhängige Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. So wurde der 11. November 1911 zur Geburtsstunde unserer heutigen Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Rasch waren von dem an diesem Abend eingesetzten Organisationskomitee, zunächst bestehend aus Hans Feigl, Dr. R. v. Payer, Engelbert Pernerstorfer, Dr. Michael Maria Rabenlechner, Dr. Richard Maria Werner und später noch ergänzt durch Dr. Ottokar Mascha, die Statuten entworfen, die alsbald auch die behördliche Genehmigung erhielten, so daß mit Ende Februar 1912 ein neuerliches Schreiben ausgeschickt werden konnte, diesmal aber nicht nur an die in

Wien ansässigen Mitglieder der Weimarer bibliophilen Gesellschaft, sondern an alle dem Komitee bekannten Wiener wie auswärtigen Bücherfreunde mit der Anzeige, daß sich in Wien eine selbständige Bibliophilen-Gesellschaft gebildet habe und daß die gründende Versammlung Sonntag, den 3. März 1912, im Vortragssaal des auf dem Getreidemarkt gelegenen Wissenschaftlichen Klubs stattfinden werde. Gefertigt war der Aufruf von Hans Feigl, Rudolf Payer v. Thurn, Engelbert Pernerstorfer, denen sich der Direktor des Hofburgtheaters Hugo Thimig, der Literarhistoriker Univ.-Prof. Dr. Richard Maria Werner, der Rechtsanwalt Dr. Ottokar Mascha und Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner, der Schreiber dieser Zeilen, zugesellten. Jakob Minors Name war darin nicht mehr verzeichnet. Der große Gelehrte war bereits vom Tode gestreift und konnte nicht mehr mittun. In einem von den Genannten versandten Aufruf hieß es dann: „Der Zweck der Gesellschaft ist nach § 1 der Satzungen die gegenseitige Förderung der Interessen der Bücherfreunde. Diese Förderung soll insbesondere geschehen durch Herausgabe geschmackvoll ausgestatteter Publikationen aus dem Gebiete der Bibliophilie, wie Handbücher, Bibliographien, Monographien, Neudrucke, insbesonders deutsch-österreichischer Autoren, die ausschließlich an die Mitglieder unentgeltlich zur Verteilung kommen und auf dem Wege des Buchhandels nicht zu beziehen sind, ferner durch Herausgabe periodischer Mitteilungen der Gesellschaft, durch gesellige Zusammenkünfte, Vorträge usw." Der Aufruf schloß mit der Mitteilung, daß die konstituierende Generalversammlung Sonntag, den 3. März, ½11 Uhr vormittags, im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klubs, I., Getreidemarkt 7, stattfinden werde.

Zur hohen Genugtuung der Proponenten fand dieser Aufruf ein vielfaches Echo. Weit über die gehegten Erwartungen hinaus erklärte eine große Anzahl von Bücherfreunden Wiens und Österreichs sowie auch des Auslandes ihren Beitritt, darunter viele namhafte Gelehrte, Professoren, Schriftsteller und Angehörige der höheren österreichischen Bureaukratie; auch

die hervorragendsten österreichischen und auswärtigen Bibliotheken meldeten sich zum Beitritt, worunter manche uns bis zum heutigen Tage treu geblieben sind. Die dann unter dem Vorsitz des Hofrates Univ.-Prof. Dr. Richard Maria Werner abgehaltenen Gründungsversammlung war ungemein zahlreich besucht. Zu ihr waren auch die Inhaber unserer angesehensten Verlags- und Buchhandlungsfirmen erschienen, die gleichfalls in stattlicher Anzahl ihre Mitgliedschaft anmeldeten. In großen Zügen erstattete dann namens der Proponenten Prof. Hans Feigl das Referat, das in der programmatischen Verkündung der Aufgaben und Ziele ausklang, wie sie bereits eingangs dieser rückschauenden Betrachtung dargelegt erscheinen. Eine längere, sehr anregende Debatte schloß sich an diese mit lebhafter Zustimmung aufgenommenen Ausführungen an, an der sich die Herren Dr. G. A. Crüwell, Dr. Gottlieb (Hofbibliothek), Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner, Hofrat Hugo Thimig, Univ.-Prof. Dr. Alex. v. Weilen, Hofrat Dr. Rudolf v. Payer, Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner, Dr. Ottokar Mascha u. a. beteiligten. Die erste, von der Gründungsversammlung gewählte Leitung wies folgende Namen auf: erster Vorsitzender Hugo Thimig, zweiter Vorsitzender Hans Feigl, weiters die Herren Dr. Ottokar Mascha, Dr. R. Payer v. Thurn, Engelbert Pernerstorfer, Dr. Michael Maria Rabenlechner, Dr. Alex. R. v. Weilen, Dr. Richard Maria Werner und — als sinnfälliges Zeichen der ideellen Gemeinsamkeit mit der „Gesellschaft der Bibliophilen" (Weimar) — Dr. Carl Schüddekopf in Weimar (Sekretär der „Gesellschaft der Bibliophilen"). Die unmittelbar nach der Generalversammlung abgehaltene Vorstandsitzung bestimmte sodann Hans Feigl zum geschäftsführenden Vorsitzenden, Dr. Alex. R. v. Weilen zum Schriftführer und Dr. Ottokar Mascha zum Schatzmeister. Es wurde auch ein literarischer Arbeitsausschuß, bestehend aus den beiden Vorsitzenden Thimig und Feigl, Dr. v. Payer, Dr. v. Weilen und Dr. R. M. Werner, eingesetzt.

Die ersten Jahre.

Die junge Vereinigung entfaltete gleich zu Beginn eine große Regsamkeit. Man kam in den ersten Jahren an bestimmten Abenden zusammen, regelmäßig wurden Vorträge gehalten, und mancher schöne Plan entkeimte dem an solchen Abenden gepflegten Gedankenaustausch. Es waren freilich die Vorkriegsjahre und gerade noch die ersten Kriegsjahre, in denen es der Gesellschaft gegönnt war, ihre Mitglieder in großer Anzahl und in regelmäßigen Zeitabständen zu den stets sehr anregenden Vorträgen und Gesellschaftsabenden zu versammeln. Ganz ausgesetzt haben diese Abende und Vorträge nie, doch mußte mit Rücksicht auf die Wirtschaftslage der einzelnen mit den Veranstaltungen immer sparsamer umgegangen werden, wie denn auch der Besuch unter den ungünstigen Zeitverhältnissen immer mehr litt. Es war uns daher eine große Freude und bedeutete für uns eine außerordentliche Erleichterung, als uns der damalige Bundespräsident Dr. Michael Hainisch, der unserer Gesellschaft stets ein warmes Wohlwollen entgegenbrachte, für die Vorträge und Zusammenkünfte die vornehmen Räume der Bundes-Präsidentschaftskanzlei auf dem Ballhausplatz zur Verfügung stellte. An dieser Stelle sei denn auch dem Altbundespräsidenten Dr. Hainisch, dessen Bundespräsidentschaft sich überhaupt auch durch die ideelle Unterstützung vieler kultureller Bestrebungen auszeichnete, unser auch heute noch tief gefühlter Dank ausgesprochen. Später, nach Beendigung der Präsidentschaft Dr. Hainisch', mußten wir bei unseren Zusammenkünften uns vornehmlich wieder mit Gaststätten begnügen, wobei, wie bereits gesagt, mit der zunehmenden materiellen Enge der Besuch der Abende immer mehr zurückging. Im Laufe der langen 25 Jahre erschienen am Vortragspult folgende Herren: Hofrat Dr. Anckwicz v. Kleehoven, Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold (wiederholt), Prof. Dr. Fritz Brukner (wiederholt), Univ.-Prof. Dr. Castle, Prof. Hans Feigl (wiederholt), Kommerzialrat Oskar Gürth (wiederholt), Dr. August Heymann, Oberlandes-

gerichtsrat Freiherr v. Jaden, Dr. Ottokar Maſcha, Hofrat Dr. Rudolf Payer v. Thurn (wiederholt), Engelbert Pernerſtorfer, Regierungsrat Prof. Dr. Rabenlechner (wiederholt), Kommerzialrat Friedrich Schiller, Hofrat Ing. Starek, Hofrat Dr. Thomasberger (wiederholt), Hofrat Anton Wildgans (Vorleſung aus eigenen Werken).

Publikationstätigkeit.

Den Mittelpunkt unſerer Wirkſamkeit, unſere Hauptaufgabe bildete die Herausgabe alljährlicher Publikationen, die zu beſtimmen ſatzungsgemäß dem Vorſtand obliegt. Der Verantwortung gegenüber den Mitgliedern ſich voll bewußt, hat denn auch der Arbeitsausſchuß und mit ihm der geſamte Vorſtand ſtets nur nach allerreiflichſter Erwägung ſeine Beſchlüſſe gefaßt. Unverrückbar hielt ſich der Vorſtand ſtets den Kanon echter deutſcher Bibliophilie vor Augen, daß nur der Inhalt entſcheiden dürfe und nur wertvollem Inhalt ein feſtliches Gewand gebühre. Dabei blieb er ſtets deſſen eingedenk, daß unſere Geſellſchaft eine Wiener, eine öſterreichiſche Vereinigung iſt und unſere Veröffentlichungen bei aller deutſchen kulturellen Gemeinbürgerſchaft ein beſonderes öſterreichiſches Antlitz aufzuweiſen und dieſe beſondere öſterreichiſche Note zu tragen haben. Wie in allen ähnlichen Vereinigungen mag es ſchwer halten, jedem Mitglied mit jeder Publikation das gleiche Behagen zu bereiten. Immerhin war der Vorſtand bemüht, durch Vielſeitigkeit einigermaßen die richtige Mitte zu finden und den verſchiedenen Richtungen und Neigungen innerhalb unſerer Bibliophilie Rechnung zu tragen. Der Anhang des vorliegenden Berichtes verzeichnet in bibliographiſcher Genauigkeit die geſamten Jahresgaben unſerer Geſellſchaft von deren Beginn bis zur Gegenwart.

An dieſer Stelle möchten wir aber aus der breiten Geſamtheit dieſer Jahresveröffentlichungen einige Publikationen beſonders hervorheben, um Auswahl, Kanon und Vielſeitigkeit unſerer Publikationstätigkeit zu kennzeichnen, was im vor-

liegenden Bericht einer größeren Öffentlichkeit wegen nicht unangebracht erscheint.

So war gleich die erste Jahresgabe, die wir unseren Mitgliedern (April 1913) überreichen konnten, die wissenschaftlich gerahmte Reproduktion einiger sehr wertvoller, seltener literarischer Austriaca. Von Richard Maria Werner vorgeschlagen, von ihm in ihren Einzelheiten ausgewählt, zusammengestellt und einbegleitet, erhielt sie den (gleichfalls von Werner bestimmten) Titel: „Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild. ..." Die Publikation bot in einer Mappe neben der langen themabeherrschenden Einleitung drei Bändchen, betitelt (der Titel gleichfalls von Werner bestimmt): „Literarische Pamphlete" (I–VIII.). Die drei Bändchen enthielten acht seltene literarische Satiren (jede durchaus selbständig) in chronologischer Folge von 1785 bis 1848. Als eine zeitlich letzte Satire (die IX., doch von den vorangegangenen acht natürlich auch ganz unabhängig) barg die Mappe ein Bild aus 1862 (in prächtiger Heliogravüre), eine ganz hervorragende Zeichnung, die Anfang des Jahres 1862 im Buchhändlerauftrag der Wiener Maler Franz Gaul (1837 bis 1906) ausgeführt hat (wahrscheinlich in Kohle, das Original ist verschollen) und die dann auf photographischem Wege vervielfältigt worden ist (doch ist auch das Lichtbild heute unauffindbar). Die Zeichnung, betitelt „Der österreichische Parnaß", stellt, gruppiert um Grillparzer, die zeitgenössischen österreichischen (besonders die Wiener) Dichter und Schriftsteller, 61 an Zahl, in gelungenster Karikierung dar (dem Bild ist in unserer Mappe ein Spiegel beigegeben). Dieser „Österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild" war die letzte Arbeit Richard Maria Werners — er betreute sie bereits mit dem Todeskeim in der Brust, vermochte aber knapp vor seinem Ableben noch das Manuskript fertigzustellen; die Druckkorrekturen und die Anlage des Generalregisters besorgten nach Werners Ableben Dr. Otto Rommel und Oberbibliothekar Dr. Michael Holzmann. Es würde uns nicht gut anstehen, so sehr hier eine bedeutsame und vielen willkommene Arbeit

vorlag, über einen erheblichen Defekt dieser unserer ersten Veröffentlichung hinwegzusehen. Durch eine unglückselige Verkettung von Umständen und nicht durch die Schuld der eigentlichen Leitung ließ die Publikation, was die Ausstattung anlangt, viel zu wünschen übrig, ja war im Grund ihrer ganzen äußeren Anlage nach fast völlig verfehlt. Der literarisch-bibliophile Wert dieser gründlichen letzten Arbeit unseres Vorstandsmitgliedes Richard Maria Werners bleibt hiebei unbestritten.

Diesem inhaltlich so gewichtigen Auftakt folgte dann rasch eine wertvolle Hebbel-Reliquie in ungemein gelungener Reproduktion. Es war Hebbels letzte Brieftasche, richtiger sein letztes Notizbuch, ein Geschenk seiner Gattin Christine an den Dichter, in das Hebbel in den letzten Lebensmonaten wertvolle, bis zu unserer Reproduktion damals unbekannt gebliebene Gedanken eintrug. Dieses Notizbuch, in feinste violette Seide gebunden, somit auch äußerlich ein sehr geschmackvolles Stück, hatte dann Hebbels Witwe aus dem Nachlaß ihres Gatten Richard Maria Werner zum Geschenk gemacht (Werner war unter anderem auch der gründlichste Hebbelforscher, „der Staathalter Hebbels auf Erden") — und nach Werners Tod überließ es wieder dessen Witwe dem Hebbelmuseum in Wesselburen. Bevor es aber dahin abging, durfte es unsere Gesellschaft als eine Jahresgabe für ihre Mitglieder nachbilden lassen. Die Reproduktion (äußerlich und innerlich) gelang vorzüglich, das entzückende Seidenbändchen war vom Original nicht zu unterscheiden. Dem jungen Gelehrten Dr. Hans Halm, dem der wissenschaftliche Teil der Herausgabe übertragen war, gelang es zudem, die rasch hingeworfenen und darum schwer lesbaren Bleistiftschriftzüge Hebbels fast restlos zu entziffern. Das Ergebnis von Halms Mühe und Forschung wurde dann in gedrucktem Sonderheft der Reproduktion (in gemeinsamem Schuber) beigelegt. Was unsere erste Publikation an äußerer Gewandung schuldig blieb, haben wir durch diese zweite Veröffentlichung, von allen Kennern der Reproduktionstechnik vollauf gewürdigt, wieder wettgemacht.

Zwei hervorragende, wissenschaftlich unterkellerte Bilderwerke dürfen dann weiter nachdrucksvolle Nennung beanspruchen. Mit dem einen — „Der historische Faust im Bilde" — boten wir einen gewichtigen Beitrag zur Faustforschung. Auf 22 Lichtdrucktafeln (mit 19 Seiten Text) vereinigte Dr. Rudolf Payer v. Thurn alle erreichbaren Faustporträte vom ersten bekannten bis hinein in die Tage Goethes (da dieser das „Faust"-Fragment veröffentlichte). Und es mochte wohl den heimatlichen Empfänger dieses Bilderwerkes besonders befriedigen, wenn er erfahren durfte, daß fast alle gebotenen Bildnisse heimischen Sammlungen entstammten. Lichtdruck und Druck des Textes (dieser inhaltlich von nicht zu überbietender Genauigkeit) waren überdies ausgezeichnete Leistungen der Wiener graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, die sich uns auch später noch einige Male in vorbildlicher Werkhilfe zur Verfügung stellte. — Das zweite Mappenwerk (in Großfolio) bot in künstlerischer Vollendung (zum Teil in Farben) die Wiedergabe aller zeitgenössischen Grillparzerbildnisse, die Stift, Stich, Pinsel, Plastik, Photographie geschaffen, vom Porträt des siebzehnjährigen Jünglings angefangen in ununterbrochener Folge (51 Bildnisse) bis zum Totenbild des Dichters. Dr. Payer v. Thurn (in Verbindung mit dem damaligen Direktor der Wiener städtischen Sammlungen Hermann Reuther) unterzog sich der nicht leichten Aufgabe, alles einschlägige Material zu beschaffen und es aufs gründlichste und gewissenhafteste zu beschreiben. So bildet diese Jahresgabe „Grillparzer im Bilde" ein textlich wie technisch ganz hervorragend gelungenes literarisches Viennense.

Ein anderes Viennense — seinem Inhalte nach ein gewichtiges Kapitel zu einer Geschichte der Bibliophilie Alt-Wiens — darf hier gleichfalls besondere Verzeichnung finden. Es ist die Monographie: „Franz Haydinger, ‚der Wirt von Margarethen', die Originalgestalt eines Bibliophilen aus dem alten Wien", von Michael Maria Rabenlechner, ein Buch somit über diesen schlichten Gastwirt aus der Wiener Vorstadt Margarethen (1797 bis 1876), der einer der

größten Bibliophilen im vergangenen Säkulum war, sich eine erlesene Bibliothek von vielen tausenden Bänden aufs verständnisvollste anzulegen wußte und der mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit — diesseits und jenseits der Grenzen — in befruchtender Beziehung stand. Es war von jeher ein Lieblingswunsch unseres Vorsitzenden, Prof. Hans Feigl, daß die fesselnde Gestalt Haydingers endlich in einer zusammenfassenden Monographie festgehalten werde. Dieser Aufgabe unterzog sich der Schreiber der vorliegenden Zeilen, der dann alles auf Haydinger Bezügliche nicht ohne Mühe gesammelt und daraus ein Charakterbild des seltsamen originellen Mannes geformt hat.

Echtestes, ursprünglichstes Wien enthält dann auch, wie schon der Titel verrät, die von Prof. Rudolf Wolkan musterhaft besorgte Sammlung „Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten", die, fachkundig-wissenschaftlich eingeleitet, innerhalb von vier Jahren als Jahresgaben unserer Gesellschaft erschienen.

Die Erstausgabe (in Buchgestalt), die Schöpfung eines großen deutschen Dichters, den Österreich mit Stolz einen der Ihrigen nennen darf, konnte gleichfalls zu unserer besonderen Genugtuung als Jahresgabe das Licht erblicken. Es ist dies das dramatische Gedicht „Das Bergwerk von Falun" von Hugo v. Hofmannsthal. Bekanntlich hat Hofmannsthal das Vorspiel zu diesem Drama bereits vor vielen Jahrzehnten seiner Sammlung „Kleine Dramen" einverleibt; die weiteren Akte fanden erst nach dem Tode des Dichters in Intervallen Zeitschriftveröffentlichung. Die erste (und bisher auch einzige) Ausgabe des Dramas in Buchform aber zu veröffentlichen, war im Einverständnis mit der Familie des Dichters unserer Gesellschaft gegönnt. Es war natürlich unsere Pflicht, diesen bedeutsamen Inhalt in das ihm gebührende Kleid zu hüllen: die Publikation ist hergestellt auf schönstem Hadernbütten in der Wallautype als Handpressendruck der von Robert Haas geleiteten „Officina Vindobonensis".

Wir haben uns bei Aufzählung unserer Publikationen nur auf die Auswahl einiger besonders hervorstechender Werke be-

schränkt. Hier muß notgedrungen der Verfasser dieser Zeilen auch noch einer anderen seiner Arbeiten für die Gesellschaft gedenken, da es sachlich ungerechtfertigt wäre, sie hier zu übergehen. Es ist dies der mit Abbildungen, bzw. Beilagen reich ausgestattete, umfangreiche Band „Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten 150 Jahre" von Michael Maria Rabenlechner. Die Publikation fand — es darf das ruhig ausgesprochen werden — eine außerordentlich warme Aufnahme und der Vorstand unserer Gesellschaft hat den Schreiber vorliegender Zeilen ausdrücklich verpflichtet, ein kritisch-öffentliches Wort aus reichsdeutschem Munde nicht zu unterdrücken, sondern es nachdrücklich im Vorliegenden zur Kenntnis zu bringen. Jene sonst sehr zurückhaltende Stimme aus dem kälteren Norden äußerte sich, „daß jener Band ‚Streifzüge' nach Inhalt und Aufmachung das Muster einer bibliophilen Publikation sei, um die man die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft beneide".

Zusammensetzung des Vorstandes. — Veränderungen.

Von den Mitgliedern unserer Gesellschaft, die März 1912 den Vorstand geformt, gehören diesem noch heute seit ununterbrochen 25 Jahren an: Prof. Hans Feigl und Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner, der Schreiber vorliegender Zeilen.

Zweimal hat ein Wechsel in der Person des ersten Vorsitzenden stattgefunden: nachdem Hofrat Hugo Thimig (gleichzeitig mit seinem Rücktritt von der Direktion des Burgtheaters) demissionierte, übernahm den Vorsitz der Generaldirektor der Nationalbibliothek, Dr. Donabaum, und nach dessen Rücktritt 1922 (gleichfalls, nachdem er als Bibliotheksdirektor in den Ruhestand getreten) wurde Prof. Feigl, der vom ersten Tag an der geschäftsführende Vorsitzende war, auch namentlich zum Präsidenten gewählt, der Mann somit, der unsere Gesellschaft ins Leben gerufen, ohne den es heute eine biblio-

phile Gesellschaft in Wien nicht gäbe, der ihre Seele gewesen durch alle die vergangenen 25 Jahre, der auch den maßgebendsten Einfluß genommen hat bei Bestimmung gerade der gewichtigsten Publikationen und der — ein vielleicht einzig dastehender Fall in einer Vereinsgeschichte — bei keiner einzigen Veranstaltung der Gesellschaft fehlte und allen Vorstandsitzungen der Gesellschaft seit 25 Jahren beiwohnte, bzw. präsidierte.

Alle drei Jahre findet satzungsgemäß die Neuwahl des Vorstandes statt — so manches dritte Jahr ergänzte sich bei durch Tod oder andere Ursachen erfolgtem Ausscheiden einzelner Vorstandsmitglieder dann der Vorstand. So finden wir in der Vorstandsliste im Laufe der Jahre unter anderen Univ.-Prof. Dr. Robert Franz Arnold, Prof. Dr. Fritz Brukner, Kommerzialrat Oskar Gürth, Prinz Heinrich Reuß XXXIX., Carl Schulda jun., Leopold Susanka, Oberlandesgerichtsrat Dr. Hans Freiherr v. Jaden, Präsident Kabinettsdirektor i. R. Wilhelm v. Klastersky, Rechtsanwalt Dr. Gustav Schoenberg, Hofrat Ing. Art. Starek, Hofrat Dr. Kurt Thomasberger, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Wolkan, Schriftsteller Fedor v. Zobeltitz und Hofrat Anton Wildgans. Mit nicht geringer Genugtuung können wir es verzeichnen, daß Wildgans viele Jahre und ununterbrochen, also auch während seines Amtes als Burgtheaterdirektor, tätiges Vorstandsmitglied war. Und ebenso gereichte es uns zur Freude, daß Hofrat Hugo Thimig, der im Amt als Direktor des Burgtheaters Wildgans vorangegangen war und fast ein Dezennium den ersten Vorsitz in unserer Gesellschaft führte, 1932 wieder eine Wahl in den Vorstand angenommen hat und dem Vorstand auch heute noch angehört.

Vielfach waren, wie bereits erwähnt, die Veränderungen in der Zusammensetzung des Vorstandes durch den Hingang einzelner Vorstandsmitglieder verursacht. So starb schon kurze Zeit nach Konstituierung Richard Maria Werner († 1913), es schieden nicht lange nach ihm Engelbert Pernerstorfer († 1916) und Alexander v. Weilen († 1918), dieser tragisch verunglückt in den Bergen; es schieden ferner Karl v. Schödde-

kopf († 1917) und R. Payer v. Thurn (1932), von den seit Gründung neugewählten Vorstandsmitgliedern Rudolf Wolkan († 1927), Anton Wildgans († 1932) und Fedor v. Zobeltitz († 1934).

Ehrentafel.

Krieg, Nachkriegszeit sowie die seit vielen Jahren andauernde Wirtschaftsnot haben unsere Gesellschaft, wie alle kulturellen und wissenschaftlichen Vereinigungen, an Mitgliederzahl geschwächt. Um so stolzer sind wir darauf, die Tatsache verzeichnen zu können, daß eine stattliche Anzahl von Mitgliedern, darunter auch sicherlich gleichfalls in Enge geratene Bibliotheken und Institute, uns seit der Gründung angehören und uns während der ganzen 25 Jahre bis heute die Treue bewahrt haben, darunter gewißlich auch gar mancher, dem die karge Zeit gleichfalls mitgespielt hat. Dieses treue Festhalten an unserer Vereinigung und unseren Bestrebungen ist uns Gewähr, daß unsere Gesellschaft über alle Widrigkeiten und Zeitanfechtungen hinüberkommen und sich behaupten werde. Diese treue Schar bildet die Ehrentafel unserer Gesellschaft. Zur bleibenden Erinnerung seien ihre Namen im Anhang besonders verzeichnet.

Ehrenmitglieder.

Unsere Gesellschaft weist auch ein paar Namen von Ehrenmitgliedern auf. Mit der Verleihung dieser größten Auszeichnung, die wir zu vergeben haben, ging die Gesellschaft ungemein sparsam um. Die Ehrenmitgliedschaft kann satzungsgemäß nur jemand verliehen werden, der sich, sei es um unsere Vereinigung, sei es um die Bibliophilie im allgemeinen, ganz besondere Verdienste erworben hat, und zur Verleihung ist, und zwar auf Antrag des Vorstandes, nur die Generalversammlung selbst — nach einstimmigem Beschluß — befugt. Die erste Ehrenmitgliedschaft wurde den beiden jahrelangen Vorsitzenden Hofrat Hugo Thimig und Prof. Hans Feigl im Jahre 1921 verliehen. 1932 wurde der damalige

Vizepräsident Hofrat Dr. Rudolf v. Payer mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet, der freilich schon todsiech darniederlag, doch dem dieser Beschluß noch am Krankenlager große Freude bereitete. 1935 wurde dann Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner, dem Verfasser dieser Jubiläumsgeschichte, die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Die großen Bibliophilentagungen in Wien.

Hoch- und Glanzpunkte in unserer 25jährigen Wirksamkeit bildeten die beiden Bibliophilentage, die wir hier in den Mauern Wiens begrüßen konnten. Den äußerlichen Rahmen zu diesen Tagungen boten die jeweiligen Generalversammlungen der Weimarer „Gesellschaft der Bibliophilen", die seit ihrer Gründung alljährlich abwechselnd eine der größeren Städte innerhalb des Deutschen Reiches zum Versammlungsorte zu wählen pflegte. Erstreckte sich doch auch deren Mitgliedschaft über das gesamte deutsche Sprachgebiet und sogar darüber hinaus. Auf diesen Tagungen, die in wechselnder Stärke beschickt waren, hatte sich im Laufe der Jahre ein gewisses Herkommen herausgebildet, und diese schönen Bräuche, die diesen Veranstaltungen das Gepräge starker bibliophiler Zusammengehörigkeit und edel-geistiger Festlichkeit gaben, übten einen immer stärker werdenden Anreiz zu ihrem Besuch aus.

1912.

28. bis 30. September.

Bis zum Jahre 1912 war man über die Gemarkungen des Deutschen Reiches nicht hinausgekommen; Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig, München genossen bis dahin die Freude und die Ehre, in ihren Mauern die herbeigeeilten Mitglieder beherbergen zu können. Auf der 1911 in Leipzig abgehaltenen Generalversammlung stellte nun — als Mitglied der Weimarer Gesellschaft — unser Vorsitzender, Prof. Hans Feigl, den Antrag, die nächste Generalversammlung außerhalb des Reiches, und zwar in Wien, abzuhalten. Er stelle diesen An-

trag im Einvernehmen mit seinen engeren bibliophilen Freunden in Wien, die es sich zur Ehre anrechnen würden, die Weimarer Gesellschaft bei sich zu Hause begrüßen zu dürfen. Der Antrag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Es war für uns Wiener aber kein geringes Wagnis, die Pflichten des Gastgebers auf uns zu nehmen und dabei auch den Beweis zu erbringen, daß wir hinter den anderen deutschen Städten an bibliophilem Verständnis und Gebefreudigkeit nicht zurückzustehen brauchten. Mit Genugtuung können wir es heute niederschreiben, daß dieser erste Versuch, in Wien eine Bibliophilentagung abzuhalten, in allem und jedem geglückt ist.

Ende September tagte dann die Generalversammlung der Weimarer Gesellschaft in Wien. „Zum erstenmal seit ihrem Bestehen" — heißt es in dem von der „Gesellschaft der Bibliophilen" über die Tagung ausgegebenen Bericht — „hielt am 29. September 1912 die Gesellschaft ihre Generalversammlung außerhalb des Deutschen Reiches. Und der glänzende Verlauf der Wiener Tagung hat bewiesen, wie auch in dem befreundeten österreichischen Reich unsere Bestrebungen Widerhall finden. Nicht zum wenigsten hat zu diesem erfreulichen Resultat die gastfreundliche Aufnahme beigetragen, die uns von der rührigen Wiener Bibliophilen-Gesellschaft bereitet wurde." Die Generalversammlung unserer Gäste wurde im Wissenschaftlichen Klub abgehalten; vorangegangen war ihr ein von unserer Gesellschaft veranstalteter Begrüßungsabend in Rupperts Restauration in der Johannesgasse, der rasch zu näherer persönlichen Berührung zwischen unseren Mitgliedern und den auswärtigen Freunden führte. In der Generalversammlung selbst begrüßte nach einer schwungvollen Ansprache des ersten Vorsitzenden der Weimarer Gesellschaft, Fedor v. Zobeltitz, der Leiter des Hofburgtheaters, Hugo Thimig, als Vorsitzender der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft die Versammelten mit folgenden Worten:

„Hochansehnliche und hochverehrte Versammlung! Daß die Gesellschaft der Bibliophilen, da sie zum erstenmal ihre Generalversammlung über die Grenzen Deutschlands verlegt, unsere

Wienerstadt erwählt hat, erfüllt die junge und noch schüchterne Schwester, die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, mit Stolz, Freude und Genugtuung. Mir wird die schöne und ehrenvolle Aufgabe zuteil, Sie herzlich willkommen zu heißen. Wie habe ich mich darauf gefreut und auf die ersehnte Gelegenheit, im gastlichen Verkehr jene Beziehungen persönlich zu festigen, die uns in der Liebe zu den gemeinsamen Bestrebungen verbinden! Da legt unvermutet das Geschick des Burgtheaters die Hand auf meine Schulter und bannt mich provisorisch in die verantwortliche, alle meine Kräfte und Zeit absorbierende führende Stellung dieses Instituts. Mein sehnlicher Wunsch, Ihnen in den Tagen Ihres Wiener Aufenthalts dienlich zur Seite zu sein, bleibt daher unerfüllbar. Aber wenigstens ist es mir vergönnt, Ihnen den Willkommgruß zu entbieten. Und das tue ich hiemit von ganzem Herzen! Willkommen, innig willkommen in unserem Wien! Möge es Ihnen in unseren Straßen und Häusern, wo Sie überall die Denkmale und Zeugnisse uralter deutscher Kultur begrüßen, behagen. Grillparzer läßt zwar im Hinblick auf die Wiener sagen: ‚'s ist möglich, daß in Sachsen und am Rhein es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen', aber unsere junge Vereinigung beweist Ihnen, daß es auch hier Leute gibt, die sich in der Liebe zu den Büchern finden. Und wenn Sie scheiden, so hoffe ich, daß es uns gelang, den Wunsch des Wiedersehens in Ihre Herzen gelegt zu haben, und daß Sie die Gewißheit mit heimnehmen, daß unsere beiden Vereinigungen nur örtlich getrennt, aber eins im Sinne, im Streben sind, eins, wie's im Buche steht! Von ganzem Herzen willkommen!"

Den Festvortrag hielt Hans Feigl über den bekannten Wiener Bibliophilen Franz Haydinger, den „Wirt von Margarethen". Es erübrigt sich, hier auf den Festvortrag, der bei den auswärtigen Gästen ungeteiltem Interesse begegnete, zurückzukommen. Im wesentlichen verbreitet sich über diese Originalgestalt eines Altwiener Bibliophilen meine später erschienene, eben auf Anregung Feigls beschlossene Jahrespublikation der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft: „Franz Haydinger, ‚der Wirt von Margarethen', die Orginalgestalt eines

Wiener Bibliophilen aus dem alten Wien", von Michael Maria Rabenlechner.

Das gemeinsame Festmahl wurde im Festsaale des Kaufmännischen Vereins in der Johannesgasse, bei dem etwa 120 Mitglieder der reichsdeutschen und der Wiener Gesellschaft mit ihren Damen teilnahmen, abgehalten. Es wurde eine größere Anzahl Privatdrucke — nach dem Urteil des Sekretärs der befreundeten Gesellschaft, Prof. Dr. Schüddekopf, in einer bisher noch auf keiner Versammlung der Weimarer Gesellschaft erreichten Mannigfaltigkeit — verteilt. Wir veröffentlichen das Verzeichnis dieser Festgaben im Anhang.

Im Beisein des Kanzleidirektors im Oberstkämmereramte, Sektionschefs Freiherrn v. Weckbecker, und unter Führung des Direktors der k. k. Hofbibliothek, Dr. Ritter v. Karabacek, und des Kustos Dr. Sonnleithner wurde dann Montag, den 30. September, im Prunksaale der Hofbibliothek eine auserlesene Sammlung von Handschriften und Frühdrucken zur Geschichte der christlichen Kunst eingehend von unseren Gästen besichtigt, bis zu einer gemeinsamen Fahrt nach der sonnigen Höhe des Kobenzl aufgebrochen wurde. Für den Abend des 30. September hatte die Generalintendanz der Hoftheater allen auswärtigen Mitgliedern im Hofburgtheater Logenplätze zu einer Aufführung der „Fünf Frankfurter" zur Verfügung gestellt, nach deren Schluß ein Abschiedstrunk im Rathauskeller die Festteilnehmer vereinigte. Wir konnten also mit der Tagung vollends zufrieden sein. Nach des alten Berliner Bibliophilen Dr. J. Kastans Bericht im „Berliner Tageblatt" — Dr. Kastan starb, hochbetagt, vor einigen Jahren im Alter von etlichen neunzig Jahren — hat die Tagung die hochgespanntesten Erwartungen übertroffen. „Freiherrn v. Weckbeckers Rede auf dem großen Bankett ist ein Meisterstück weltmännischer Eleganz gewesen, Engelbert Pernerstorfers Trinkspruch ein Prachtstück volkstümlicher Redekunst." Ähnliches Lob erntete die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft u. a. auch von Fedor v. Zobeltitz und Prof. Dr. Georg Witkowski, die in führenden deutschen Tageszeitungen ihre Eindrücke über die gelungene Wiener Bibliophilentagung schilderten.

1928.

29. September bis 2. Oktober.

Nach diesem Eindruck, den die Wiener Tagung auf unsere reichsdeutschen und auswärtigen Freunde machte, war es nicht verwunderlich, daß trotz der langen Pause von sechzehn Jahren unserem neuerlichen Ruf an die Weimarer, sich wieder einmal in Wien zu versammeln, begeistert Folge geleistet wurde. Es war unser Vorstandsmitglied Prinz Reuß, der 1927 auf der in Hamburg abgehaltenen Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" den Antrag stellte, Wien als nächsten Tagungsort auszuwählen. Wenn wir hier an dieser Stelle dieser Tagung ganz besonders und in ausführlicher Weise gedenken, so unter anderem auch deshalb, weil unglückseligerweise gerade in diesem Zeitabschnitt die sonst sich liebevoll über die einzelnen Tagungen ergehenden Berichte der Weimarer Gesellschaft abrissen und über diesen Wiener Kongreß, auf dem ein so hoher Glanz ruhte, von der Leitung der Weimarer Gesellschaft nichts irgendwie Nennenswertes verlautbart wurde. Vor allem: keine einzige Tagung der Weimarer Gesellschaft konnte eine so große Anzahl fremder, nämlich nicht im Tagungsort ansässiger Mitglieder und Gäste aufweisen wie die Wiener Zusammenkunft von 1928. Trotz der verhältnismäßig großen Entfernung waren nicht allein hunderte Mitglieder der Weimarer Gesellschaft aus allen Gauen des Deutschen Reiches herbeigeströmt, sondern nicht wenige Bibliophilen aus nichtdeutschen Ländern, wie Schweden, Dänemark, Ungarn u. a., hatten die Reise nach Wien nicht gescheut. Es war nicht gerade leicht, diese Kongreßarbeiten zu bewältigen, diese Hunderte von Gästen mit all ihren verschiedenen Anliegen zufriedenzustellen, ihnen all das, was in unserer Kraft stand und uns am Herzen lag, zu bieten und den Ruf unserer Stadt als den einer uralten deutschen Kulturstätte ebenso wie den ihrer Gastfreundlichkeit und Gastgebefreudigkeit zu befestigen, ja noch zu mehren. Hier muß vor allem einer kleinen Anzahl von Mitgliedern die ihnen gebührende Ehre gegeben und der ihnen gebührende Dank abgestattet werden. Unserem Vorsitzenden,

Prof. Hans Feigl, der nebst der Gesamtleitung hauptsächlich die sogenannten „Kurialien" zu besorgen, also den Kontakt mit den obersten Amtsstellen, der Bundespräsidentschaftskanzlei, dem Unterrichtsministerium, dem Bürgermeister der Stadt Wien und anderen Ämtern herzustellen hatte, die in irgendeiner Weise sich zum Empfang unserer Freunde bereit erklärt hatten, standen Hofrat Dr. Kurt Thomasberger, Kommerzialrat Oskar Gürth und Dr. Gustav Schoenberg ganz besonders hilfreich zur Seite. Dr. Thomasberger bewältigte fast ganz allein — ohne eigentliche Schreibhilfe — die Riesenkorrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern sowie überhaupt den größten Teil der hier nötigen Bureauarbeiten, dabei auch jede andere Einzelheit der kommenden Tagung im Auge behaltend, eine Leistung, die von jedem, der sie kannte, angestaunt wurde. Und was Kommerzialrat Oskar Gürth als Organisator der eingelaufenen Festgaben auf dem Gebiete der reibungslosen, auf früheren Tagungen oft zu starken Unstimmigkeiten führenden Verteilung der in großer Anzahl auf dem Festbankett verabreichten Festdrucke zuwege brachte, war auf keiner Tagung auch nur in annähernd gleicher, all die vielen Schwierigkeiten meisternder Weise erreicht worden.

Diesen Männern: Feigl, Thomasberger, Gürth und Dr. Schoenberg, der sich der Obsorge der finanziellen Angelegenheiten angenommen hatte, gebührt herzlicher Dank für ihre aufreibenden Mühen. An dieser Stelle sei auch unseres Vorstandsmitgliedes Prinzen Heinrich Reuß XXXIX. j. L. prächtiger, großzügiger Gastfreundschaft rühmend gedacht, die mehr als 300 Teilnehmer der Tagung im Reußschen Schloß Ernstbrunn in Niederösterreich versammelte. Jedem Bibliophilen, der damals den Tag in Ernstbrunn verweilen konnte, um sich an den erlesenen Schätzen des Hauses und insbesondere der Bibliothek des Schloßherrn zu ergötzen, wird auch heute noch in der Erinnerung an die prachtvoll verlebten Stunden das Herz höher schlagen. Und es war uns nicht wenig Genugtuung, als unmittelbar nach den schönen Festtagen eine große Anzahl von ganz spontan eingehenden Schreiben an den Vor-

stand gelangten, in denen all unserer Mühen in wirklich herzlichen und überaus warm ansprechenden Worten gedacht wurde.

Urteile über die Tagung.

Dr. Conrad Höfer, der damalige Sekretär der Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen, schrieb unter anderem: „Und nun lassen Sie sich noch einmal recht herzlich bedanken für all die große Mühe und die restlose Aufopferung, die Sie in der Durchführung unserer Tagung verwendet haben. Ich persönlich bekenne gern, daß ich in den zwölf Jahren (so lange bereite ich die Tagungen vor) noch niemals so wenig Arbeit und Mühe gehabt habe. Ich durfte mich behagen wie ein anderer Versammlungsteilnehmer und bin auf diese Weise auch einmal zu einem wirklichen Genuß gelangt. Dann bitte ich Sie, auch den Herren Dr. Thomasberger, Gürth und Dr. Schoenberg den offiziellen Dank des Vorstandes für alle Ihre hingebenden Bemühungen um das Gelingen der Tagung auszusprechen. Ich bin fest überzeugt, daß allen Teilnehmern die Wiener Tage in glanzvoller und gern gehegter Erinnerung stehen werden."

Dr. Julius Clausen, der Direktor der königlichen Hofbibliothek in Kopenhagen, sagt zusammenfassend in seinem liebenswürdigen Schreiben: „Die Fahrt ist vorbei, die Reise zu Ende. Aber feststehend in der Erinnerung bleiben die schönen Tage, die ich bei Ihnen verbringen konnte, und Sie werden verstehen, daß der Dank des Wortes nur wenig ausdrückt, was das Herz bewegt. ... Es waren wirklich echte Festtage. Ich schätze hoch die große Gastfreundschaft der Wiener Bibliophilen, die sich ja auch glänzend in den wundervollen Spenden gezeigt hat."

Dies nur eine ganz geringe Auslese aus den uns zugekommenen Dankbriefen.

Doch nicht unerwähnt soll an dieser Stelle eine Anerkennung bleiben, die uns von heimischer Seite kam und die uns mit ganz besonderem Stolz erfüllte. Sie stammt von Herrn Generaldirektor der Nationalbibliothek in Wien, Univ.-Prof.

Hofrat Dr. Josef Bick, dem gegenwärtigen Präsidenten des österr. Kulturrates, der uns in seiner Eigenschaft als Leiter der Nationalbibliothek durch einen schönen Empfang unserer Gäste in der Nationalbibliothek einen bedeutenden Dienst erwiesen hat. „Der Bibliophilentag" — äußerte sich Generaldirektor Hofrat Dr. Bick in einem Schreiben an unseren Präsidenten Prof. Feigl — „hat einen so schönen Verlauf genommen und war so glänzend organisiert, daß der unterzeichnete Generaldirektor nicht verabsäumen zu dürfen glaubt, bei diesem Anlaß auch seiner Anerkennung für diese ausgezeichnete, Österreichs Renommee fördernde Leistung Ausdruck zu geben."

Eindrücke eines hervorragenden Teilnehmers aus dem Reiche.

Im Wiener Rathaus. — In der Nationalbibliothek. — Das Festmahl im Sophiensaal. — Klosterneuburg. — Auf Schloß Ernstbrunn. — Beim Grafen Lerchenfeld.

Dieses hocherfreuliche heimische Urteil fand seine warme Bestätigung auch in den ausführlichen Berichten hervorragender reichsdeutscher Teilnehmer, die in den großen deutschen Tagesorganen veröffentlicht wurden. Wir möchten hier vor allem das Wort dem Chefredakteur der „Hamburger Nachrichten", Dr. Hartmeyer, geben, der es sich nicht versagen konnte, in mehreren umfangreichen Aufsätzen seines Blattes seine Eindrücke von der Tagung zu schildern.

„Was sind" — beginnt Dr. Hartmeyer in seinen Betrachtungen — „die Bibliophilen? Sie sind sozusagen die Spitzenorganisation des lesenden Deutschtums, sie wollen, daß sich in ihren Lieblingen Schönheit des Inhalts mit der Schönheit der Form verbinde. Sie übertragen gleichsam das Wort, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen kann, auf das Bücherliche und bekennen sich damit zu Verfechtern der Ästhetik des Buches.

Mit solcherlei Empfindsamkeiten gesättigt, sind die Bibliophilen wieder nach Wien gezogen, wo sie zuletzt vor sechzehn Jahren im Banne schönerer und besserer Zeiten geweilt haben.

Die Zeiten sind wohl andere geworden, auch für das Buch, das, die höheren Sphären geistigen Genusses mehr und mehr verlassend, zum Kampfmittel geworden ist. Aber die Einstellung dieser Bücherfreunde zu ihrer tiefsinnigen Liebhaberei ist dieselbe geblieben, gleichwie dieses Wien dasselbe geblieben trotz leiblicher und seelischer Not, die in schweren Jahren über die Stadt reifster deutscher Kultur dahingezogen ist.

Die Versicherung von der Aufrechterhaltung der geistigen Stellung Wiens im Leben der Deutschen und die Bitte, sich selbst von diesem Gnadengeschenk an des deutschen Volkes Gesamtheit zu überzeugen, zog durch die warmherzige Begrüßung, die die deutschen Bücherfreunde am ersten Abend im Wiener Rathaus durch die Stadtverwaltung erfuhren, auf die der Nestor der deutschen Bibliophilen und der getreue Eckehard ihrer Bestrebungen, der unverwüstliche Fedor v. Zobeltitz, mit wenigen, aber herzlichen Worten dankte. Und nach der Anrufung des Genius dieser unvergleichlichen Stadt war ihre Schönheit gleichsam greifbar vor Augen gerückt in dem grandiosen Saale des Wiener Rathauses, dessen Ebenmaß der gotischen Gliederung in magisches Licht getaucht erschien. Der erste Blick in diese unvergleichliche Pracht entschied über die ganze Tagung.

Köstliche und gemütliche Stunden wurden den Gästen in diesen Räumen voll Pracht und Herrlichkeit bereitet. Schnell wurde die Sorge unterdrückt, die sich erhob ob der Auswahl des nächsten Tagungsortes. Wo haben wir einen solchen Saal im Deutschen Reich, rief ein Redner aus, nirgends gibt es einen ähnlichen! Es ist immer dasselbe, ob Sängerfest oder Besuch im kleinsten Rahmen: das Staunen über die Fülle der Größe und Schönheit, die diese Stadt, dieses Wien enthüllt, mit der sie aus ihrer Bescheidenheit hervortritt und stolz ihr Deutschtum vor sich herträgt.

Und dieses Deutschtum, launig und beseelt, trat vor die Gäste aus allen deutschen Gauen, als der Deutsche Volksgesangverein unter Leitung von Dr. Georg Kotek, dem Manne mit der jubelnden Stimme und dem jubelnden Her-

zen, seine Weisen ertönen ließ, köstliche Gaben aus dem Seelenleben der Älpler, als Sang zur Laute oder im munteren Chorgesang. Zum Schluß führte Raimund Zoder seine kleine Schar zu allerlei Volkstänzen an und erntete stürmischen Beifall.

Auch immer wieder eine alte Erfahrung: das singende und tanzende Österreich erobert sich stets im Fluge die Herzen der Brüder aus dem Reich. So schloß in Frohsinn und Laune der erste Abend der Bücherfreunde, ein guter Anlauf zu weiterem schönen Gelingen."

* * *

Nach einem kurzen Bericht der eigentlich meritorischen Versammlung der in der Bundes-Präsidentschaftskanzlei abgehaltenen Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" (Weimar) schildert Dr. Hartmeyer in einem zweiten Aufsatz seine weiteren Eindrücke über die Tagung und zunächst über den Besuch in der Nationalbibliothek.

„Selten wohl" — führt Dr. Hartmeyer aus — „hat Fischer v. Erlachs Prachtraum ein verständnisvolleres Publikum beherbergt als zu dieser sonntäglichen Feierstunde. Generaldirektor Hofrat Dr. Bick waltete der hausherrlichen Pflichten und richtete herzliche Worte der Begrüßung an die Erschienenen, sie zugleich zu einem kurzen orientierenden Vortrag über dies Haus unfaßbarer und nicht zu bewertender Schätze erweiternd. Ausrufe des Entzückens bis zum verstummenden Genießen der dargebotenen Schätze drückten dann später beim Rundgang die ganze Skala bibliophiler Leidenschaftlichkeit aus. Betrachtet man aber diese Wunderwerke herrlichster Kleinkunst, da zeigt es sich, daß unsere Zeit, die auf so viele Erfolge stolz zu sein glaubt, in den schönen Künsten das als etwas Besonderes zu erstreben sich bemüht, was für die fleißigen Mönche und die späteren Besitzer der mit unendlicher Geduld hergestellten Folianten und Bücher in künstlerischer Hinsicht eine Selbstverständlichkeit, die natürliche Auswirkung reifster künstlerischer Veranlagung war."

* * *

„Nach dem geistig-ästhetischen Höhepunkt des Tages am Abend die gastronomische Entspannung durch das große Festmahl im schön geschmückten Sophiensaal, der größten Behausung für festesfrohe Menschen, die Wien aufweist. Und dieser Saal war gedrängt voll, wie ein lebendiger Protest gegen die Numerus-clausus-Bestrebungen am Vormittag. Auf diese wachsende Anteilnahme in Verbindung mit der Ehre des Besuches, der gerade Wien seitens so vieler Bücherfreunde teilhaftig wurde, wies der Vorsitzende der Wiener Bibliophilen, Herr Hans Feigl, in seiner gedankenreichen Rede hin, die in einem warmen Dank an die bisherige Leitung der Vereinigung ausklang. Vorher hatte Prof. Witkowski in fein pointierten Ausführungen die Anwesenden zu einer Huldigung für das deutsche Volk vereinigt. Noch viele Reden und Ansprachen folgten, unter ihnen besonders hervorzuheben die des Bundesministers für Kultus und Unterricht, Schmitz, der die deutsche Geistigkeit als kulturverbindendes Element unter den deutschen Stämmen pries, auf die dann kurz Fedor v. Zobeltitz bei seinem Dank an den Vertreter der Bundesregierung und an alle die Freunde in Wien einging, die ihr Bestes hergegeben, um dem Besuch aus dem Reich und von auswärts den Aufenthalt in Wien so anziehend zu gestalten. An der langen Ehrentafel bemerkte man viele ausgezeichnete Gäste. Neben dem österreichischen Minister der deutsche Gesandte Graf Lerchenfeld und Gemahlin, Prinzessin Reuß, die Gemahlin des kunstliebenden Prinzen Reuß XXXIX., die Herren des Vorstandes, Angehörige der Vereinigung und Gäste, unter ihnen das durchgeistigte Gesicht des greisen Karl Glossy, weiter Anton Wildgans, Max Mell, eine lange Reihe guter und bekannter Namen des geistigen Wien.

Zum Schlusse frönte man der guten bibliophilen Tradition der Spendenausteilung für die Mitglieder, wachsend wie der ganze Verein: ein Sieben-Kilo-Paket edelster bibliophiler Gaben. Und als die Mitternacht schon näherzog, da richteten die Wiener Freunde ihren Gästen eine wienerische künstlerische Akademie in vornehm abgestimmtem Rahmen aus, zu deren

Festbankett im Sophiensaale, 30. September 1928.

Oben die Ehrentafel (von links nach rechts): Sektionschef Dr. Weckbecker — Dr. R. Auernheimer — Univ.-Prof. Dr. Witkowski — Frau Dr. Deutsch-Zeltmann — Unterrichtsminister (jetzt Bürgermeister der Stadt Wien) R. Schmitz — Gräfin Lerchenfeld — F. v. Zobeltitz — Frau Unterrichtsminister Schmitz — Gesandter Graf Lerchenfeld — Prinzessin Reuß — Prof. Feigl — Dr. E. Höfer — General-Int. Schneiderhan — Hofrat Glossy — Graf Hardenberg — Hofr. Dr. v. Payer — Min.-Rat Dr. Pernter (jetzt Unterrichtsminister) — Hofr. Dr. Kurt Thomasberger.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

prächtigem Gelingen Rosette Anday mit herrlichen Gaben ihrer großen Kunst — das Spinnerlied und die Arie aus Samson und Dalila — sowie Blanka Glossy beitrugen, letztere Wiener Humor hinreißend und fesch vor den entzückten Hörern ausstreuend. Es war sehr spät, als endlich Bibliophilia ihr Lager aufsuchte."

* * *

Und nun noch die Schlußbetrachtungen über die Tagung, mit denen der so dankbar begeisterte reichsdeutsche Teilnehmer seine schöne Aufsatzreihe beendigte. Dr. Hartmeyers Epilog, aus warmem Herzen gesprochen, klingt wieder in ein hohes Preislied auf Wien, dessen Schönheit und echte Deutschheit aus:

„In vollen, genußfrohen Akkorden ist die Tagung der Bibliophilen zu Ende gegangen. Nach den Schätzen, die Wien bot, zog man in die Umgebung. Zunächst nahm Klosterneuburg die Kunstbeflissenen auf. Unter der Führung der liebenswürdigen Chorherren wanderte man durch die Sehenswürdigkeiten des Stiftes, die sich immer wieder auch dem, der sie kennt, in sieghafter Schönheit eröffnen. Die Glanzpunkte waren selbstverständlich Kirche und Bibliothek. Hier die gewaltigen Regale, auf denen an die zehntausend Bände untergebracht sind, die wertvollen Handschriften und bildergeschmückten Tafeln und das Gebetbuch des heiligen Leopold, dort die goldene Pracht des Verduner Altars, ein Wahrzeichen unerreichbarer Goldschmiedekunst der romanischen Epoche. Es geht ein eigener Zauber aus von diesen Stiften und Abteien in Österreich. Sie atmen in schönstem Gleichklang Geschichte, Kunst, Wissenschaft und christliche Gläubigkeit. Verliert man sich in ihre Kirchen, in ihre Kreuzgänge und Höfe, dann spürt der Bewohner, wie der Atem der Zeit nur wie von ferne ihn noch streift und wie schaffende und tätige Beschaulichkeit des Amtes der Bewahrung köstlicher deutscher Kulturgüter waltet. Diese kirchlichen Hochsitze sind die Perlen in der Krone der ehrwürdigen Austria, unvergänglich und in nie versiegender Schönheit erstrahlend trotz aller Widrigkeiten

der Zeiten. In diesem Gefühl haben die Gäste Klosterneuburg und seine Schätze genossen und sicherlich ein vertieftes Bewußtsein von der Erhabenheit deutscher Kulturarbeit auf vorgeschobenem Posten des Deutschtums mit in die Heimat genommen."

* * *

„Tags darauf Besuch bei einem kunstsinnigen deutschen Fürsten: Prinz Heinrich XXXIX. j. L. Reuß hatte seine Freunde von der Bibliophilie auf sein Schloß Ernstbrunn geladen, um ihnen die Schätze seiner Bibliothek zu zeigen. Und welche Überraschung! Man glaubte sich auf die Besichtigung einer alten, vielleicht etwas verstaubten Schloßbücherei vorbereiten zu müssen und wurde mitten hinein in das vornehme, von erlesenem Geschmack durchwehte Heim eines deutschen Landedelmannes geführt. Der Prinz lebt mitten in seinen Schätzen, sie umgeben ihn bei der täglichen Arbeit und sind unmittelbarste Genossen seiner Mußestunden. Hier reichen sich Bibliophilie, Kunst und Literatur die Hände und wirken zu einem Gesamtbild deutscher Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes zusammen.

Unvergeßlich die Wanderung durch das weitläufige Schloß mit seiner herrlichen Lage, die immer wieder den Blick auf das weite Land mit seinen Hügeln, Wäldern und lauschig gelegenen friedlichen Dörfern und Märkten freigibt, ein Stück ländlicher Geruhsamkeit in unmittelbarer Nähe der Weltstadt an der Donau. Unvergeßlich die Gastfreundschaft des prinzlichen Paares, das Führung und Sorge für das leibliche Wohl ihrer Hunderten von Gästen persönlich übernommen hatte.

Man hat den Adel in Österreich abgeschafft; wer sich aber von seiner Lebendigkeit nach der Seite wahrer Vornehmheit und Herzensbildung überzeugen will, der frage im Schloß von Ernstbrunn an."

* * *

„Und endlich am Abend des genußreichen Tages ein Ausklang in den gastlichen Räumen der deutschen Gesandt-

Beim Prinzen Reuß auf Schloß Ernstbrunn.

(Von rechts nach links) Sitzend, vordere Reihe: Dr. E. Höfer (Eisenach) — Dr. O. Deutsch-Zeltmann (München) — Dr. H. Schulz (Leipzig) — Dr. Alb. Soergel (Chemnitz) — Fr. Homeyer (Berlin) — P. Hirsch (Frankfurt a. M.). Sitzend, hintere Reihe: Dr. Kirstein (Leipzig) — Graf Hardenberg (Darmstadt) — Fürstin Reuß — Prof. Feigl (Wien) — Generaldir. Dr. Bick (Wien) — E. Schulte-Strathaus (München). Stehend: Martin Breslauer (Berlin) — Graf Klinckowström (Berlin) — Prinz Reuß — Fed. v. Zobeltitz (Berlin) — Prinzessin Reuß — Prof. Witkowski (Leipzig) — Gräfin Stolberg-Reuß.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

schaft, wo Deutschlands Vertreter Graf Lerchenfeld und seine Gattin den Gästen noch einmal den Abschied von Wien recht schwer machten. Ein kleinerer Kreis nach der Fülle der Gesichte und Strapazen der vorhergehenden Tage. Noch einmal ein gemütlicher Plausch, ein Rückblick und ein dankbares Sicherinnern an alles Genossene.

Die Gastfreundschaft der Wiener deutschen Gesandtschaft ist sprichwörtlich, sie ist Tradition und hat alle politischen und gesellschaftlichen Erdbeben der letzten trüben Zeiten überdauert. Sie lebt auch unter dem derzeitigen Verweser des Ansehens des Reiches in ungeschmälerter Vornehmheit weiter, dem die Gäste für diese Stunde der Besinnlichkeit und liebenswürdiger Anregung gleichsam als Übergang zur Rückkehr in die deutsche Heimat ihre stille Huldigung darbrachten.

Die nächste Tagung soll dem Vernehmen nach in Berlin stattfinden, eine gute Gelegenheit, daß die beiden größten deutschen Städte ihre Kräfte unmittelbar nacheinander messen können. Die Berliner sollen nicht gerade sehr siegesgewiß nach dem Erlebnis dieses Beisammenseins in Wien sein. Man kann ihnen das Gefühl der Unsicherheit lebhaft nachempfinden."

Im Burgtheater. — Beim Bundespräsidenten.

Wir haben hier den hervorragenden auswärtigen, reichsdeutschen Teilnehmer sprechen lassen, dessen Schilderung noch hinzuzufügen ist, daß am Montag abend zu Ehren der Gäste eine Festvorstellung im Burgtheater stattfand, wo Max Mells „Nachfolge-Christi-Spiel" zur Aufführung gelangte. Am Vormittag desselben Tages, bevor die Fahrt nach Klosterneuburg angetreten war, wurden die Teilnehmer vom Bundespräsidenten Dr. Michael Hainisch empfangen, der sich in einer längeren Ansprache als großer Bücherfreund bekannte. Der Präsident der Weimarer Gesellschaft dankte in warmen Worten für die herzliche Aufnahme und erklärte, daß sich die Reichs-Bibliophilen in Wien wie zu Hause fühlen. Prof. Feigl übergab dann in einer An-

sprache dem Bundespräsidenten als Zeichen des Dankes das große Bücherpaket, das beim Festmahle gespendet worden war.

Anton Wildgans †.

Ein herber Verlust, der die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft traf, war der frühzeitige Hingang unseres langjährigen Vorstandsmitgliedes Anton Wildgans, dessen Tod das ganze geistige Österreich in tiefe Trauer versetzte. Anton Wildgans hat unseren Bestrebungen immer treu gedient, so wie es auch unser Herzensbedürfnis war, seine edlen, sprachschönen „Sonette an Ead" in einem besonderen Vorzugsdruck herauszubringen. Unserem Ruf, sich zu einer Trauerkundgebung für unser verstorbenes Vorstandsmitglied zusammenzufinden, war weit über den Bereich unserer Mitglieder ein großer Teil des geistigen Wien gefolgt. Bei der im Vortragssaale der Wiener Nationalbibliothek veranstalteten stimmungsvollen Feier führte unser Vorsitzender, Prof. Hans Feigl, unter anderem aus:

„Wildgans stieß zu unserer Bibliophilen-Gesellschaft ganz freiwillig, wie es andere gleich ihm taten, so von allem Anbeginn unserer Gesellschaft an: Jakob Minor, Richard Maria Werner, Alexander v. Weilen, Rudolf Wolkan, Engelbert Pernerstorfer, Hugo Thimig, Hermann Bahr, Stefan Zweig, um nur einige zu nennen, die unserer Gesellschaft angehören oder angehörten. Viele unter den Genannten deckt ja schon der Rasen. Wildgans' Name zierte gleich vielen hier Erwähnten bis zum Schluß seiner Erdentage unsere Vorstandsliste. Solange er sich noch halbwegs gesund fühlte und auch nicht durch die Führung der Burgtheaterdirektionsgeschäfte zu stark in Anspruch genommen war, beteiligte er sich lebhaft an den Vorstandssitzungen. Es war nicht eigentlich die Hingebung zum äußerlich Ästhetischen am Buch, nicht das Moment des Seltsamen, des Verschollenen, nicht die Schätzung alten, versunkenen Schrifttums, was ihn in unsere Mitte führte, sondern Bibliophilie

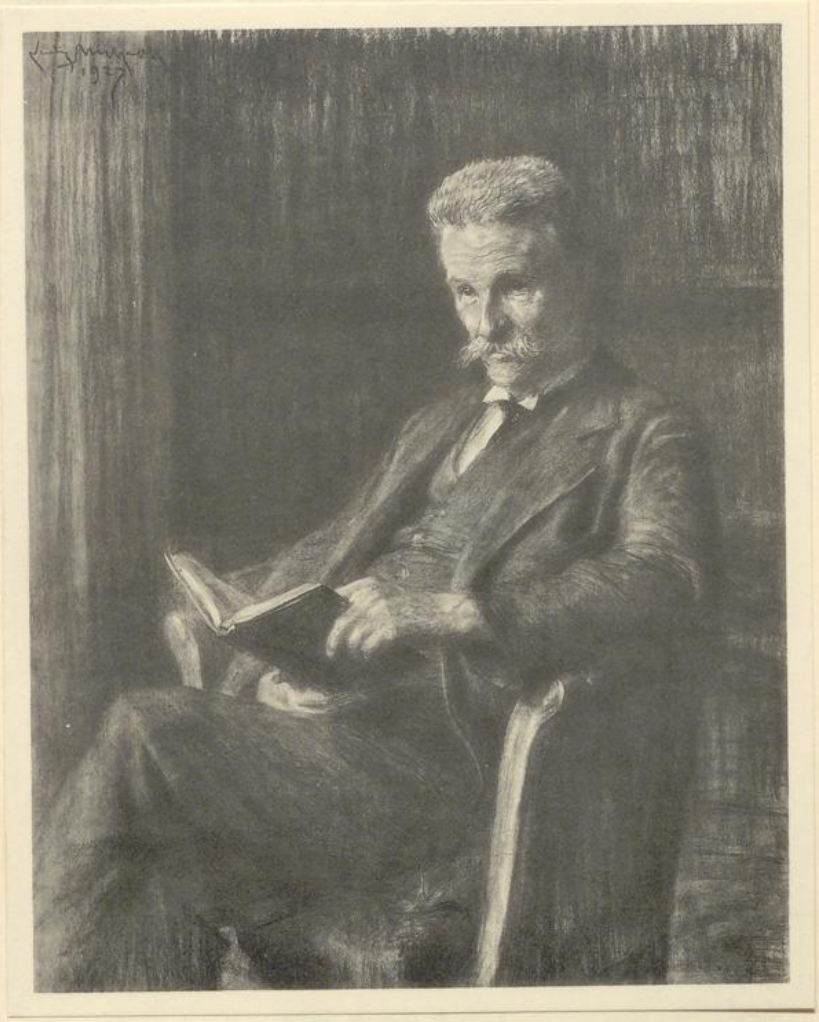
bedeutete für ihn die Liebe zum Geistigen und Künstlerischen überhaupt. Wildgans stand nahe dem Kreis um unseren hier ganz unpolitisch zu wertenden, unvergeßlichen Engelbert Pernerstorfer, denselben Pernerstorfer, der von sich im Anblick seiner geliebten Bücherreihen einmal sagte: ‚Wenn ich von Büchern rede, rede ich vom Leben, denn jedes Buch ist nur dann etwas wert, wenn es aus dem Leben kommt und ins Leben geht. Nehmt mir die Freiheit, sperrt mich ein, es wird mich hart treffen. Aber laßt mir meine Bücher, und ich werde alles ertragen. Bücherwurm? Ach Gott, niemand hat das Leben so geliebt wie ich!' Es gibt ein Wort, das ungefähr um 1800 herum von Bernhard Delbrück geprägt wurde: ‚Man hat schon lange den Ausdruck klassischer Dichter in unsere Sprache eingeführt, ich wundere mich,' meint Delbrück, ‚daß man nicht auch den Ausdruck klassischer Leser verwendet.' Ein solcher klassischer Leser war nicht nur Pernerstorfer, sondern auch Wildgans. Ach, es ließe sich schon denken, daß wir Dingen und Erscheinungen unmittelbar völlig primär gegenübertreten, sie zu fassen trachten, in uns eingehen lassen und nicht erst durch ein Röhrenwerk, das sie durch die Lettern und den Druck in uns überleitet. Das Bedürfnis, die Welt zu erkennen, zu erschauen, diesen Drang und dieses Bedürfnis zu stillen ohne Zuhilfenahme dieser Prothese, die Erscheinungswelt in ihrer jungfräulichen Gottheit auf uns wirken zu lassen, ward je und je der Traum von Dichtern und Denkern. Doch das Leben des einzelnen währt zu kurz, durch die Bücher und nur durch das gedruckte Wort ist es ihm gegönnt, sein enges Leben zu erweitern, die in den Büchern niedergelegten Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse anderer zu seinen eigenen zu machen und so auch sein sonst sehr kurz bemessenes Leben zu verhundert-, zu vertausendfachen."

Nach den gehaltvollen Ausführungen Prof. Feigls würdigte Univ.-Prof. Dr. Eduard Castle in liebevoller, eindringlicher Weise das künstlerische Werk Wildgans' von der Lyrik über das Epos zum Drama und zeigte mannigfache Beziehungen zwischen Leben und Dichtung auf. Den Abschluß der Gedenkfeier bildete der Vortrag einiger Gedichte durch Burg-

schauspieler Hennings, der, selbst tief erschüttert, seine Zuhörer im Innersten ergriff.

Tod Payers v. Thurn.

Im selben Jahre, da Anton Wildgans von uns schied, traf uns auch ein anderer schwerer Verlust: unser Payer war einem langjährigen Leiden erlegen. Dr. Rudolf Payer v. Thurn stand bereits an der Wiege unserer Gesellschaft, war jahrelang auch in der Weimarer Gesellschaft Vorstandsmitglied und nach dem Hingang Universitätsprofessor Wolkans unser Vizepräsident. Die großen Dienste, die er unserer Gesellschaft nicht allein in seinen musterhaften Publikationen, wie „Der historische Faust im Bild" und „Grillparzer im Bild", sondern auch in zahlreichen sachkundigen Vorträgen leistete, werden immer unvergessen bleiben. Auch der vornehme Mensch wird aus unserem Erinnern niemals ausscheiden. Wir können zu seinem Gedenken nichts Besseres und Schöneres sagen, als was im „Jahrbuch deutscher Bibliophilen- und Literaturfreunde" anläßlich des 60. Geburtstages Payers Univ.-Prof. Arnold, die Persönlichkeit Dr. v. Payers würdigend, am Schlusse seiner Ausführungen schrieb: „Indem wir diese Rohbilanz von vier Jahrzehnten wissenschaftlichen Schrifttums abschließen, empfinden wir wiederum die Unzulänglichkeit solcher trockenen Gegebenheiten dort, wo es gilt, in den Kern einer bedeutenden Persönlichkeit einzudringen. Dem Lexiko- und dem Bibliographen mögen Jahreszahlen, Rangstufen und Buchtitel genügen: aber die einzigartige Individualität, das geheimnisvolle X der Persönlichkeit erfassen sie nicht, und der Nachwelt wird Payers finstere Novelle ‚Doktor Faust, ein Gelehrtenschicksal' (1919) tieferen Einblick in das Wesen ihres Verfassers gewähren als alle gelehrten Bücher und Aufsätze, deren Großteil wir eben genannt haben. Wer es versucht, mit Worten das zu unternehmen, was Michaleks Radiernadel unübertrefflich geleistet hat: ein adäquates Bild Payers zu geben, dem wird, so glauben wir, als Hauptzug Sittliches, Ethos, vornehme



Hofrat Dr. Rudolf Payer R. v. Thurn †

ehem. Direktor der kaiserlichen Fideikommißbibliothek Wien und Vizepräsident der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Denk- und Handlungsweise oder wie man ein und dasselbe sonst umschreiben will, erscheinen. Und das nach Wagners berühmter Definition wesenhaft Deutsche: ‚die Sache, die man treibt, um ihrer selbst willen und der Freude an ihr treiben'. Und eine ergreifende Selbst- und Anspruchslosigkeit, die sich durch späte Auszeichnungen und Erfolge nicht beirren läßt. Und die den Gentleman kennzeichnende Rücksicht auf andere. Aber auch hier bewegen wir uns in lauter Wiederholungen und Tautologien." Uns Bücherfreunden steht dieser Bücherfreund, dem Vorstand sowohl der Weimarer als der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft angehörig und Urheber einer ganzen Reihe bibliophiler Veröffentlichungen, besonders nahe. Durfte jemals ein Leben, weil reich an Mühe und Arbeit, eben deshalb köstlich genannt werden, so ist es dieses — und zugleich vorbildlich für jeden, der im Buch ein Symbol der Erkenntnis der Schönheit liebt.

* * *

Alle nennenswerten Daten im Ablauf der fünfundzwanzig Jahre unserer Gesellschaft sind in den voranstehenden Seiten verzeichnet, alle wesentlichen Geschehnisse ausführlich geschildert. Damit hat der Chronist seine Aufgabe erfüllt und hegt nach Erfüllung dieses Amtes nur noch den Wunsch, daß der Gründer der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft zu einer Rückblick und Ausblick gewährenden Schlußbetrachtung selbst das Wort ergreift.

* * *

Rückblick und Ausblick.

Von Hans Feigl.

Die Aufgabe, die sich die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft bei ihrer Gründung gestellt hat, glaubt sie die ganzen fünfundzwanzig Jahre fest im Auge behalten zu haben. Auch hat sie wohl ihr redlich Teil zu den Aufgaben der gesamten

deutschen Bibliophilie beigetragen. Vielleicht werden erst spätere Zeiten völlig ermessen, welch' unbestreitbares geschichtliches Verdienst sich die Bibliophilie im gesamten deutschen Sprachraum erworben hat. Ein Blick in die Schaufenster unserer Buchläden, ein ebensolcher in die Druckereien und Schriftgießereien allein schon genügt, um zu erkennen, was hier nur schon auf dem Felde der Buchausstattung geleistet, wie der Verwahrlosung und Verlotterung des Buches, ja des einfachen Druckerzeugnisses ein Ende bereitet wurde. Es sind mehr als dreißig Jahre her, daß hier der tatkräftige Reformeifer der bibliophilen Vereinigungen sich an das Werk gemacht und die segensreiche Entwicklung ihren Anfang genommen hat. Heute haben wir wieder werkgerechtes, anständiges, ja edles Handwerk und dies nicht vielleicht nur in den Spitzen, sondern dieser Zug zum Echten und Werktüchtigen geht durchs ganze Buchgewerbe. Über diese so hocherfreuliche Neugestaltung des Buchäußeren, der Drucktypen, der formgerechten Satz- und Schriftgestaltung sich hier zu verbreiten, würde den Rahmen dieser Jubiläumsbetrachtung sprengen. Vor dieser Entwicklung war das Buch entweder in Verwahrlosung versunken oder es gab jene berüchtigte Talmieleganz, die in protzigem, stilloſem Prunkgewande die Tische unserer Bürgerhäuser „zierte". Daß das gründlich anders wurde, ist fast ausschließlich den Reformbestrebungen der Bibliophilie zu danken, denen, ob man anfänglich wollte oder nicht, mit der Zeit die Verlagshäuser wie die Offizinen gerecht wurden. Auch das gewöhnliche Gebrauchsbuch zeigt heute allenthalben ein anständiges, nicht mehr von Nachlässigkeiten und Stilwidrigkeiten entstelltes Gesicht.

Das Formal-Ästhetische ist natürlich nur eine Seite der bibliophilen Bestrebungen. Darüber hinaus ist sich die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft ihrer grundsätzlichen Einstellung in allen Phasen ihrer Entwicklung bewußt geblieben. Ihrer von allem Anfang eingenommenen geistigen Haltung getreu, hat sie sich von allem Raritätenfimmel ferngehalten, ihre Bestrebungen haben nichts gemein mit Bibliomanie, sie hat nebst ihrer Sorge für die formschöne und formgerechte Gestaltung

des Buchäußeren die Liebe zum guten, wertvollen Buche, zu Wissen und Weisheit gefördert und blieb immer dessen eingedenk, daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohnen solle. Ihr Österreichertum, ihre besondere österreichische Aufgabe hat sie dabei gleichfalls nie aus dem Auge verloren. Davon legt die stattliche Reihe ihrer Veröffentlichungen beredtes Zeugnis ab, angefangen vom „Österreichischen Parnaß", der Ebner-Eschenbach-Publikation, der vierbändigen Ausgabe der „Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten" hinüber über das Werk „Wien in den Tagebüchern Robert Hamerlings", das Mappenwerk „Grillparzer im Bilde", Wildgans' „Sonette an Ead" und das Franz-Haydinger-Buch bis zu den „Streifzügen eines Bibliophilen durch das deutsche Schrifttum Österreichs usw.", den „Wiener Hausdichtungen von Stranitzky bis zu Goethes Tod", Hofmannsthals „Bergwerk von Falun" und den eben ausgegebenen „Wiener Elegien von Ferd. v. Saar", die längst schon das edlere Kleid heischten. Dabei hat die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft peinlich darauf geachtet, nur im Geiste der alten, edlen Humanitas zu wirken und ist allen da und dort immer wieder lauernden Verlockungen, sich irgendwelchen kulturkämpferischen Absichten dienstbar zu machen, in weitem Bogen ausgewichen.

So tritt nun die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, froher Hoffnung voll, in das zweite Vierteljahrhundert ihres Bestandes. Gekeimt aus den Idealen echter deutscher Bibliophilie, ist sie im unverbrüchlichen Festhalten an diesen Idealen gewachsen und stark geblieben. An Mitgliederzahl wie alle ähnlichen kulturellen Vereinigungen infolge der materiellen Enge der Zeiten etwas schwächer geworden, steht sie an innerer Geschlossenheit, in der Zielstrebigkeit für ihre Kulturideale fester denn je da. Es ist schon so, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil des heutigen jungen Geschlechtes für das Buch und das Geistige nicht allzuviel übrig hat. Doch wer genauer hinblickt und genauer hinhorcht, kann bereits neue Keime sich regen sehen, neue Worte, die ja doch unsere alten sind, vernehmen. Es wird in Österreich jetzt wieder viel „gesungen und gesagt"

und es ist Jugend, frischeste Jugend, die hier die edle Leier anschlägt. Wir wollen die alte Tradition weiter pflegen, nebst anderem auch Schatzgräber versunkenen und zu Unrecht vergessenen österreichischen Schrifttums bleiben, gleichzeitig aber auch aufgeschlossen uns zeigen allem Neuen, Jungen, Schönen und Edlen von heute. Es war ein Jugendführer, der unlängst die prächtigen Worte sprach: „Die als ‚Büchernarren' gescholtenen und verschrienen Menschen sind in Wirklichkeit die wahren Weisen, denn sie streben nach dem einzigen Reichtum, der adelt und erhebt." So sind wir des Glaubens, daß wir uns erneuern werden, daß Jugend wieder in unsere Mitte kommen und sich um unsere bibliophilen Ideale versammeln wird.

„Die Werke kluger Sinnen
Hat nie vertilgen künnen
Der Zeiten starke Flucht.
Wie viel sie sonst vermocht.
Auf Stahl und Stein zu bauen,
Darf keiner sicher trauen,
Sie nehmen eher Bruch
Als ein gelehrtes Buch."

Anhang.

Ehrenmitglieder.

Prof. Hans Feigl
Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner
Hofrat Hugo Thimig

Ehrentafel

der seit Gründung der Gesellschaft ihr ununterbrochen, somit 25 Jahre angehörenden Mitglieder:

Österreich:

Hofrat Dr. Felix Batsy (Wien)
Prof. Dr. Fritz Brukner (Wien)
Vorstand Josef Eckersberg (Wien)
Prof. Hans Feigl (Wien)
Dr. Eugen Herz (Wien)
Dr. August Heymann (Wien)
Oberlandesgerichtsrat i. R. Dr. Hans Freiherr v. Jaden (Wien)
Dr. Viktor Kometter (Klagenfurt)
Reg. Fürst Franz von und zu Liechtenstein (Wien)
Kommerzialrat Oskar Ladner (Wien)
Josef Noggler (Wien)
Prof. Dr. Johann Pilz (Wien)
Staatsanwalt Dr. R. v. Soos (St. Pölten)

Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner (Wien)
Dr. Oskar Scheuer (Wien)
Dr. Gustav Schoenberg (Wien)
Dr. Berthold Steif (Wien)
Hofrat Hugo Thimig (Wien)

Ausland:

Martin Breslauer (Berlin)
Dr. Rudolf Cziczek (Warnsdorf)
Richard Doetzsch-Benziger (Basel)
Carl Heinrich (Dresden)
Dr. med. Ludwig Liebl (Ingolstadt)
Ludwig Saeng (Darmstadt)

Bibliotheken, Sammlungen usw.

a) Österreich:

Städtische Sammlungen Wien
Steiermärkische Landesbibliothek (Graz)
Stiftbibliothek Melk a. d. D.
Universitätsbibliothek Wien

b) Ausland:

Bayrische Staatsbibliothek (München)
Hessische Landesbibliothek (Darmstadt)
Königl. Bibliothek der Niederlande (Haag)
Library of Congress (Washington)
Preußische Staatsbibliothek (Berlin)
Universitätsbibliothek Breslau
Universitätsbibliothek Königsberg
Universitätsbibliothek München
Universitätsbibliothek Tübingen

Die Veröffentlichungen der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

1912 bis 1937.

1912: Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild. Herausgegeben und eingeleitet von Richard Maria Werner. Mappe in Folioformat, enthaltend: I. Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild, Einleitung von Richard Maria Werner, 21 S. II. Literarische Pamphlete (von 1785—1848) in drei Bändchen (88 S., 52 S., 32 S.). III. Franz Gaul, Der österreichische Parnaß 1862. Reproduktion der verschollenen Originalzeichnung nach der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Photographie samt Spiegel. Vergriffen.

1913: Friedrich Hebbels letztes Notizbuch (1863). Innen: Friedrich Hebbels letzte Brieftasche (1863). Herausgegeben von Dr. Hans Halm. Faksimile-Wiedergabe des letzten, bis dahin gänzlich unveröffentlicht gewesenen Notizbuches Hebbels, das nach dieser Reproduktion in den Besitz des Hebbel-Museums in Wesselburen überging. Zwei Teile in Schuber. Das Notizbuch in derselben Seide wie das Original. Vergriffen.

Ernst Moritz Arndt: Wien. Eingeleitet und erläutert von R. F. Arnold. XVIII + 204 S. Oktav. Pappband. Vergriffen.

1914: Der erste deutsche Bühnen-Hamlet. Die Bearbeitungen Heufelds und Schröders. Herausgegeben und eingeleitet von Alexander von Weilen. XLVII + 196 S. Oktav. Vergriffen.

Marie Ebner-Eschenbach: Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Korrespondenzkarten. Können und Gönnen. Luxusdruck für die Mitglieder der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft von der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt. Mit einer Titelradierung von Professor Ludwig Michalek. 33 S. Quart. Ganzleinen. Vergriffen.

1915: Wien in den Tagebüchern und Dichtungen Hamerlings. Mitteilungen Michael Maria Rabenlechners. Unter Ausschluß der Politica aus dem Jahre 1848. Mit einer farbigen Wiedergabe des Wohnhauses Hamerlings. XIII + 102 S. Quart. Pappband. Vergriffen.

1916: Dr. Rudolf Payer von Thurn: Der historische Faust im Bilde. 22 Lichtdrucktafeln und 19 Seiten Text. Folio in kartoniertem Umschlag mit Schuber. Vergriffen.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen für 1917 (Deutscher Bibliophilen-Kalender). V. Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. Mit vier Bildnissen und einem Faksimile. 185 S. Großoktav. Pappband. Vergriffen.

1917: Rudolf Wolkan: Die Hutterer. Österreichische Kommunisten und Wiedertäufer in Nordamerika. VII + 200 S. und eine Karte. Quart, kartoniert.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen für 1918. VI. Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. 198 S. Mit drei Beilagen. Großoktav. Vergriffen.

1918—1919: Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Rudolf Wolkan. Zweiter Band. I. Abt. 1800—1848. 182 S. Oktav, kartoniert.

1920—1921: Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Rudolf Wolkan. Zweiter Band. II. Abt. 1850—1914. (186) 369 S. Oktav, kartoniert.

1922—1923: Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Rudolf Wolkan. Erster Band. II. Abt. 1500—1799. 260 S. Oktav, kartoniert.

1924—1925: Das Buch der Weisheit. Gedruckt und vollendet durch Lienhart Hollen zu Ulm nach Christi geburt MCCCCLXXXIII iar auff den XXVIII tag des mayenß. Faksimile-Druck, herausgegeben von Rudolf Payer von Thurn. VI + 400 S. Quart, kartoniert. 120 Holzschnitte.

1926: Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Rudolf Wolkan. Erster Band. I. Abt. Einleitung.
Michael Maria Rabenlechner: Franz Haydinger, „Der Wirt von Margarethen". Die Originalgestalt eines Bibliophilen aus dem alten Wien. 91 S. Quart. Mit einer Titelradierung Haydingers von E. Hütter und einem Faksimile. Kartoniert.

1927: Anton Wildgans: Die Sonette an Ead. Großquart. Sonderausgabe auf Hadernbütten in 450, vom Dichter signierten, provisorisch mit der Hand gebundenen Exemplaren.

1928—1929: Grillparzer im Bilde. Herausgegeben von Rudolf Payer von Thurn und Hermann Reuther. 44, darunter auch mehrfarbige Tafeln. Foliomappe.

1930: Michael Maria Rabenlechner: Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre. 242 S. Oktav. Mit 13 Faksimile und Beilagen. Kartoniert.

1931: Die Wiener Faustdichtungen von Stranitzky bis zu Goethes Tod. Herausgegeben von Fritz Brukner und Franz Hadamowsky. 158 S. Großoktav. Mit Titelbild und elf Beilagen (Faksimile). Pappband.

1932—1933: Hugo von Hofmannsthal: Das Bergwerk zu Falun. 120 S. Kleinfolio. Zum erstenmal als geschlossenes Buchwerk für die Mitglieder der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft von Robert Haas auf der Handpresse der Officina Vindobonensis gedruckt. Provis. Halbpergamentband.

1934: Michael Maria Rabenlechner: Neue Streifzüge eines Bibliophilen. 150 S. Großoktav. Leinenband.

1935: Carlo Goldoni. Neue deutsche Ausgabe. In der Übersetzung von Lola Lorme. Drei Bände. I und II: Memoiren. III: Die schönsten Lustspiele. 264 + 264 + 384 + VI S. Dreibändige Sonderausgabe, ausschließlich für die Mitglieder der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. Mit zahlreichen Illustrationen. Leinenbände.

1936: Ferd. v. Saar: Wiener Elegien. Handpressendruck der Officina Vindobonensis (Ing. Rob. Haas). Mit einem Porträt Ferd. v. Saars nach einer Radierung Prof. Michaleks und dem Faksimile des niemals veröffentlichten Entwurfes der ersten Elegie. Handeinband in Halbpergament.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde für 1936/37. XXI./XXII. Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. Leinenband.

Bibliographie der Festgaben auf den Wiener Bibliophilen-Tagungen.

1912.

Österreichischer Parnaß bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar [Uffo Horn?]. Frey-Sing, bei Athanasius & Comp. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien, 29. September 1912, gewidmet von der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. — Herausgegeben von Richard Maria Werner.) 62 S. 8°.

Mozart und Schikaneder. Ein theatralisches Gespräch über die Aufführung der Zauberflöte im Stadttheater. In Knittelversen von * * [Joachim Perinet]. Wien. Gedruckt mit Albertischen Schriften 1801. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien, 29. September 1912, gewidmet von Dr. Fritz Brukner, Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren.) 16 S., 1 Bl. 8°.

Bruder Rausch. Faksimile des Straßburger Druckers von 1515. Den Teilnehmern an der vierzehnten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Wien, 29. September 1912) gewidmet von der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme in Wien. (Herausgegeben von Dr. R. Payer v. Thurn.) 1 Bl., 22 und III S. 4°.

Burgkmairs Celtismedaille (1507). Überreicht von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 1 Bl. 4°.

Luigi Kasimir: Stefansturm im Winter. Originalradierung. 150 handschriftlich numerierte und vom Künstler signierte Abzüge auf Japan. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Wien, 29. September 1912) gewidmet vom Buchhändler Hugo Heller. 1 Bl. 2° in Umschlag.

Ludwig Bonnobergers Betbüchlein Wien 1607. Ein bibliographisch unbekannter Druck. (Den am 29. September 1912 in Wien versammelten Bibliophilen gewidmet von der k. k. Hofbibliothek. — Herausgegeben von Theodor Gottlieb.) 22 S. 12° und 63 Bl. Kl.-8° (20·5 mm) in Karton.

Der Stock am Eisen Platz. La Place dit Stock am Eisen. Nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Schütz in Wien 1779. Zur Erinnerung an den Wiener Bibliophilentag, den 29. Sep-

tember 1912, gewidmet von A.[dolf] J.[ngster] in Lodz. 1 Bl. Qu.-4° in Umschlag.

Rudolf Hans Bartsch. Les Frissons dans Don Giovanni. Traduit de l'allemand, avec autorisation de l'Auteur, par Victor Klarwill. Den Teilnehmern an der vierzehnten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, 29. September 1912, gewidmet vom Mitgliede Nr. 867, Viktor R. v. Klarwill. Gedruckt in 250 numerierten Exemplaren. 15 S. 8° (mit dem Faksimile eines Briefes von R. H. Bartsch).

Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele. Untersuchet in einer Faschingskinderlehre. Wien 1784. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien (29. September 1912) gewidmet vom Verlag Paul Knepler (Wallishausserische k. u. k. Hofbuchhandlung), Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren. 31 S. 8°.

X. Y. Z. und noch ein Z. Von Richard Maria Werner. (Sonderabdruck aus dem von Hans Feigl herausgegebenen „Deutschen Bibliophilen-Kalender für 1913". (Den Teilnehmern an der in Wien am 29. September 1912 stattfindenden Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen (Weimar) gewidmet von der k. k. Hofbuchhandlung Moritz Perles in Wien). 7 S. 4°.

Severin von Jaroschinskis letzte Stunden. (27. bis 30. August 1827. — Herausgegeben von Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner, Privatdruck in 150 Exemplaren.) 2 Bl. 4°.

Wiener Bibliophilen-Album XV. bis XIX. Jahrhundert. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, am 29. September 1912, gewidmet von Heinrich Ranschburg in Fa. Gilhofer & Ranschburg. In 200 Exemplaren gedruckt. 14 Bl. 8°.

Speisenkarte, gewidmet von der Verlagsbuchhandlung Brüder Rosenbaum in Wien. 2 Bl. 8°.

Verteidigung der Wiener und Wienerinnen gegen das Büchel: Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele sc.... Von Friedrich Schmidt. Wien 1784. Mit Ignaz Grundischen Schriften gedruckt im heil. Kreuzerhofe. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, 29. November 1912, gewidmet von Josef Saar, in Firma Heinrich Saar in Wien. Gedruckt in 300 numerierten Exemplaren.) 16 S., 1 Bl. 8°.

Ode auf den Prater. Wien, 1766 im May ... Wien, gedruckt bey J. T. Edle v. Trattnern. (Zur Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, am 29. September 1912, überreicht von Ernst Schulte-Strathaus und Georg Müller in München.) 13 S., 1 Bl. 8°.

Zur Geschichte der Windhagschen Bibliothek. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien, am 29. September 1912, gewidmet von Doktor Ign. Schwarz in Fa. Gilhofer & Ranschburg. In 250 Exemplaren gedruckt. 2 Bl., 4 S. 8°.

Die Jüdischen Federhelden. Ein Flugblatt. (Den Teilnehmern an der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" in Wien, 29. September 1912. Richard Maria Werner.) 12 S. 8°.

Zu E. Th. A. Hofmann. Ergänzungen zu Hans von Müllers grundlegendem Werke. Der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen zu Wien, am 29. September 1912, F.[edor] v. Z.[obeltitz] und M.[artin] B.[reslauer]. (Gedruckt in 250 handschriftlich numerierten Exemplaren.) VI und 25 S. 8°.

1928.

Karl Kobald: Franz Schubert und seine Zeit. Mit 70, teilweise farbigen Bildtafeln. (Gewidmet vom Amalthea-Verlag, Wien). 1928. 350 Exemplare. 8°. 490 S. Lwd.

Kleines Dürer-Gedenkblatt des Bücherhirten. Pasing 1928. (Gewidmet von Heinrich F. S. Bachmair, Pasing bei München.) Sonderdruck zur Tagung. 300 Exemplare. 12°. 11 S. Geb.

Alois Jesinger: Wiener Lekturkabinette. Mit faksim. 4 Titeln und Zierstücken. Wien, Verlag Berthold & Stempel, 1928. (Gewidmet von Berthold & Stempel, Wien.) Sonderausgabe zur Tagung. 400 Exemplare. Kl.-8°. 141 S. Pappbd.

Aus Albrecht Dürers Aufzeichnungen über Kunst. Handpressendruck von Oda Weitbrecht, Hamburg. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Dr. Henry Bromberg, Dr. Reinhard Erasemann, Max Th. Köpcke, Dr. Paul Rauert, Hamburg). 300 Exemplare. Kl.-8°. 12 S.

Die Gründungsakten der Leopoldstädter Schaubühne. Bearbeitet von Fr. Hadamowsky. Mit 1 Tafel. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Dr. Fritz Brukner, Wien.) 220 Exemplare. 4°. 8 S.

August Fournier: Erinnerungen. Mit zahlreichen Tafeln in Lichtdruck. München, Drei-Masken-Verlag, 1923. (Gewidmet von der Bukum A. G., Wien.) Mit illustr. Originalumschlag. 30 Exemplare. Gr.-8°. 231 S. Lwd.

Wilhelm Schäfer: Ludwig Böhner gibt sein letztes Konzert. Novelle. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Dr. Otto Deutsch-Zeltmann, München.) 400 Exemplare. 8°. 23 S. Ganzpergamentband.

Faksimiliertes Widmungsgedicht Theodor Fontanes. Mit kurzer Erläuterung. (Gewidmet vom Fontane-Abend, Berlin.) 250 Exemplare. Gr.-8°. 2 S. in Umschlag.

Wien und Niederösterreich. Ein Album, herausgegeben von der Fremdenverkehrskommission ... usw. Red. von L. W. Abels. Mit einem Geleitwort von E. Decsey. Wien, Gerlach & Wiedling (o. J.). (Gelangte beim Empfang im Rathaus zur Verteilung; gewidmet von der Fremdenverkehrskommission für Wien und Niederösterreich.) Qu.-8°. 142 S. Brosch.

Eduard Boas: Ausgewählte Kapitel aus den „Reiseblühten aus der Oberwelt". Mit einer Einleitung und biographischen Anmerkungen von O. Gürth. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Carl Gerolds Sohn, Wien.) 400 Exemplare. Kl.-8°. XI, 72 S. Hlwd.

Wilhelm Schäfer: Albrecht Dürer. Gedenkrede. Chemnitz, Ges. d. Bücherfreunde. 1928. (Sonderdruck zur Tagung, gewidmet von der Gesellschaft der Bücherfreunde, Chemnitz.) 350 Exemplare. 4°. 20 S. Prov. Pappband.

Karl v. d. Heydt: Jehanne Arc. Ein Schauspiel in vier Bildern. 2. Aufl. Darmstadt, Verlag der Ges. Hessischer Bücherfreunde. 1928. (Sonderdruck zur Tagung, gewidmet von der Gesellschaft hessischer Bücherfreunde zu Darmstadt.) 275 Exemplare. 12°. 186 S.

Ein unbekannter Brief des Joh. Amos. Comenius an Martin Oppitz. Eingel. von J. Volf. Mit dem faksim. Bf. in Tasche. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen.) 200 Exemplare. 8°. 7 S. in Originalumschlag.

J. V. Reiner: Neu ausgelegter curioser Tändel-Markt der jetzigen Welt ... usw. Wien und Brünn, J. P. Krauß, 1734. Kl.-4°. Neudruck des Kap. 12 hieraus: „Etwelche alte Bücher." 19 S. brosch. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von der Gesellschaft der Münchner Bücherfreunde, München.) 360 Exemplare.

Swibert Lobisser. Original-Holzschnitt: „MDXXVIII — Zu Albrecht Dürers Gedächtnis — MCMXXVIII". 30 : 41 cm in Umschlag. (Sonderausgabe für die Tagung, gewidmet von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien). 300 Exemplare.

H. Bohatta: Versuch einer Bibliographie der kunsttheoretischen Werke Albrecht Dürers. (Sonderausgabe zur Tagung, gewidmet von Gilhofer & Ranschburg, Wien.) 350 Exemplare. Qu.-4°. 33 S. in Originalumschlag.

Ansicht der Stadt Wien nach dem im Besitze der Nationalbibliothek in Wien befindlichen Exemplare der Schedelschen Weltchronik, Nürnberg. 1493. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Wien.) 1 Holzschnittafel 24 : 57 cm. In Originalumschlag. 380 Exemplare.

Hans Nüchtern: Roman einer Nacht. Mit 6 Original-Lithographien von E. Moiret (Wien). Gürth-Verlag. (Gewidmet von Direktor Oskar Gürth, Wien.) 400 Exemplare. 8°. 69 S. Pappband in illustriertem Originalumschlag.

Hamburger Drehorgel-Lieder aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Faksimilierter Neudruck. Mit einem Nachwort von Ph. Thorn. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Doktor Hermann Hartmeyer, Hamburg.) 300 Exemplare. 8°. 11 S. brosch.

Franz Schubert: Tagebuch. Faksimile der Original-Handschrift im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Ergänzt durch ein Blatt aus der Wiener Stadtbibliothek. Mit einem Vorwort von Otto Erich Deutsch. Wien, V. A. Heck, 1928. (Separatausgabe zur Tagung, gewidmet vom Antiquariat V. A. Heck, Wien.) 400 Exemplare. 8°. 24 S., Faksimilie 7 S., Titel, Vorwort und Anhang.

Euripides: Tragödien. Helena — Iphigenie im Taurerland — Phoenikerinnen. Übersetzt von Hans v. Arnim. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A. G. (o. J.). (Gewidmet von der Hölder-Pichler-Tempsky A. G., Wien-Leipzig.) 300 Exemplare. 8°. XII, 159 S. H.-Pergament.

Der Prophet Jona ... Aus dem Alten Testament verdeutscht durch M. Luther. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Jean Hoppe, Chemnitz.) 300 Exemplare. Gr.-4°. 6 Bl.

Sigm. Freud: Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert. Mit 7 Tafeln in Heliogravüre. (Separatausgabe zur Tagung, gewidmet vom Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien.) 300 Exemplare. Gr.-8°. 85 S. In losen Bogen mit Originalumschlag. In Pappschuber mit Leinenkappe.

Almanach der Buchdruckerei Jahoda & Siegel auf das Jahr 1928. (Gewidmet von der Druckerei Jahoda & Siegel, Wien.) Mit 6 Tafeln, worunter eine farbige. 150 Exemplare. 12°. 48 S. brosch.

Bücherschatulle. Mit einem Doppeltondr.: „Prunksaal der Nationalbibliothek in Wien" unter Glas. (Gewidmet von Kommerzialrat Oskar Löwit, Wien.) 25·5 : 20·5 : 7·8 cm. 350 Exemplare.

H. Kottler: Wiener Hofsänger. Kolorierte Original-Radierung. Signiert. 26 : 34 cm. (Sonderdruck zur Tagung, gewidmet vom Antiquariat Franz Malota, Wien.) 50 Exemplare.

Faksimiliertes Gedicht von Karl v. Holtei: „Abschiedswort" (an Wien). Mit kurzer Erläuterung des Herausgebers. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von K. Möbius, Neumünster.) 300 Exemplare. 4°. 2 S. in Mappe.

Otto Stoeßl: Spanische Reitschule. Mit 8 Original-Lithographien von L. H. Jungnickel. Initiale von R. Haas. (Privatdruck der Handpresse der Officina Vindobonensis zur Tagung.) 270 Exemplare. 4°. 16 S. in Originaleinband.

Gebetbuch des Herzogs Galeazzo Maria Sforza von Mailand. Herausgegeben und erläutert von O. Smital. 1 faksimilierte Tafel hieraus. Mit erläuterndem Text. (Sonderdruck zur Tagung, gewidmet von der österreichischen Staatsdruckerei.) 200 Exemplare. 4°. 4 S. in Originalumschlag. — Dasselbe. Mit einer anderen Tafel. 200 Exemplare.

Philobiblon. Eine Zeitschrift für Bücherfreunde. Heft 4/5. September 1928. (Gewidmet von Herbert Reichner, Wien.) 400 Exemplare. 8°. 80 S. und 9 Tafeln. Brosch.

Gräfin Regina Stolberg-Reuß: „Die Bibliothek in Schloß Ernstbrunn." Original-Radierung, 23:33 cm. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von Prinz Reuß, J. L., Heinrich XXXIX., Ernstbrunn.) Gelangte in Ernstbrunn zur Verteilung.

Europäische Buchkunst der Gegenwart. Katalog der gleichnamigen Sonderschau der Pressa. Leipzig, Verlag R. Schick & Co., 1928. (Gewidmet von Rudolf Schick, Leipzig.) 8°. 114 S.

Albertina-Faksimilie, nach einer farbigen Federzeichnung auf Pergament: „Die heilige Dreifaltigkeit." Irische Miniatur von 1150. 28:37 cm. In Passepartout. (Sonderdruck zur Tagung, gewidmet vom Verlag Anton Schroll & Co., Wien.) 242 Exemplare.

Neujahrsalmanach für Unterthanen und Knechte. Neu (faksimiliert) herausgegeben von der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek. Wien 1928. 4 S. Nachwort von Fritz Brügel. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek bei der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien.) 400 Exemplare. 12°. 40 S.

Anton Wildgans: Wiener Gedichte. Mit Zeichnungen von Ferdinand Schmutzer. Wien und Leipzig, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, 1928. (Gewidmet von der F. G. Speidelschen Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig.) 250 Exemplare. 4°. 88 S., H.-Pergament.

Gespräch über den k. k. Hofschauspieler Herrn Weidmann im Reiche der Todten, und Bartholomaus Zitterbarths ... usw. o. O. u. V., 1807. (Faksimiledruck zur Tagung, gewidmet von Hofrat Hugo Thimig, Wien.) 290 Exemplare. Kl.-8°. brosch.

Rudolf Alt: Stiftskirche Klosterneuburg im Jahre 1850. Lichtdruck nach einem Aquarell. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet vom Verein der österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, Wien.) 23·5 : 31 cm. In Originalumschlag. 350 Exemplare.

Heinrich Bachmair: Das Werk Hans von Webers. Mit einer Porträt-Silhouette. (Sonderausgabe zur Tagung, gewidmet vom Hans von Weber-Verlag, München.) 323 Exemplare. 8°. 16 S., brosch.

Österreichische Dichtergabe. Ungedrucktes von Hugo von Hofmannsthal, Max Mell, Arthur Schnitzler, Karl Schönherr, Anton Wildgans. Mit Faksimile-Unterschriften der Autoren und einem faksimilierten Manuskriptblatt von K. Schönherr. (Privatdruck zur Tagung, gewidmet von der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.) 500 Exemplare. Kl.-8°. 91 S. Lwd. — Bibliographie der Spenden zur Tagung der „Gesellschaft der Bibliophilen". 400 Exemplare. Kl.-8°. 8 S.

Paul Verlaine: Verse. München, Kurt Wolff-Verlag, 1928. (Sonderausgabe zur Tagung, gewidmet vom Kurt Wolff-Verlag, München.) 200 Exemplare. 8°. 190 S. brosch.

Franz Werfel: Neue Gedichte. (o. O.) Paul Zsolnay-Verlag. (o. J.) (Privatdruck zur Tagung, gewidmet vom Zsolnay-Verlag, Wien, Leipzig, Berlin.) 400 Exemplare. 8°. 43 S. H.-Pergament.

Die Wienerin im Spiegel der Jahrhunderte. Eingeleitet und herausgegeben von Raoul Auernheimer. Wien, Amalthea-Verlag, 1928. (Sonderausgabe zur Tagung, gewidmet vom Amalthea-Verlag, Wien.) 130 Exemplare. 8°. 239 S. und 10 Tafeln.

Außer den im Kolophon einzelner Spenden ausdrücklich erwähnten Firmen haben sich folgende in uneigennütziger Weise in den Dienst der Sache gestellt:

Die Buchdruckereien W. Adam, Chemnitz; Carl Gerolds Sohn, Wien; Jahoda & Siegel, Wien; Dr. Artur Perschak, Wien; Christoph Reißers Söhne, Wien.

Die Buchbindereien: F. Rollinger, Wien; Carl Scheibe, Wien; Vereinigte Wiener Großbuchbindereien A. G. vorm. J. Strobl, Wien.

Die Papierfabriken: Neusiedler A. G. für Papierfabrikation (durch Otto Röhrs), Wien; Flinsch-Heil & Co.

Spezialgeschäft für Buchbinderleinen: Wilh. Raunegger, Wien.

Klischeeanstalt: C. Angerer & Göschl, Wien. U. a. m.

Die Menükarte spendete als Handpressendruck die Officina Vindobonensis.

Der gegenwärtige Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Präsident: Prof. Hans Feigl

Vizepräsident: Reg.-Rat Prof. Dr. Michael Rabenlechner

Sekretär: Komm.-Rat Oskar Gürth

Prof. Dr. Fritz Brukner

Oberlandesgerichtsrat a. D. Dr. Hans Freiherr von Jaden

Präsident Kabinettsdirektor a. D. Wilhelm von Klastersky

Prinz Heinrich von Reuß XXXIX. j. L.

Rechtsanwalt Dr. Gustav Schoenberg

Hofrat Ing. Artur Starek

Hofrat Hugo Thimig

Hofrat Dr. Kurt Thomasberger

Buch und Bibliotheken unter der Perspektive Goethe.

Von Prof. Dr. Richard Oehler (Frankfurt a. M.).

Eine Eigentümlichkeit scheint uns von anderen Zeitaltern abzuheben, das persönliche Eindringen in das Gegenständliche, die psychische Neugierde für alles außer uns, für Dinge und Menschen. Wir haben erfunden und lieben Begriffe wie „Sicheinfühlen", „Einstellung", „Naturnähe" usw. Das muß nicht so sein und es war nicht immer so, es ist modern. Wir erfassen alles möglichst konkret und reproduzieren mehr als daß wir schöpferisch gestalten. Daher die Überflut z. B. der Literatur über etwas, die gar nicht nachlassen will. Es ist schon richtig, daß unsere Menschheit eine zerlesene und zerschriebene Menschheit ist, und man kann sich vorstellen, daß spätere Zeitalter erstaunt sich fragen, wie es nur möglich war, daß wir uns mit dieser intensiven Kraft für alles rings um uns und bis in ferne Jahrtausende zurück vor uns „interessiert" haben, ohne daran kläglich erstickt zu sein. Die noch jungen äußerlichen Reaktionen dagegen, der Sinn für das Technische, für Maschinen und Drähte, sind keine ausreichenden Gegenmittel. Denn sie bilden nicht positiv schöpferische Innenwerte des Menschen, die sich als gleichberechtigt an die Stelle der aus der Umwelt und Vorwelt aufgenommenen Geistes- und Seelenwerte setzen könnten. Es müßten schon innerlich und inhaltlich tiefer im Geistes- und Seelenleben der höchstentwickelten Menschlichkeit verankerte Mächte sein, die eine Zukunftsmenschheit vielleicht bald schon gestalten wird. Der Gesamtaspekt unserer Zeit wird einstweilen durch die Lust an der Technik noch nicht variiert.

Nietzsche, noch immer der Philosoph der Gegenwart und vermutlich noch für eine längere Zukunft, sah, fühlte, lebte

diese Merkwürdigkeit, um nicht zu sagen Gefahr unserer Zeit leidenschaftlich. Er bekämpfte sie. Er wollte mit aller Gewalt über sie hinaus. Er war ihr unterworfen und befreite sich zugleich immer wieder von ihr. Ein merkwürdiges Spiel des Entfliehens in die absolute Freiheit und des Sichwiedergefangengebens vollzog sich dauernd in ihm. Den Efeukranz des Dionysos flocht er sich ums Haupt, liebte die Luft über frischer Erde, die Disteln und Mohnblumen an zerbrochenen Mauern, an denen die Kinder spielen, und spottete von dort aus, verbrannt von eigenen Gedanken, über die Gelehrten, die anderer Gedanken angaffen und gleich Mehlsäcken um sich stäuben, wenn man sie mit Händen greifen will. Und doch ist es derselbe reife Nietzsche, der das schönste Loblied auf die Philologie singt, das je gesungen worden ist, auf diese „ehrwürdige Kunst, als eine Goldschmiedekunst und -Kennerschaft des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit abzutun hat," die „gut lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen lehrt," derselbe Nietzsche ist es, der seine „geduldigen Freunde" auffordert: „Lernt mich gut lesen!" Er setzt sein Leben lang die ganze Leidenschaft seines Erkennens und Schaffens daran, die moderne Übersteigerung des theoretischen Menschen umzubiegen auf das Instinktive, frühzeitig macht ein Wort Goethes zu Eckermann über Napoleon einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn: „Ja, mein Guter, es gibt auch eine Produktivität der Taten"; er sieht darin eine tiefe Goethesche Weisheit, die, daß der nichttheoretische Mensch für den modernen Menschen etwas Unglaubwürdiges, Staunenerregendes, eine befremdende Existenzform sein muß. Und doch ist demselben Nietzsche eine selten starke Vorliebe dafür eigen, sich einzufühlen, sich auseinanderzusetzen mit den Geisteswerten, die von den großen Schaffenden der Vergangenheit in ihren Werken niedergelegt wurden. Sein Leben und Schreiben ist im Grunde ein einziges langes Zwiegespräch mit den anderen. Noch mehr: sich selbst und seine Schöpfungen vermochte er so verstandesmäßig zu betrachten, wie wenn es sich um eine

Erscheinung außer ihm handele. Nietzsche selbst ist der beste theoretische Betrachter seiner selbst. Als Schaffender also hat er Werte geformt, die über allem zeitlich Befangenen stehen, und doch ist er zugleich das Kind seiner Zeit, denn alle Dinge sind in ihm, ja, alle Dinge werden sein Untergang.

Das Buch ist eines der wichtigsten und, sagen wir nur getrost verhängnisvollsten Bindeglieder zwischen unserem Geist-Seele-Leben und dem der Menschheit um uns und vor uns. Wir kommen ohne Buch nicht mehr aus, wir können nicht in den Urzustand zurück. Ein Robinsonideal des Geisteslebens wäre Wahnsinn. Darum leben wir mit dem Buch, wir lieben es als unser Leben, wir müssen es lieben. Aber wir widerstreben ihm zugleich immer wieder, weil es die Gefahr in sich trägt, „den Nerv des selbständigen Denkens auszuglühen". Diese Dissonanz schwingt in jedem Großen unseres Zeitalters mit, nicht nur in Nietzsche, auch schon in Schopenhauer, auch schon in Goethe. Deshalb trifft es uns wie eigenstes Fühlen, was Schopenhauer, was Goethe dem Buch gegenüber empfanden. „Lesen heißt," sagt Schopenhauer, „mit einem fremden Kopfe statt dem eigenen denken. Man läßt dabei seine Gedanken von einem anderen am Gängelbande führen. Lesen soll man also nur dann, wenn die Quelle der eigenen Gedanken stockt, was auch beim besten Kopfe oft genug der Fall sein wird. Hingegen die eigenen urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, ist Sünde wider den heiligen Geist. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu besehen, oder um schöne Gegenden im Kupferstiche zu betrachten." Aber der Pendel schwingt auch bei Schopenhauer im richtigen Augenblick wieder genau nach der entgegengesetzten Seite: „Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets ungleich gehaltreicher sein als sein Umgang, auch diesen im wesentlichen ersetzen, — ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen... und deshalb bringt hohe Geisteskultur uns allmählich dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden."

Und Goethe. Die „Produktivität der Taten" steht ihm höher als die literarische. Ihm! Ihm, dessen Gespräche mit Eckermann allein schon, ganz abgesehen von seinen Werken, ein Nietzsche als einen „Schatz der deutschen Prosa", als „das beste deutsche Buch, das es gibt," bezeichnete. „Die paar guten Bücher, die von diesem Jahrhundert übrig bleiben werden, richtiger: die mit ihren Ästen über dies Jahrhundert hinwegreichen, als Bäume, welche nicht in ihm ihre Wurzeln haben — ich meine das Mémorial von St. Helena und Goethes Gespräche mit Eckermann." Die Tat ist einem Goethe alles. „Im Anfang war die Tat." Das Wort, das geschriebene und gelesene, kann er unmöglich gleich hoch schätzen. Und das ist jetzt, nach hundertfünfzig Jahren, noch immer die beste Formulierung der Gegensätzlichkeit unseres Innenlebens, in der wir dem Buch gegenüber befangen sind: Tat gegen literarische Produktion. Tat und Buch, Leben und Buch, das ist noch heute das gleiche Problem wie bei Goethe.

„Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!
Nur nicht lesen! Immer singen!
Und ein jedes Blatt ist Dein."

Und Nietzsche: „Ach, was seid ihr doch, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken! Es ist nicht lange her, da wart ihr noch so bunt, jung und boshaft, voller Stacheln und geheimer Würzen, daß ihr mich niesen und lachen machtet — und jetzt? Schon habt ihr eure Neuheit ausgezogen, und einige von euch sind, ich fürchte es, bereit, zu Wahrheiten zu werden: so unsterblich sehn sie bereits aus, so herzbrechend rechtschaffen, so langweilig! Und war es jemals anders? Welche Sachen schreiben und malen wir denn ab, wir Mandarinen mit chinesischem Pinsel, wir Verewiger der Dinge, welche sich schreiben lassen, was vermögen wir denn allein abzumalen? Ach, immer nur das, was eben welk wer-

den will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle!... Niemand aber errät, wie ihr in eurem Morgen aussahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten geliebten — — schlimmen Gedanken!"

Von da aus erscheint eine im tiefsten Grunde ruhende Skepsis eines Goethe dem Buch gegenüber begreiflich, sie mutet uns modern an. Er, der ohne Übertreibung von sich sagen konnte: „ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt," stellte doch die unmittelbare Wirklichkeit, die Welt, das Leben, die Menschen um uns hoch über das Buch. „Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrtümern Namen zu geben." Noch tiefer zu Eckermann: „Der Irrtum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste: Bücher mögen sich durch Bücher vermehren, indessen der Verkehr mit lebendigen Urgesetzen dem Geiste gefällt, der das Einfache zu erfassen weiß, das Verwickelte sich entwirrt und das Dunkle sich aufklärt." So ruft er aus: „Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen!" Die bessere Wirkung von Mensch auf Mensch als von Buch auf Mensch formuliert eine Stelle in „Dichtung und Wahrheit": „Wir verdanken dem Bücherdruck und der Freiheit desselben undenkbares Gute und einen unübersehbaren Nutzen; aber noch einen schöneren Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Oft ist ein Wink, ein Wort, eine Mahnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken haben, so ist es doch zehnfach ange-

nehm, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abstatten zu können."

Sollen wir — unter diesen Perspektiven Goethes — das Buch nur als ein — — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — — notwendiges Übel ansehen?! Seine Bücher, die unser Fleisch und Blut geworden sind? Wir würden damit natürlich eine falsche Übersteigerung seiner Gedanken begehen, die er mit zahlreichen Stellen in seinen Werken vorbeugend verhindert. Nur einige Belege: „Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buches, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun kann." In Bibliotheken „fühlt man sich wie in der Gegenwart eines großen Kapitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet". Zudem: wie will er uns als Leser seiner Bücher?

„Welchen Leser ich wünsche? Den unbefangensten, der mich, sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt."

Und das Leben selbst wieder soll produktives Handeln, soll Tat sein: „Jedes gute Buch, und besonders die der Alten, versteht und genießt niemand, als wer es supplieren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen als derjenige, der erst lernen will."

Nicht anders als später Schopenhauer und Nietzsche bekämpft auch Goethe schon die Vielschreiberei und das Vielleſen, nicht anders als Jahrtausende vorher der Prediger im Alten Testament mit seiner Klage: „Mein Sohn, laß dich warnen, des Büchermachens ist kein Ende!" Prophetisch sagt Goethe vor allem in Deutschland das massenhafte Bücherschreiben voraus: „Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vorteilhaft zu zeigen. Tut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduzieren, es sei durch Nachahmen, Umarbeiten, Übersetzen, und

wie es sich nur einigermaßen schicken will." Und über den Vielleser:

„Jetzt, da jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, Du willst es, mein Freund, Dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze."

Wie sagte doch Zarathustra? „Wer den Leser kennt, der tut nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser — und der Geist selber wird stinken." Lassen wir den Blick über die Jahrhunderte, die Jahrtausende hinwegfliegen — überall die gleiche seelische Todesangst vor dem drohend uns umquellenden Niederschlag des menschlichen Geistes, vor der Massenproduktion des Buches.

Und damit sind wir auf einmal von Goethe her dem modernen wichtigsten Bibliotheksproblem auf den Leib gerückt. Goethe hatte von 1797 bis zu seinem Tode die Oberaufsicht über die Großherzogliche Bibliothek in Weimar, von 1817 bis 1824 auch die über die Jenaer akademischen Bibliotheken. Natürlich ist seine Tätigkeit als „Bibliothekar" bereits nach allen Seiten hin philologisch „erfaßt" worden, in Schriften und Aufsätzen (vgl. u. a. P. v. Bojanowski: „Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe", Weimar, 1899; O. Lerche: „Goethe und die Weimarer Bibliothek", Leipzig, 1929, 62. Beiheft zum „Zentralblatt für Bibliothekswesen"; E. v. Keudell und W. Deetjen: „Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek", Weimar, 1931). Die Ergebnisse der Untersuchungen in dieser Richtung haben bis auf eine merkwürdige Tatsache keine erhebliche Bedeutung. Das eine Faktum aber hebt Goethe mitten hinein in die Problematik des Buch- und Bibliothekswesens der Gegenwart.

1795 hielt Goethe einen Vortrag in der Freitagsgesellschaft „Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit". Inmitten dieser programmatischen Erörterungen sagt er: „Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaisch-Akademisch, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuale Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hierzu die nötigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näherzubringen, würde schon allein einer literarischen Sozietät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden." Mit dieser „virtualen Vereinigung" ist die Schaffung eines Zentral- oder Gesamtkatalogs der Bibliotheken des Weimarer Landes gemeint. Der Gedanke stammt nicht von Goethe, er hat ihn aber lebhaft aufgenommen und, was viel wichtiger ist, sich mit größtem Eifer seiner Verwirklichung gewidmet. Was hat das mit unserer Zeit, mit unseren Bibliotheken zu tun?

In dem Jahrhundert seit Goethes Tode sind die Großbibliotheken der Welt in einer Weise zu Massensammlungen von Büchern angewachsen, für die es keine Parallele bisher in der Geschichte der Menschheit gibt. Zwei bis vier Millionen Bände umfassen nicht wenige von ihnen. Und sie wachsen beängstigend weiter: die Hauptbibliotheken der Welt haben einen jährlichen Zuwachs von ungefähr 100.000 Bänden. Sie werden also, wenn es im gleichen Tempo weitergeht — mit einer wesentlichen Verminderung der jährlichen Produktion rechnen im allgemeinen weder Verleger noch Bibliothekare —, in hundert Jahren 12 bis 15 Millionen Bände unterzubringen haben! Das bedeutet, daß für die Zentralbibliotheken das Raumproblem eines der wichtigsten geworden ist. Bauen wir das Haus für die zuströmenden Büchermengen, wie es seither meistens der Fall war, so, daß es in zwei bis drei Jahrzehnten wieder gefüllt ist und umfänglicher Erweiterungen bedarf, die womöglich bei der ursprünglichen Anlage des Gebäudes gar nicht organisch ein- und angegliedert werden

können, so begehen wir damit ein schweres Unrecht gegen die Zukunft. Bauen wir das Haus zwar geräumig genug und erweiterungsfähig, ohne aber genügend zu berücksichtigen, daß eine stark beanspruchte und arbeitende Großbibliothek einem lebendigen Organismus gleichen muß, in dem alle Teile im günstigsten harmonischen Zusammenhang zueinander stehen, so haben wir von vornherein ein Gebilde geschaffen, das nicht lebensfähig ist. Man könnte vielleicht den fast nicht zu überwindenden Raumschwierigkeiten der Zentralbibliotheken der Zukunft durch folgende Maßnahmen von vornherein entgegenarbeiten. Goethe sah von dem Gedanken der räumlichen Vereinigung der Bibliotheken verschiedener Städte, auch wenn sie nahe beieinander liegen, ab. Man könnte sich vorstellen, daß man die Zentralbibliotheken in Zukunft vor dem riesenmäßigen Anwachsen bis zur Unmöglichkeit dadurch zu schützen suchte, daß man Spezialsammlungen außerhalb von ihnen, sei es im gleichen oder in anderen Orten, ausgestaltete und die Hauptbibliotheken dadurch quantitativ entlastete. Man würde dann das Bestreben der räumlichen Vereinigung an einer Stelle in der bisherigen Weise bis zu einem gewissen Grad aufgeben. Dieser Gedanke kann hier nur angedeutet werden. Möglich wird er in der Praxis mehr und mehr werden, je freier und vollkommener sich die Verkehrsmöglichkeiten nicht nur von Stadt zu Stadt, sondern auch von Land zu Land und sogar über die Meere hinweg für die Menschheit entwickeln werden.

Denn auf die „virtuale Vereinigung" — wir müssen immer wieder auf Goethe zurückgreifen — kommt es ja allein an, das heißt auf die Möglichkeit, das Material der Bibliotheken mit Hilfe von Katalogen zu erfassen und, gleichviel ob am Orte selbst oder von anderswoher, zu benutzen. Deshalb hat man in dem Jahrhundert nach Goethe Katalogunternehmungen von gewaltigem Maßstab in den Weltbibliotheken als wichtigste Aufgabe erkannt und zur Ausführung gebracht: die Bibliothek des British Museum in London z. B. und die Bibliothèque Nationale in Paris veröffentlichen ihre Kataloge in Bandform, die Kongreßbibliothek in Washington

druckt ihren Katalog in Zettelform, man findet ihn in den meisten größeren Bibliotheken Amerikas. Auch Deutschland sucht nach einem vor Jahrzehnten gefaßten und durchgeführten Plan den wichtigsten Teil seiner Bücherbestände durch einen gedruckten Katalog der Allgemeinheit zugänglich zu machen: der erste Band des „Gesamtkatalogs der preußischen Bibliotheken mit Nachweis des identischen Besitzes der Staatsbibliothek in München und der Nationalbibliothek in Wien" ist erschienen. Überall also in der Welt ist man gegenwärtig in den Bibliotheken bemüht, durch bibliographische Organisierung der Flut der wissenschaftlichen Weltproduktion Herr zu werden. Damit aber dient man der Organisierung der Wissenschaft selbst für die Menschheit der Zukunft.

Buch und Bibliotheken sind in unserer Zeit mehr als jemals dadurch gekennzeichnet, daß sie zu überwältigen drohen, daß man ihnen aber nicht entgehen kann, ohne in Barbarei zurückzusinken. Man hat Goethe nachgerechnet, daß er im Durchschnitt tagtäglich ungefähr einen respektablen Band gelesen haben muß. Aber die Rezeption bedeutete nicht den Untergang seiner Produktivität. Er sah auch die Gefahr der Vielheit des Buches, der Bibliotheken voraus und suchte ihr in dem ihm anvertrauten Bereich zu begegnen. Es wird bei seiner Nachfolge darauf ankommen, daß man sich dem Buch gegenüber in Zukunft geistig zu disziplinieren versteht und daß angesichts des immer höher sich türmenden Massivs menschlicher Überlieferung in den Bibliotheken der Wille zur Macht darüber, zu ihrer Beherrschung durch Organisierung niemals ins Schwanken kommt. Für den Menschen der Zukunft wird es einer ungeheuren Schwungkraft des Geistes bedürfen, die vielleicht auf dem Grund einer gesteigerten Leiblichkeit erreicht werden kann.

Wer war's?

Eine mysteriöse Literaturnovelle.

Von H. H. Houben †.

In der zweiten Hälfte Mai 1826 wanderte von Schlesien herauf ein zwanzigjähriger Bruder Studio nach Halle, Ränzel und Gitarre auf dem Rücken. Er sang und spielte zwar mordsschlecht, ein Regimentsmusikus in Glogau hatte sich im Schweiße seines Angesichts vergeblich abgequält, ihm die nötigsten Handgriffe und Notenkenntnisse beizubringen, und wenn er auf seiner Pennälerbude mit einer Arie loslegte, drohten ihm seine Stubengenossen mit Exmission. Aber die Klampfe war nun einmal das Symbol landläufiger Romantik, und gleich Eichendorffs Taugenichts, der im selben Jahre 1826 erschien, zog auch unser Wandersmann — mehr dreist als gottesfürchtig — in die Welt hinaus, um zunächst in Halle das Studententum zu entdecken. Studieren sollte er natürlich auch, und zwar Theologie, denn er war ein armer Teufel; das Studium der Gottesgelahrtheit war das kürzeste und billigste, ihm winkten Freitische und Stipendien, dem künftigen Beamten wurden die Kolleggelder gern gestundet, er war sicher, er fand sich früher oder später zur Staatskrippe ein; zwischen Examen und Anstellung hausmeierte er auf herrschaftlichen Gütern, oft auch schon früher, wenn die „Spieße" völlig ausgingen, und nur einem Theologen vertrauten die Mütter, die einen Hauslehrer bezahlen konnten, ihre Sprößlinge an. Auf diesem fast selbstverständlichen Wege war ein sächsischer Bandwirkerssohn zum berühmten Philosophen Fichte geworden — warum also nicht? Auch der Theologe trug seinen Marschallstab im Ranzen. So ließ sich also unser Wanderbursch am 3. Juni 1826 als „stud. theol. Heinrich Laube aus Sprottau in Schlesien" an der Halleschen Universität immatrikulieren.

Seine erste Frage in Halle war aber nicht nach Wegscheider und Gesenius, den bei der Orthodoxie mit Fug und Recht berüchtigten rationalistischen Theologieprofessoren, sondern: „Wo wohnt die Burschenschaft?" Burschenschaft und Studententum waren für den grünen Ankömmling eins. Auf diese polizeiwidrige Frage konnte oder wollte ihm niemand Antwort geben. Die Burschenschaft war seit 1819, seit des Studenten Karl Ludwig Sand tödlichem Attentat auf den Schriftsteller August v. Kotzebue, den man für einen russischen Spion hielt, streng verboten; sechs Jahre Festungshaft und völlige Unfähigkeit zu jedem Staatsamt drohten ihren Mitgliedern. Das war die gelindeste Strafe für die Burschenschaftler, die sich zum „arminischen Prinzip" bekannten; die „Germanen" standen höher im Kurs, sie galten als staatspolitische Verschwörer mit dem Ziel: Einigung Deutschlands auf Kosten der sechsunddreißig Bundesstaaten oder, was schlimmer war, der Bundesfürsten. Darauf stand Todesstrafe. Dieses Urteil traf 1836 Fritz Reuter; es wurde auf dem Gnadenweg in dreißigjährige Festungshaft verwandelt.

Eine öffentliche Adresse hatte also die Hallenser Burschenschaft nicht, sie war auch nicht offiziell konstituiert, sondern gruppierte sich in „Kränzchen", deren Zusammenhang untereinander den „Füchsen" erst nach und nach aufging. Strengste Verschwiegenheit war natürlich Ehrensache, aber die Gleichgesinnten fanden sich auch ohne äußere Kennzeichen heraus. Nach wenigen Tagen schon saß Laube in solch einem Kränzchen, und die Burschenschaft ersetzte ihm drei Semester lang Heimat und Familie. Er wohnte bei einem älteren Semester, und mit Hilfe seiner Kommilitonen pumpte er sich wohl oder übel durch, denn sein — nicht Monats-! sondern Jahreswechsel belief sich auf zwanzig Taler! Als er sich Anfang 1827 sechs Wochen Karzer zuzog — er hatte auf einer übermütigen Schlittenfahrt dem vorübergehenden Universitätsrichter mit der Peitsche unter die Nase geknallt —, mußte die Alma mater aus ihrer Kasse den Delinquenten unterhalten, da er völlig mittellos war. Diese sechs Wochen waren mehr Untersuchungshaft als Strafe; die Universitätsbehörde führte

längst ein Aktenfaszikel über „verbotene burschenschaftliche Verbindungen", und darin kam seit Anfang 1827 Laubes Name bereits mehrfach vor. Man wollte ihn ein wenig aushorchen, erreichte aber natürlich nichts. Die Akten verschweigen übrigens jenen Arrest; aber in dem amtlichen Verzeichnis der Studierenden vom Sommer 1827, dem ehemaligen Handexemplar des Universitätsrichters, fand ich das handschriftliche Notabene: „Schlittenfahrt." Auf der Exmatrikel beim Abgang von Halle setzte sich dies Wort in das gefährliche Brandmal um: „Der Burschenschaft verdächtig." Der Universitätsrichter Schultze hatte ihn und seine Kumpanei aufs Korn genommen; dieser Maurerssohn aus Sprottau, der sich erdreistet hatte, sechs Wochen auf Kosten der Universität zu prassen, war ihm besonders fatal; wäre der Kerl nur nicht auch noch so häßlich gewesen! Der junge Laube war nichts weniger als ein Adonis; „ein Gesicht wie ein Kalmück" charakterisiert ihn einmal ein freundlicher Zeitgenosse, und die hallischen Zechbrüder gaben ihm in Würdigung seines Äußeren den Kneipnamen „Campo oder Bellampa — der schöne Jüngling". Wir kennen diese Bezeichnung nur aus Gerichtsakten; ich vermute, der Protokollant hat sich hier verhört oder der Sekretär sich verschrieben; es muß heißen „Belcampo", nach einer grotesken Figur in E. Th. A. Hoffmanns Elixieren des Teufels, einem Friseur und — Puppenspieler! So bekam der spätere berühmte Burgtheaterdirektor Laube schon als hallischer Bursch sein Stichwort mit auf den Weg.

* * *

Achtzehn Jahre war Laube Direktor der Wiener Hofburg; sein Wirken bedeutet eine Epoche in der Theatergeschichte, ist heute noch lebendige Tradition. 1867 plötzlich brauchte die Wiener Hofburg einen hoffähigen, also adeligen „Generalintendanten", um das von Laube gesammelte künstlerische Kapital zu verwalten, und der bürgerliche Direktor, der sich den Teufel um die Hofschranzen kümmerte, erhielt seinen Abschied. Zum erstenmal vielleicht in seinem Leben hatte Laube Ferien; er erhielt eine nicht eben fürstliche Pension; aber er war durch

seine Frau ein vermögender Mann, war er doch sogar in der Lage gewesen, dem jungen Leipziger Buchhändler Hermann Haessel das nötige Kapital zur Gründung seines Verlages vorzuschießen — ein wohl vereinzelter Fall in der Literaturgeschichte.

Die Zeit der Muße benutzte Laube, um seine Lebenserinnerungen zu schreiben; sie erschienen 1875 und 1882 als erster und sechzehnter Band seiner „Gesammelten Schriften". Der erste Band ist eines der frischesten Memoirenwerke, die ich kenne; er schildert darin seine idyllische Jugend, seine Studentenzeit und den Sturm und Drang seiner ersten schriftstellerischen Entwicklung, den oft abenteuerlichen Weg vom Fechtboden über die Literatur zum Theater. Seine ganze Liebe aber gehört seinen Burschenjahren; da funkeln seine Augen, da hören wir den Alten beim Schreiben Studentenlieder vor sich hinsummen; die unsterblichen Weisen schallen über die Saale, auf dem Fechtboden wechselt das Klirren der Schläger mit den Rufen der Sekundanten; am Abend versammelt sich der ganze „Schwanz" drüben in Passendorf auf der Kneipe, dort werden Kontrahagen und P-P-Suiten ausgefochten, wenn die „Schnurren", die Universitätspedelle, nicht dazwischenkommen. Laube errang vom „Schleppfuchs" an alle Würden des akademischen Fechters; als er von Halle nach Breslau ging, um auf der heimatlichen Universität dem Studium der Theologie etwas näherzutreten, galt er als Matador; im fünften Semester hing es an einem Haar, und er wäre berufsmäßig bei Schläger und Säbel geblieben: einen baumlangen Franzosen, der sich in öffentlichem Kampf unter den Augen der Behörde um die Stellung des Universitätsfechtlehrers bewarb, stach er, der stämmige Kleine, glänzend ab, und statt dem Bewerber wurde dem Sieger der Posten angetragen. Das lustige Handwerk eines ewigen Studenten öffnete sich mit dem Gehalt fast eines Superintendenten. Laube mußte sich entschließen, besann sich dabei vielleicht zum erstenmal auf sich selbst und lehnte ab.

Doch zurück nach Halle! Mit der preußischen Polizei war nicht zu spaßen; die 1819 gebildete Ministerialkommission in Berlin, ihr Großinquisitor Geheimrat v. Kamptz, Ministerial-

direktor in Schuckmanns Polizeiministerium, und seine Helfershelfer, Regierungsrat Tzschoppe, der später im Verfolgungswahnsinn endete, und Polizeirat Dambach, „der preußische Reim auf Hambach", waren hinter allen Demagogen und Burschenschaftern mit der Gier des Schweißhundes her und gaben so leicht keine Fährte auf, die sie einmal gewittert hatten. Darüber konnten Jahre vergehen; die ehemaligen Studenten waren längst in bürgerlichen Berufen untergetaucht, sahen vielleicht ihre ganze Burschenzeit längst als eine Jugendeselei oder bedauerliche Verirrung an — da sauste plötzlich der preußische Blitz hernieder, die Festungstore schlossen sich hinter den Verhafteten und öffneten sich erst nach Jahren. Existenzen waren vernichtet, Charaktere gebrochen, dieser und jener war mürbe und zum Verräter geworden. Völlig aufgeräumt hat mit diesem Unwesen erst die Amnestie nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. 1840, die einen Fritz Reuter endlich dem Leben wiedergab und auch Laube von der Gefahr befreite, außer einem schon überstandenen Festungsjahr noch fünf weitere absitzen zu müssen, falls Herr v. Tzschoppe, wie er jetzt hieß, der Meinung war, daß der bedingungsweise Begnadigte sich keineswegs „bewährt" habe.

Da ging es im nahen Jena, im Ländchen des weimarischen Großherzogs Karl August, doch weit behaglicher zu. Dort war 1818 die Allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet worden, dort hatte das Studentenleben fast noch mittelalterliche Formen. Der Bursch trug sein leichtes Stoßrapier in der Kollegienmappe bei sich, und wenn auf offenem Markt zwei Mann sich hinstellten und ein paar Gänge machten, blieben kaum die Leute stehen, so alltäglich war dies Schauspiel. Laube und seine Begleiter machten große Augen, als sie zum erstenmal nach Jena kamen und diese Fechtübungen sahen und die neuen Freunde sie mit hinausnahmen nach den Wöllnitzer Bergen, wo eine ernsthafte Paukerei mit dieser eleganten, so wenig lärmenden, aber um so gefährlicheren Waffe ausgefochten wurde.

Einige Tage nach diesem Ausflug saß Laube auf seiner Bude in Halle, als plötzlich ein Fremder hereinstürzte: einer

der neugewonnenen Jenenser Freunde. „Ihr müßt helfen. Ich bin auf der Flucht — stand heute früh auf Mensur — Lungenfuchser — der andere ist tot. Ich muß sofort weiter, der Steckbrief kann jede Stunde eintreffen. Ich will nach Amerika — aber ich habe keinen Paß. — Ihr müßt mir einen Paß verschaffen."

Ohne Studentenkarte ist kein Paß zu erhalten, und der muß persönlich abgeholt werden, des Signalements wegen. Einer der Hallenser gibt seine Karte her, und was an Freunden in der Eile zu sammeln ist, begleitet den Unglücklichen zur Paßstelle. An den Straßenecken werden Posten ausgestellt, als Wegweiser und um ihn herauszuhauen, falls er fliehen muß und jemand Hand an ihn legt. Möglicherweise ist der Steckbrief schon auf der Polizei. Gegen sie kennt der Bursch keine Schonung, wenn ein Komilitone in Gefahr ist — und wenn der Rektor der Universität selbst dazwischentritt —, Seine Magnifizenz soll nur wagen, den Flüchtling aufhalten zu wollen!

Die Wachtposten zählen die Sekunden — endlos sind die Minuten — schon ist eine Viertelstunde vorbei — da öffnet sich endlich die Tür, der Jenenser tritt heraus. „Alles in Ordnung!" Er hat den Paß. Ohne Aufsehen begleitet man ihn durch die Straßen, er verläßt Halle mit dem Ziel Hamburg, wo er sich einschiffen will.

„Und nun", so berichtet Laube selbst, „kommt die Romantik. Dieser unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte schon ein Trauerspiel geschrieben, er hatte bereits einen jungen literarischen Namen. Diesen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen seines Passes weiterleben. So lange wenigstens, als er auf deutschem Boden war. Und ich habe die Überzeugung, daß er sich nicht eingeschifft hat, sondern auf deutschem Boden geblieben ist. Jener Paßname ist später ein bekannter Schriftstellername geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und respektiere die Polizei."

Der Vorfall ist so ungewöhnlich und eröffnet eine so eigenartige Sphäre von Romantik, studentischer wie literarischer, daß wohl die Frage nicht unberechtigt sein dürfte: Wer war's?

Seit ich Laubes Erinnerungen kenne, hat mich diese Frage beunruhigt. Nicht nur, um bei Gelegenheit eine kleine, aufklärende Anmerkung zu Laubes Autobiographie geben zu können, eine jener Anmerkungen, von denen der Laie nicht ahnen kann, was für ein Inquisitionsverfahren ihnen voraufgehen mußte. War die zunächst als wahr zu unterstellende Tatsache nicht anziehend genug? In der deutschen Literatur lebt ein Name, der kein beliebig gewähltes Pseudonym ist, sondern durch jene in Halle zugesteckte Studentenkarte gegeben wurde. Niemand weiß, welcher Name das ist! Und sein Träger lebte das Leben eines anderen; er mußte das Gestern vergessen, mußte Heimat und Familie verleugnen, um sich nicht zu verraten, war wie Chamissos „Peter Schlemihl" ein Mann ohne Schatten, mindestens doch jahrelang von der Furcht umhergetrieben, wohlwollende Neugier der nächsten Umgebung müsse das entdecken, bis ihm dann ein neuer Schatten langsam nachwuchs und er nach einiger Zeit wieder eine kurze Vergangenheit hatte, die er nicht zu verbergen brauchte. Ein dankbarerer Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman ist kaum zu erfinden. Und schließlich hatte ich noch als Laubes Biograph ein besonderes Interesse daran, festzustellen, wie weit gerade bei einem an sich schon geheimnisvollen, mit Fleiß verschleierten Vorfall die von anderer Seite vorschnell angezweifelte Gedächtnistreue meines Helden die Probe bestehen werde.

Vor einigen Jahren kam ich endlich dazu, die ersten Recherchen vorzunehmen; ich mußte eine Studienreise nach Jena machen, um die Universitätsakten über Johann Peter Eckermanns Doktorpromotion im Jahre 1825 kennenzulernen. Die waren schnell zur Hand; in meiner Eckermann-Biographie (J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe) habe ich sie veröffentlicht. Als ich aber nun mit meinem anderen Fall herausrückte, spitzten die Herren Kanzleiräte nicht schlecht die Ohren: „Merkwürdige Sache! Davon haben wir nie gehört! Wird sich schwerlich feststellen lassen — ist ja bald hundert Jahre her. Viele Akten aus der Zeit sind makuliert." Aber sie ließen sich von meinem Forschungseifer bereitwillig anstecken, die eigentümliche Spannung, die solche Augenblicke erzeugen, bemäch-

tigte sich auch ihrer, und wir begannen nun mit Todesverachtung im „Staub der Jahrhunderte" zu wühlen, kletterten die Aktenregale hinauf und hinunter und sahen bald aus wie die Müllkutscher. Endlose, mit ehrwürdiger Staubschicht bedeckte Aktenbündel hatten wir schon aufgeschnürt, über Mensuren und Studentenunruhen und -ausschreitungen und alle möglichen Delikte; weder einen Namen noch ein bestimmtes Datum konnte ich angeben, beides mußte ich ja zunächst erst feststellen, da Laube sich darüber ausschweigt; die unter bestimmten Namen rubrizierten Akten aber systematisch durchzugehen, das wäre eine Arbeit von Wochen gewesen. Im Vorübergehen war das nicht zu machen, und wahrscheinlich für einen sich vielleicht in keiner Weise lohnenden, so winzigen Zweck überhaupt nicht.

Wir verließen also das Aktenmausoleum und reinigten uns von den modrigen Spuren der Vergangenheit. Ich hatte den Hut schon wieder in der Hand, ließ mir aber doch noch einmal das Verzeichnis der Akten geben, einen mächtigen Folioband, den Führer durch die ganze Geschichte der Jenenser Universität; die Akten nach Fächern und Nummern geordnet — die Nummern gingen in die Tausende. Irgendeine davon war die richtige, aber welche? Am Schluß ein alphabetisches Verzeichnis. Ja, wenn der Aktuar vor hundert Jahren wenigstens soviel Rücksicht auf den späteren Historiker oder auch auf seine eigenen nachgeborenen Kollegen genommen hätte, um gewisse charakteristische Fälle, die — bei Kenntnis des Namens — unter den Spezialakten sofort zu greifen, bei Nichtkenntnis der Namen aber rettungslos verloren sind, bis ein glücklicher Zufall sie ans Licht bringt —, wenn dieser intelligente Aktuar solche Hauptfälle wenigstens unter einem gemeinsamen Stichwort noch zusammengestellt hätte, sich und anderen zur leichteren Übersicht! Welches Stichwort käme da wohl in Frage? Wahrscheinlich doch „Duell". Ich schlage den Buchstaben D auf — Da, De, Di, Do, Du — da steht das Wort Duell und dahinter vier Aktennummern, die wir noch nicht gesehen hatten! Einer meiner freundlichen Helfer steigt sogleich wieder hinauf ins Mausoleum, nach wenigen Minuten bringt er die

vier Aktenstücke an — das erste, das ich in die Hand nehme, ist das richtige!

Ein Duell mit tödlichem Ausgang war ein Vorfall, der über die Zuständigkeit der Universitätsbehörde hinausging. Prorektor und Senat hatten daher sogleich an das I. Departement des Großherzoglichen Staatsministeriums berichtet, ebenso an die übrigen Erhalter der Universität Jena; die Herzöge von Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Saalfeld. Die entscheidende Gerichtsstelle war Karl Augusts Ministerium. Am nächsten Tag war ich in Weimar, fand im dortigen Staatsarchiv (Direktion Armin Tille) dieselbe bereitwillige Förderung, und da ich nun die nötige Wünschelrute mitbrachte, das Rubrum mit dem Namen des Delinquenten, war das korrespondierende Aktenstück sofort zur Stelle. Aus den Jenenser und Weimarer Papieren ergab sich nun folgender Tatbestand:

Das unglückliche Duell fand am 6. August 1827 im Rautal bei Löbstedt „mit gewöhnlichen Stockschlägern" statt. Duellanten waren die beiden Theologen Friedrich Busch aus Gotha und Georg Heinrich Gramberg aus Wadders in Oldenburg. Als zuerst eine unbedeutende Verwundung erfolgte, forderten die Sekundanten zur Beendigung des Waffenganges auf, aber ohne Erfolg. Wenige Augenblicke später erhielt Gramberg von Busch einen „Lungenfuchser" und blieb als Leiche auf dem Platz. Das Jenaer Duellmandat befahl „Einscharrung eines im Duell Gefallenen in loco in honesto per carnificem" — auf dem Schindanger durch den Henker. Eine Studentendeputation erreichte aber vom Kanzler v. Müller, dem bekannten Freunde Goethes, die Erlaubnis, daß der Tote in aller Stille, unter Assistenz eines Geistlichen und Beteiligung der Freunde „in nicht zu großer Zahl" anständig beerdigt wurde. Da Busch entflohen war, richtete sich die Kriminaluntersuchung nur gegen die Nebenpersonen. Die beiden Sekundanten, Hermann Schlemm aus Halberstadt und Joachim Martin Friedrich Lexow aus Töningen in Mecklenburg, erhielten acht Wochen Gefängnis; nach Antritt ihrer Haft wurde ihnen die Hälfte der Strafe erlassen. Der Zeuge Karl

Bernhard Kuhlmann, ein Freund und Verwandter Buschs, kam mit vier Wochen davon; die vierte Woche wurde ihm geschenkt. Die beiden ärztlichen Assistenten Christian Friedrich Schumann aus Sega und Friedrich Robert Hempel aus Altenburg wurden freigesprochen.

Auch der Steckbrief war bei den Akten. Das Signalement lautet: „Ca. 24 Jahre alt, dunkelbraune Haare, offene Stirn, dunkle Augen, etwas gebogene spitze Nase, gewöhnlicher Mund, etwas langes Kinn, gelbliche Gesichtsfarbe und etwas Backenbart. Kleidung: dunkelbrauner, etwas kurzer Oberrock, graulinnene Beinkleider, schwarze Tuchmütze mit carmoisinrotem Streif." Schwarz-rote Mützen trugen die Burschenschafter in Jena und Halle. Der Steckbrief hebt hervor, daß sich Busch „neben seinen akademischen Studien seither mit literarischen Arbeiten beschäftigt" habe. So schnell, wie die Halleschen Freunde befürchteten, kam übrigens der Steckbrief nicht hinterher; erst am 21. August brachte ihn das Weimarische Wochenblatt (Nr. 67). Der Flüchtling hatte also Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Einen Paß besaß er ja — aber unter welchem Namen? Darüber besagten natürlich die Akten in Jena und Weimar nichts. Vielleicht war in Halle diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Von Weimar reiste ich nach Halle. Auch hier Akten über Akten und Hilfsbereitschaft genug. Aber hier fehlte mir nun wieder das, worauf es ankam: der neue Name und die Akten über Pässe und Ausweise für Studenten gingen in jene Zeit nicht zurück, sie waren anscheinend makuliert oder hatten nie bestanden, weil dafür die Polizei zuständig war. Aber auf dem Polizeiamt war die Ausbeute ebenfalls gleich Null. Blieb mir nur das gedruckte amtliche Studentenverzeichnis vom Sommer 1827. Die Studentenkarte, deren sich der Flüchtling bediente, mußte noch gültig, ihr richtiger Inhaber in jenem Sommer also noch immatrikuliert sein. Studierten damals Leute in Halle, die sich später in der Literatur einen Namen machten? Mehrere fanden sich. Da war zunächst Adolf Stahr aus Prenzlau in der Uckermark; wir kennen seine Jugendgeschichte, seine Familie, ein Namenswechsel kommt da nicht in Be-

tracht. Da war auch das verbummelte Genie Hermann Ludwig Wolfram, der als F. Marlow später in der Literatur irrlichtert; auch über ihn wissen wir gut Bescheid. Da war schließlich Cäsar v. Lengerke, später Theologieprofessor, dann Orientalist in Königsberg, und hier stutzte ich: er war in Hamburg geboren — flüchtete der Jenenser Busch wirklich zunächst nach Hamburg, so wurde die Hafenstadt, in der sich so manche Spuren polizeilich verfolgter schlimmerer Subjekte verliefen, voraussichtlich sein Geburtsort für die neue Existenz, die er sich schaffen mußte. Aber der Name v. Lengerke war ein bekannter Hamburger Name, und keiner von den drei Genannten verschwand aus den Akten der Universität, das nächste Studentenverzeichnis führt sie ebenfalls auf, sie blieben also weiter in Halle. Allerdings — blieb dort nicht wahrscheinlich auch der richtige Besitzer der verliehenen Studentenkarte, die, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatte, jedenfalls zurückgegeben wurde? Konnte er dort bleiben, nachdem er amtlich nach Hamburg und Amerika abgemeldet war? Ja, wenn mir jemand diese Frage beantworten könnte! Mit den Personalien nahm man es damals auf den Universitätsämtern nicht so genau, fehlt doch sogar in dem Steckbrief gegen Busch die genaue Angabe seines Geburtsjahres; Geburts- und Schulzeugnisse usw. brauchte man offenbar nicht zur Legitimation, gewiß wurden sie nicht für die Dauer des Studiums zu den Akten gegeben.

Einen bekannten Schriftstellernamen, wie Laube sagt, fand ich darüber hinaus nicht. Hier rissen also alle Fäden ab. Aber wenn der Jenenser Busch damals schon ein Trauerspiel veröffentlicht hatte — das mußte doch zunächst zu finden sein. Wie stand es damit?

* * *

Das Trauerspiel fand sich, und Laube behielt auch in diesem Punkte recht. Sein Titel lautet: „Die Grafen von Arnfels. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Busch." Das Exemplar, das durch einen glücklichen Zufall der Preußischen Staatsbibliothek ins Garn gegangen ist — denn auf Trauer-

spiele von Anfängern waren die Bibliotheken nie scharf —, trägt die Verlagsbezeichnung: „Jena, auf Kosten des Verfassers. 1826." In bibliographischen Nachschlagebüchern finde ich den Zusatz: „(Leipzig, Lauffer)"; diese mir sonst unbekannte Firma besorgte offenbar den Vertrieb des Buches, nach dem schwerlich eine große Nachfrage war. Die Druckkosten hatte der Verfasser selbst bezahlt, nicht nur aus jugendlichem Ehrgeiz; er rechnete sogar auf einen Gewinn aus dem Verkauf, er brauchte Geld, um seine Studien zu beenden. Das sagt er ganz unverblümt in dem Vorwort, das zugleich eine charakterisierende Rechtfertigung seines ersten dramatischen Versuches gibt.

„Der Inhalt dieses Trauerspiels ist ein Bild einer vergangenen, sehr bewegten Zeit, wichtig durch die vielumfassende Wahrheit: ‚daß eine frühe Vergehung oft durchs ganze Leben hindurchgreift'. Die Schicksalsidee, die dem ganzen zum Grunde liegt, stützt sich nicht auf jene feindlich dunkle, doch nur geträumte Macht, die den Menschen sklavisch unterjochen und mit uns armen Erdgeborenen spielen soll, wie Knaben mit Maikäfern. Sie ist die große Schuld, die sich schrecklich an uns hängt, die Folgen unserer Vergehen grell vors Auge führt, das Bestreben aber so lenkt, daß die Bemühung, das drohende Geschick von uns abzuwälzen, dasselbe geradezu herbeiführt. Dieser Fluch, den menschliche Entartung und Leidenschaft oft im Leben erkennen läßt, reißt auch die Guten mit sich fort, und wenn wir die Tugend leiden sehen, so erhebt der schöne Reiz derselben, der nur im Kampf erst herrlich strahlt, das Gemüt mit hinauf zu ihrer Höhe, während auch das scheinbare Glück des Lasters Furcht und Widerwillen erregt.

Was den Verfasser bewog, sein Stück bekanntzumachen, ward bereits in den Subskriptionsanzeigen ausgesprochen; nämlich einmal, durch ein öffentliches, unparteiisches Urteil über sein Talent klar zu werden; dann, durch den etwaigen Gewinn seine akademischen Studien zu vollenden.

Den innigsten Dank übrigens meinen akademischen Genossen und so manchem Menschenfreunde für die bisherige

Teilnahme sowie für die Erkennung meiner redlichen Absicht!

Jena, im Februar 1826. Der Verfasser."

Ein Schicksalsdrama also, wie sie damals seit fünfzehn Jahren Mode waren und die Bühnen überschwemmten. „Der Übel größtes aber ist die Schuld" — von diesen Schlußworten der Braut von Messina, die alle Elemente der Schicksalstragödie enthielt, nahm Adolf Müllner den Titel seines Schauerdramas „Die Schuld". Der Übel größtes aber ist das Schicksalsdrama, und selbst den Literaturhistoriker, der doch einiges gewöhnt ist, kostet die Lektüre solch eines Opus nicht geringe Überwindung, mag es nun von Müllner oder Zacharias Werner, von Houwald oder gar von Grillparzer stammen, der mit seiner „Ahnfrau" 1817 den Vogel abschoß. Und damit die „Grafen von Arnfels" vergleichen zu wollen, wäre vermeßlich; es ist das blutrünstige Stück eines nicht unbegabten Anfängers, der seinen Schiller und Shakespeare mit Begeisterung gelesen hat und zur Selbständigkeit noch nicht gelangt ist. Alte Blutschuld hat zwei Familien entzweit, die Kinder lieben einander, das Verhängnis geht seinen Gang; Verkleidungen, Vaterfluch, Bauernaufstand, Kirchhofszene mit Hamletstimmung, die Hauptverbrecherin Minna in Lady-Macbeth-Pose umherirrend mit heruntergebranntem Licht, ein Scheusal von Diener mit Namen Franz, der mit ihr buhlt (Weislingens Franz aus dem Götz), ein wahnsinniger Alter, Schloßbrand, ein halbes Dutzend Tote — kurz die ganze Kulissenherrlichkeit der Schicksalstragiker und der Ritterromantik. In Jamben zerschnittene, poetisch gedunsene Prosa, Schillersche Monologarien usw. Den Studenten mag das gewaltig lange Stück gedruckt als fertige Leistung nicht wenig imponiert haben, gewiß auch Laube, dem damals noch nie der Gedanke gekommen war, daß er so etwas am Ende auch machen könne. Busch galt als „Poet", das war jedenfalls das einzige, was der alte Laube davon noch in der Erinnerung hatte. Wie selten kommt auch jemand dazu, solche Jugendeindrücke und Vorurteile zu berichtigen!

In Halle war ich also einstweilen mit meinem Latein zu Ende. Bald darauf war ich in Leipzig, und an einem langweiligen Sonntag fuhr ich zu dem mir noch unbekannten Altenburg hinüber. Es war gerade Verfassungstag, und durch die Straßen der kleinen Residenz zogen mit Pauken und Trompeten die politischen Vereine mit Schwarz-Rot-Gold und Blutigrot und versammelten sich auf dem Markt, der bald so voll wie eine Stube war und mit seinen Girlanden und den alten Fahnen der Zünfte und Gewerke ganz mittelalterlich behaglich anmutete. Festrede von dem Balkon des Rathauses von irgendeinem Abgeordneten — rauschende Musik mit viel Blech — Liedervorträge eines Gesangvereins, so etwas fürs Herz, aber schließlich steigt ein Studentenlied „Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale", und wie ich so mitsumme und mit feierlichem Flügelschlag der dritte Vers des alten Jenenser Burschensanges über die Kopf an Kopf gedrängte Menge dahinrauscht:

Ich alleine, der eine, schau wieder hernieder
Zur Saale im Tale, doch traurig und stumm.
Eine Linde im Winde, die wiegt sich und biegt sich,
Rauscht schaurig und traurig; ich weiß wohl warum!

— da steigt mir plötzlich die Erinnerung auf, einmal gehört oder gelesen zu haben: diese Schlußverse gingen auf ein unglückliches Studentenduell, in dem der eine Freund den anderen erschlagen! Das hätte mir nun eigentlich viel früher einfallen sollen und kam mir, nach meiner Jenenser Expedition, wie ein Treppenwitz vor. Eine neue Spur? Studentenduelle mit tödlichem Ausgang werden auch in Jena nicht vereinzelt gewesen sein — warum soll der Dichter gerade dies eine gemeint haben!

Wer ist der Dichter des Liedes? Leberecht Dreves, 1816 geboren — und just in Hamburg! Wenn der Flüchtling Busch in Hamburg unterkroch, mochte Dreves ihn kennengelernt oder von ihm gehört haben; 1836 studierte er Jura in Jena, wo das Duell von 1827 wohl noch in lebendiger Erinnerung war. Dreves versetzte sich in die Situation des

Siegers, wie er nach Jahr und Tag vielleicht am Grabe dessen steht, der von seiner Hand gefallen, oder den Schauplatz des verhängnisvollen Kampfes wiedersieht. „Die Linde im Winde ... rauscht schaurig und traurig; ich weiß wohl warum." Ein echt lyrisches Epigramm, meisterhaft in seiner Kürze — irgendein Erlebnis muß dahinter stecken, das meint man herauszufühlen. Die Kombinationen fingen an auszuschweifen: Dreves konvertierte später zum Katholizismus, sein Sohn wurde Jesuit — der Romanschriftsteller könnte seinen Helden mit jener Vergangenheit wohl so enden lassen. Aber die Daten der Biographie von Dreves liegen unzweifelhaft vor; sein Biograph Kreiten gibt aber über das geheimnisvolle Rauschen der Linde keine Auskunft.

Ich schrieb nach Jena und fragte dortige Lokalhistoriker: Was wißt Ihr von der Entstehung des Liedes? Knüpft sich so etwas wie eine Legende daran? Niemand wußte etwas.

* * *

„Friedrich Busch aus Gotha" besagten die Akten. Da mußte doch schließlich in Gotha etwas über ihn zu erfahren sein. Neue Korrespondenz — ein Jahr später war ich selbst an Ort und Stelle. „Fixe Idee" murmelt vielleicht der eine oder andere Leser. Nun — so einen kleinen harmlosen Vogel hat wohl jeder. Die neue Recherche war nicht ohne Ertrag. Hilfreiche Hände hatten schon vorgearbeitet. Durch Herrn Studienrat Barbig erhielt ich zunächst den Nachweis, daß Laubes Bericht über jenes Duell nicht der einzige ist: in einem alten Jahrgang der Gartenlaube (1858) erzählt ein „alter Jenenser" dieselbe Geschichte, und zwar so: „Der Gothaer B., neben dem Mecklenburger Buschmann der beste Stößer, war eines Tages, im August 1826, nach Lichtenhain gegangen. Er wollte zu Michaelis sein theologisches Examen machen. Der Teutone G—g aus Oldenberg fing an, ihn zu hänseln; er nannte ihn ‚einen Mann aus Kunitz mit 'nem dicken Koppe', suchte ihn auch sonst zu reizen, und das Ende war ein Duell auf Pariser, bei welchem der Teutone L.

jenem G. sekundierte. B., der mich einstieß, hatte mir gesagt: ‚Ich will ihm nichts tun', auch sah man, daß er seinen Gegner schonte. Zum Unglück kam aber auf der Mensur etwas vor, was ich mit Schweigen übergehen will; B. wurde gereizt, drängte den Sekundanten zur Seite und rannte eine Querquart durch Brust und Hals G's. Das Blut strömte, der Getroffene sank zu Boden und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. B. war außer sich; wir brachten ihn samt seinem treuen weißen Pudel fort und ich habe ihn auch später während der Ferien in meiner Heimat beherbergt und weitergeschafft. Er war ein guter und friedfertiger Mensch."

Abgesehen von der falschen Jahreszahl stimmt dieser Bericht genau mit den Akten überein; nur ein Augenzeuge kann das erzählt haben, vermutlich der Freund und Verwandte Buschs, Kuhlmann.

Das zweite Ergebnis verdanke ich dem Gothaer Numismatiker Herrn Prof. Pick: das Schneidersche Verzeichnis der Abiturienten des Gothaer Gymnasiums nennt unter Nr. 704 „Georg Friedrich Busch, geboren in Gotha, studirt Theologie". Und diese Feststellung löste meine Spannung auf eine etwas peinliche Weise, und in diesem Zustand der Erschlaffung ist sie noch. Einem Georg Friedrich Busch war ich beim Nachblättern in alten Bücherverzeichnissen schon begegnet als dem Verfasser einer unheimlichen Serie regelrechter — Räuber- und Kolportageromane! Als da sind: „Maria von Kahlenburg und Teuthold von Questenberg oder das blutige Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. Eine Schaudergeschichte aus der alten Ritterzeit" — oder „Der letzte Rothensteiner oder der Spukgeist des vom Fluch seiner Hausfrau zum ewigen Kriegsverkünder verdammten Ritters. Ritter- und Geistergeschichte aus der Zeit der hl. Vehme" — usw. in infinitum. Alle erschienen in den dreißiger und vierziger Jahren, heute natürlich verschollen. Doch halt! Eines dieser Opera fand ich in der Preußischen Staatsbibliothek und habe es sogar gelesen. Ich schweige von dem Eindruck und verweise auf den modernen Filmkitsch. Nur schmissige Titel zu schaffen versteht man heute besser; jenes

grausige Opus heißt: „Jacob und Jacco. Abenteuerliche Geschichte aus dem Leben eines bösen Buben, Wildschützen, Vagabunden, Räubers, Galeerensklaven und zuletzt gebesserten Sünders“ (2 Bände, Julius Häsel, Leipzig). Was wollt ihr mehr! Greift zu, ihr Neudrucker! Das Schmutz- und Schundgesetz wird euch diese Scharteken sicher nicht verbieten.

* * *

Das also wäre das Ende? Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus — das Ergebnis ist die Entdeckung eines mit Recht verschollenen Fabrikanten übelster Kolportageliteratur? O Busch — so tief bist du gesunken? Ich hatte mehr von dir erwartet — weit mehr! Sollte sich so das Schicksal, die unerbittliche Harpyie, von der du im Vorwort deiner wenigstens doch gut gemeinten Jugendtragödie sprichst, an deine Fersen geklammert haben?

Ich muß gestehen: Ich kann mich mit dieser Enttäuschung noch nicht abfinden. Konnte sich Laube so völlig irren? Wo bleibt da der Namenwechsel, die eigentliche Romantik, von der Laube spricht? Und kann er einen Schmierfinken wie diesen Georg Friedrich Busch einen bekannten Schriftsteller nennen, auf den sogar das Wort „Poet“ anwendbar ist? Sollte er sich überhaupt in den Personen irren und einer Mystifikation zum Opfer gefallen sein? Aber erzählt er die Sache nicht, als ob er in einer Gesellschaft davon spräche, und der Gemeinte säße mitten darunter, und nur ein schwaches Augenblinzeln winkt zu ihm hinüber: „Wir kennen uns!“? Der Mann, den Laube meint, lebte noch, als die Erinnerungen erschienen — das meint man herauszufühlen, vielleicht gar in Wien. Einem Toten konnte die Polizei, hinter der sich Laube verbirgt, nicht mehr gefährlich werden. Und da regt nun die Kombination wie ein matter Schmetterling wieder die Flügel und klammert sich an eine Notiz von merkwürdig ähnlicher Art und aus gleichem studentischen Milieu! Fritz Reuter erzählt in seiner „Festungstid“ von einem seiner Jenenser Kumpane, der, ebenfalls Burschenschaftler,

der preußischen Polizei ins Garn ging: „De lütte Br...., de olle lütte fidele Br...., hadd ut reine Fründschaft für W.... sine Friheit, de hei knapp hadd geneiten kunnt, wedder wagt, üm sinen Fründ fri tau maken. Hei verlet Vader und Vaderland, würd en Flchtling in de Welt, set'te sine ganze Taukunft up't Spill: äwer hei set'te dat dörch, hei makte den Fründ fri. Em sall't gaud gann sin, hei sall Einer von de beleiwtsten Schriftsteller in Wien sin, und dat freut mi recht von Harten, dat hei für gaude Daht gauden Lohn funnen hat." — Die Reuterforscher nennen den Namen Breuer — aber einen „beliebten Schriftsteller" dieses Namens und ausgerechnet in Wien, wo Laube seine Erinnerungen schrieb, kennt niemand! Ob da Zusammenhänge sein können in einer Zeit, wo alles auf Verheimlichung, im Notfall auf Lug und Trug hinausging, um sich aus den Fängen der Polizei zu retten — ob der Jenenser, von dem Laube erzählt, unter anderem Namen umgesattelt und noch einmal als Student angefangen, mit Reuter Jurist in Berlin gewesen? Der Kombination ist kein Ende, und man begreift wohl, wenn ich die Frage: „Wer war's?" — jetzt in doppelter Beziehung — noch keineswegs als erledigt betrachten kann. Aber es ist eine jener nicht allzu seltenen Fragen, denen man systematisch nicht zu Leibe gehen kann, und die Auflösung dieser Rätsel kann nur ein glücklicher Zufall bringen. Und Glück muß auch der Literarhistoriker haben. Ach ja — leider sehr!

Die Alt-Wiener Parodie.

Von Prof. Dr. Fritz Brukner.

Zwei seelische Elemente sind in der dramatischen Volksdichtung der Theaterstadt Wien vorhanden: der träumende, romantische Zug, der seine herrlichsten Blüten in den Märchendichtungen Ferdinand Raimunds und in Grillparzers „Der Traum ein Leben" trieb, und der Spott, der in dem Satiriker Johann Nestroy seinen Großmeister fand. Er füllt seine Possen, deren Stoff er fast nie selbst erdacht hat, mit blühendem Leben und ist auch im Reiche der Parodie und Travestie zu Hause; durchaus nicht als erster, denn die Wiener Parodie setzt mehr als sechs Jahrzehnte vor Nestroys Frühparodien ein.

Die erste Parodie der Wiener Volksbühne rührt von dem genialen, früh verstorbenen Philipp Hafner her, den man den Vater der Wiener Volksposse genannt hat. Sie ist eine Verspottung der Ritter- und Turnierstücke ihrer Zeit und erschien 1765 in einem sehr selten gewordenen Druck.[1]) „Evakathel und Schnudi" hat jubelnden Beifall gefunden, und noch heute gebraucht der Wiener eine ihrer Hauptfiguren, den Fürsten Pamstig, um einen aufgeblasenen Menschen zu bezeichnen. Später hat der Dichterschauspieler Joachim Perinet die Parodie für die Leopoldstädter Bühne bearbeitet, und daß sie noch heute ihre Wirkung tut, beweist ein Hafner-Abend, den ich für den Wiener Rundfunk eingerichtet habe.

Auch die zweite bedeutende Erscheinung der Wiener Volksbühne um 1760, Josef Felix v. Kurz, genannt der wienerische Bernardon, hat eine wirkungsvolle Parodie auf die Ritter-

[1]) Wieder abgedruckt in Otto Rommel, „Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie".

stücke geschrieben, die „Prinzessin Pumphia".[2]) Auch sie wurde bejubelt und fand in Perinet unter dem Titel „Pumphia und Kulikan" ihren späteren Bearbeiter.

Als um 1770 der Hanswurst von der Bühne verbannt wurde, lebte die lustige Person, also auch die Parodie, auf den drei Vorstadttheatern, in der Leopoldstadt, an der Wien und in der Josefstadt, wieder auf. Aber gerade die beiden Bühnenleiter und Dichter der Leopoldstädter Bühne und des Theaters an der Wien, der fruchtbare Württemberger Karl Friedrich Hensler und der hochbegabte Bayer Emanuel Schikaneder, hielten sich von der Parodie ferne. Der erstere schafft Lustspiele und Kasperliaden, der letztere romantische Prunkopern und Volksstücke.

Gleichwohl blüht die Wiener Parodie um die Wende des 18. Jahrhunderts, und zwar durch K. L. Gieseke an der Wien, durch Joachim Perinet und Josef Ferdinand Kringsteiner in der Leopoldstadt. Daneben schaffen in dieser Epoche Josef Richter und Franz Carl Gewey Parodien.

All die Parodien und Travestien der Genannten sind bis zum Auftreten Johann Nestroys rein äußerlich gestaltet. Sie lokalisieren, sie verwienern das Original und wagen sich selbst an die höchsten Stoffe. Es wurde fast alles parodiert, was an den beiden Hofbühnen, dem Burg- und Kärntnertortheater, Glück machte und Beifall fand. Die Handlung des Originals wird meist getreulich beibehalten, seine Schwächen werden nur selten ausgenützt. Zu dem lokalisierten Text, der oft recht lustig ist, noch öfter aber von Plattheiten wimmelt, treten die Liedertexte, tritt die Musik, welche sich in den Werken Wenzel Müllers oft zu genialer Höhe erhebt, die meist glänzende Ausstattung und das ausgezeichnete Spiel; und nur das Zusammenwirken all dieser Faktoren macht es erklärlich, daß viele dieser Parodien jubelnden Beifall auslösten und sich lange erhielten, oft viel länger als das vielfach schon vergessene Original.

---

[2]) Gedruckt 1767. Die große Rarität hat August Sauer in die „Wiener Neudrucke" aufgenommen.

Der bedeutendste Wiener Bühnenparodist vor Nestroy ist Joachim Perinet, ein geniales Wiener Früchtel, das seine lockere Lebensführung mit seinem verhältnismäßig frühen Tode bezahlte. Als Schauspieler nicht bedeutend, als Bühnendichter ungemein fruchtbar, schrieb er seine zahlreichen Bühnenstücke größtenteils für das Theater in der Leopoldstadt. Er ist im lokalen Lustspiel, in der Singspielkasperliade und in der Parodie in gleicher Weise zu Hause. So parodierte er Treitschkes „Medea", eine Oper, durch die die Wiener Jahrzehnte vor Grillparzer mit dem Stoff des Goldenen Vließes vertraut waren, aber gerade diese Parodie fiel ab; sie verschwand nach einmaliger Aufführung.[3]) Eine andere musikalische Travestie Perinets ist „Der Baum der Diana", mit der er die berühmte Oper Martins in Knüttelreimen persiflierte,[4]) eine dritte ist von hohem theaterhistorischem Interesse, die parodierte „Zauberflöte" (1803), die unterdrückt und erst fünfzehn Jahre später von Karl Meisl, von dem später gesprochen werden soll, umgeformt wurde.[5])

Andere Parodien Perinets sind seine neue „Semiramis",[6]) in der er sich an Voltaire wagt, und seine Hamletparodie,[7]) die zum Teil auf dem Wiener Tandelmarkt spielt. In dieser Parodie glänzte noch Raimund als Hamlet, und ein enorm seltener Stich mit der Legende: „Geist meines Vaters, weiß wie ein Müllerbursche" zeigt ihn in dieser Rolle. Besonders durch den komischen Monolog Hamlets, der mit den Worten einsetzt: „Heiraten oder nicht heiraten, das ist hier die Frage", brachte er sein naives Publikum zum Lachen; und es ist nicht die einzige Hamletparodie, in der Raimund mittat: Ein Jahrzehnt später hat er in Herzenskrons „Heirat durch die Pferdekomödie" einen Hamlet auf die Bühne gestellt, der nach dem

---

[3]) Der Text ist verloren.

[4]) Gedruckt 1812.

[5]) Die Handschrift Perinets bei mir; mitgeteilt in meinem Buche „Die Zauberflöte, unbekannte Handschriften und seltene Drucke".

[6]) Gedruckt 1806.

[7]) Gedruckt 1807.

Urteil eines Bewunderers, des Burgschauspielers Costenoble, zwerchfellerschütternd gewirkt hat.[8])

Auch den berüchtigten „Hund des Aubri", dessen Aufführung in Weimar Goethe zum Rücktritt von seiner dortigen Bühnenleitung veranlaßt hatte, hat Perinet unter dem Titel „Dragon, der Hund des Aubri oder der Wienerwald" parodiert.[9])

Endlich möge noch der mythologischen Karikaturen Perinets gedacht werden, etwa von Glucks „Ariadne auf Naxos"[10]) oder seines travestierten „Telemach";[11]) derartige Stoffe haben übrigens auch zwei Zeitgenossen Perinets hin und wieder auf die Bühne gebracht; schrieb doch Josef Richter, der populäre Verfasser der „Eipeldauerbriefe", nebst einer Parodie auf Glucks „Alceste"[12]) auch ein travestiertes „Urteil des Paris",[13]) und der früh verstorbene Franz Carl Gewey, dessen Name den Viennensiasammlern durch seine komischen Gedichte über die Wiener Vorstädte geläufig ist, hat nicht nur eine „Faust"-Parodie"[14]) begonnen, sondern auch eine Knüttelreimtravestie. „Pygmalion oder die Musen bei der Prüfung" geschaffen.[15]) Der Meister in der Karikierung der Mythologie aber ist Carl Meisl, und darum sollen erst bei der Anführung seines Parodienwerkes ein paar Worte über die Gattung gesagt sein.

Der Nachfolger Perinets auf der Leopoldstädter Bühne ist Josef Ferdinand Kringsteiner, ein kleiner Staatsbeamter, der früh das Zeitliche segnete. Gleichwohl hat er gegen dreißig

---

[8]) Abgedruckt in der kritischen Gesamtausgabe der Werke Raimunds von mir und Castle, Bd. 3.

[9]) Gedruckt 1816.

[10]) Gedruckt 1803.

[11]) Gedruckt 1805.

[12]) Gedruckt 1802.

[13]) Gedruckt 1802.

[14]) Das Fragment wurde aus der Handschrift abgedruckt in den Wiener „Faust"-Dichtungen, herausgegeben von mir und Hadamowsky. Der handschriftliche Nachweis Geweys gelangte aus dem Besitze L. Stieböcks in den meinen.

[15]) Gedruckt 1817.

Stücke geschrieben, darunter drei Parodien: „Romeo und Julia“,[16]) wo er die parodierten Personen von Shakespeares Trauerspiel im Rahmen eines Quodlibets aufmarschieren läßt, eine damals beliebte Gattung; dann eine „Othello“- und eine „Werther“-Parodie. In dem köstlichen „Othellerl, der Mohr von Wien“ [17]) avanciert die Desdemonerl gar zu einer Hausmeisterstochter. Die Schnupftuchaffäre wird natürlich weidlich ausgenützt; aber der Einakter schlug ein und hat sich — später von Karl Meisl umgeformt — lange erhalten. Daß er eine Parodie „Werthers Leiden“ [18]) geschrieben hat, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie die Erzählung Goethes ganz Wien elektrisiert hatte, so daß sie auf Wiener Boden oft nachgedruckt und nachgeahmt worden war.

War die Leopoldstädter Bühne durch Perinet und Kringsteiner mit Parodien versorgt worden, so schrieb für das Theater an der Wien der Knappe Emanuel Schikaneders, Karl Ludwig Gieseke, deren eine Reihe. Man hat diesen schwächlichen Dramatiker, dessen kuriose Karriere bekannt ist — er stirbt als Mineralogieprofessor der Universität Dublin —, in früheren Zeiten bornierterweise für den Dichter der „Zauberflöte“ gehalten, der er fernsteht; die Autorschaft dreier ziemlich salzloser Parodien aber macht ihm niemand streitig.

Die früheste ist die auf die „Agnes Bernauerin“ des Grafen Törring, der schon ein halbes Jahrhundert vor Hebbel das schreckliche Schicksal der schönen Agnes auf die Bühne brachte. Schikaneder hatte mit diesem Rühr- und Schauerstück großen Erfolg auf seiner Bühne gehabt, und als die theaterbesessenen Wiener den Spieler des intriganten „Vicedom“ beinahe gelyncht hätten, da verkündete der schlaue Schikaneder, daß bei der nächsten Aufführung nicht die arme

---

16) Gedruckt 1808.

17) Gedruckt 1806; wieder abgedruckt von Rommel in „Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie“.

18) Gedruckt 1807. Die Rarität hat Gustav Gugitz in seinem Buche „Das Wertherfieber in Österreich“ wieder abgedruckt.

Agnes, sondern der teuflische Vicedom ins Wasser geworfen werden würde.

Dieses Werk parodierte Gieseke „in deutschen Knittelreimen",[19]) und ein Jahr darauf erschien ein parodierter „Hamlet";[20]) sein größter Erfolg war aber seine dritte Parodie geworden, „Der travestierte Äneas",[21]) zweifellos von Alois Blumauers epischer Parodierung der „Äneide" stark beeinflußt.

Den Mittler zwischen der Wiener Volksbühne und dem Hoftheaterstil machte der Vielschreiber Ignaz Franz Castelli durch seine zahllosen Singspiele, die er meist dem Französischen entnahm und für das Kärntnertortheater bearbeitete. Für die Parodie fiel wenig ab, obwohl er uns in seinen Memoiren erzählt, daß er schon in früher Jugend bei Schikaneder einen travestierten „König Lear" zur Aufführung eingereicht hat, der aber nie das Rampenlicht erblickt hat.[22]) Dann hat Castelli noch zwei Literaturparodien gedichtet: Die eine parodiert die Ritterdramen und die romantischen Tragödien ihrer Zeit. Er nennt sie einen dramatischen Galimathias und gibt ihr folgenden Titel: „Roderich und Kunigunde oder der Eremit vom Berge Prazzo oder die Windmühle auf der Westseite oder die lange verfolgte und am Ende dennoch triumphirende Unschuld".[23]) Der Tyrann Sakripandos in dieser Groteske hat noch Nestroy eine dankbare Rolle geboten.

Die zweite Parodie hat Castelli gemeinsam mit Jeitteles verfaßt; sie ist eine Verspottung der Schicksalstragödien, wie sie Müllner, Werner und Houwald dichteten; nur schade, daß auch Grillparzers „Ahnfrau" damals als reine Schicksalstragödie gewertet wurde. Gedruckt erscheint die Parodie ironischerweise „bei den Brüdern Fatalis",[24]) benannt ist sie

---

19) Gedruckt 1798.
20) Gedruckt 1798.
21) Gedruckt 1800.
22) Verschollen.
23) Gedruckt 1807; wieder abgedruckt in Rommels „Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie".
24) Gedruckt Leipzig 1818.

„Der Schicksalsstrumpf". Das Werk ist Buchdrama geblieben wie die Literaturkomödien des Grafen Platen, „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus", die gleich Castelli das Schicksalsdrama verspotten.

Die Dichter, welche die geschilderte Entwicklung der Volksbühne, also auch der Parodie, anbahnten und fortführten, waren um 1815 bereits gestorben oder hatten sich ausgeschrieben. Es tritt eine gewisse Stockung ein. Die Menge der vorhandenen Stücke war aber auch fast unabsehbar und man griff jetzt da und dort auf ältere Machen zurück. Bald aber gewannen drei jüngere Talente Einfluß und Bedeutung, und um 1820 beherrschten Josef Alois Gleich, Karl Meisl und Adolf Bäuerle souverän das Repertoire der drei Wiener Volksbühnen. Ihre Werke leiten dann herüber zu denen des großen österreichischen Genius Ferdinand Raimund.

Der älteste der drei, Gleich, kommt für die Parodie kaum in Betracht; er war Romantiker, was seine auf tiefster Stufe stehenden Schauerromane, seine Ritterdramen, seine dramatischen Volksmärchen an Ecken und Enden beweisen. Als Gleich-Parodie sei hier lediglich „Fiesko, der Salamikrämer" angeführt, ein quodlibetartiges Machwerk.[25]) Auch der jüngste und begabteste der drei, Adolf Bäuerle, hat für die Parodie wenig übrig; seine Stärke ist das lokale Lustspiel und das Zauberspiel. Parodien gibt's nur zwei: „Tankredi", eine Knüttelreimparodie auf den „Tankred" des von den Wienern vergötterten Rossini,[26]) und eine Parodie auf Schillers „Kabale und Liebe", die Bäuerle für Raimund und Therese Krones gedichtet hat.[27]) Raimund entzückte als Musikus Müller und sein heftiges Spiel kommt in zwei erhaltenen Rollenbildern zu dieser Parodie prächtig zum Ausdruck. Der mittlere aber, Karl Meisl, ist der eigentliche Parodist der Wiener Bühne, obgleich er auch eine Menge

[25]) Gedruckt 1813. Aufgenommen von R. Fürst in seinen Band „Die Vorgänger Raimunds" (Berliner Gesellschaft für Theatergeschichte).

[26]) Gedruckt 1815.

[27]) Handschrift Nationalbibliothek.

Märchen und Lustspiele gedichtet hat; er folgt mit der Parodie den Spuren Perinets und mit ihm leistet er das Beste in der vornestroyschen Parodistik.

Erstlich sollen seine Göttertravestien aus der antiken Mythologie genannt sein, von denen fünf Furore machten: „Die Entführung der Prinzessin Europa oder so geht es im Olymp zu", „Amor und Psyche", „Orpheus und Eurydice", „Die Arbeiten des Herkules" und schließlich „Der Esel des Timon", den Raimund noch in seinem „Alpenkönig" erwähnt.[28]) Diese Travestien sind in jeder Richtung Vorläufer Offenbachs und seiner Textdichter. Aber Cremieux, Meilhac und Halévy besaßen weit schärferen Witz als der brave Meisl, und Wenzel Müller, so genial er in der Erfindung ist, steht an musikalischem Raffinement Offenbach weit nach, worauf schon Bauernfeld in seinen Alt-Wiener Memoiren hingewiesen hat; und als Kuriosum sei erwähnt, daß Meisls großer Nachfahr Johann Nestroy, als junger Schauspieler in der Meislschen „Entführung", als gereifter im Offenbachschen „Orpheus" den Jupiter spielte, so daß er die ganze Entwicklung umspannte.

Eine andere Gruppe von Meisl-Parodien persifliert die beiden ersten Glanzstücke Franz Grillparzers: Aus seiner „Ahnfrau" wird „Die Frau Ahndl",[29]) aus seiner „Sappho" die „Sepherl";[30]) aber wie harmlos lustig wirken diese Parodien Meisls gegen die klebrigen „Ahnfrau"- und „Sappho"-Parodien des Reichsdeutschen Adolf v. Schaden!

Ob aber Meisls „Das Gespenst auf der Bastei",[31]) einst eine Glanzrolle Raimunds und erst jüngst wieder in einer Verballhornung ans Licht gezogen, als Gespensterstück mit parodistischen Anklängen vermeint ist oder als Parodie auf derartige Stücke, ist schwer zu sagen. Originales und Parodistisches verschmelzen hier tatsächlich ineinander.

---

[28]) Sämtlich abgedruckt im zehnbändigen „Theatralischen Quodlibet" Meisls.

[29]) Gedruckt im „Quodlibet".

[30]) Text verloren.

[31]) Gedruckt im „Quodlibet".

Die dritte Gruppe von Meisls Parodien verspotten beliebte Opern. Erstlich die unzähligemal gespielte „Schwarze Frau", eine Parodie von Boieldieus Weißer Dame,[32]) in der Wenzel Scholz den Ratsdiener Klapperl spielte, dann die köstliche Parodie von Kleists „Käthchen von Heilbronn" „Die Kathi von Hollabrunn",[33]) und endlich eine Parodie auf Aubers „Die Stumme von Portici" „Die geschwätzige Stumme von Nußdorf".[34])

Andere Dichter waren nicht minder eifrig am Werke. So brachte Franz Xaver Told, der Dichter des berühmten „Zauberschleier", im selben Jahr und auf derselben Bühne wie Meisl eine andere Parodie auf „Die Stumme von Portici", „Die Stumme von Hallodrici", heraus.[35]) Aus der „Nachtwandlerin" wird bei Told „Reserl, die Nachtwandlerin".[36]) Aus Adams Meisterwerk „Der Postillon von Longjumeau" wird bei Gleich „Der Postillon von Stadlenzersdorf",[37]) kurz, keine Oper im Kärntnertortheater ohne die wienerische Parodie auf der Volksbühne!

Auch Ferdinand Raimund, der große Vollender der Barocke, mußte eine ganze Reihe von Parodien seiner Märchen über sich ergehen lassen, die sämtlich den geschilderten Charakter an sich trugen. Sie haben den überaus sensiblen und von brennendem Ehrgeiz erfüllten Poeten tief gekränkt. Bis auf eine sind die Texte dieser Parodien alle verlorengegangen, obwohl einige Beifall gefunden hatten und eine Reihe von Wiederholungen erlebten.[38])

Sind sie aber auch samt und sonders Machwerke, so bleiben sie doch theaterhistorisch interessant, schon um des Zusammen-

---

32) Handschrift Stadtbibliothek und bei mir.
33) Handschrift bei mir.
34) Handschrift bei mir.
35) Handschrift bei mir.
36) Handschrift Nationalbibliothek.
37) Handschrift Nationalbibliothek.
38) Alles Nähere über die Raimund-Parodien in der kritischen Gesamtausgabe der Werke Raimunds von mir und Castle, Bd. V, 1. und 2. Teil (Hadamowsky).

hanges mit Raimund willen, dem herrlichen Volksdichter, dessen 100. Todestag im September vorigen Jahres von ganz Österreich festlich begangen wurde.

Drei von den acht Märchen Raimunds blieben freilich von Parodierungen verschont: Bei seinen beiden Erstlingen, „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" und „Der Diamant des Geisterkönigs", ist dies leicht erklärlich: sind doch diese beiden Märchen, besonders das erste, selbst parodistisch gefärbt. Den „Tutu", den „Longimanus" parodieren, hieße Pleonasmus treiben.

Schwerer dagegen ist es zu sagen, warum „Die gefesselte Phantasie" parodiefrei blieb. Ich glaube, daß der Parodienfabrikant Karl Meisl seine Hände bloß deshalb von dem reizenden Festspiel ließ, weil er mit der ganz originellen Handlung nichts anzufangen wußte, weil er sie kaum verstand.

Den größten Enthusiasmus erzielte Raimund mit seinem „Bauer als Millionär". Kein Wunder, daß Nachahmer und Parodisten sich an die wunderbare Dichtung heranmachten. Erstlich der Vielschreiber Karl Meisl. Sein Stück „Fee Sanftmut und Fee Gallsucht" erschien bald nach dem Riesenerfolg des „Bauer als Millionär" auf der Leopoldstädter Bühne. Die Kritik bezeichnete es als eine Parodie des Raimundschen Wunderwerkes, dessen Aschenmann bei Meisl als Tintenmann erscheint.

Daß die kleine Bühne in Mödling eine Parodie mit dem bezeichnenden Titel „Das Lerchenfelder Mädchen oder das Fischweib als Millionärin" herausbrachte, sei hier nur als Kuriosität erwähnt. Interessanter aber ist die Aufführung einer Pantomime im Theater in der Josefstadt, Columbine aus der Feenwelt, deren Szenar der dortige Ballettmeister Ferdinand Occioni verfaßt hatte. In ihr machen sich alle Gestalten der Raimundschen Schöpfung breit, und der Mimiker Platzer bot in Kostüm und Bewegung eine getreue Kopie Raimunds, die jubelnden Beifall fand. Aus dem nächsten Werke Raimunds, „Moisasurs Zauberfluch", welches unter Direktor Carl im Theater an der Wien zum ersten Male das Rampenlicht erblickte, machte Meisl eine geschmacklose Pa-

rodie „Moisasuras Hexenspruch“; sie wurde auf der Leopoldstädter Bühne gespielt, und ein Chronist berichtet, wie Raimund zornbebend zu Direktor Carl eilte und ihm fast weinend erzählte, daß sein edles Werk auf seiner — Raimunds — eigenen Bühne verspottet werden solle.

Man begreift den Ekel, den Raimund empfunden haben mag, wenn man die Parodie liest, die sich durch Zufall erhalten hat.[39]) Den wundervollen poetischen Gedanken des Originals, daß Alzinde in den Armen des Todes Tränen weinen muß, um erlöst zu werden, wandelt Meisl ins Gegenteil: Sie muß herzhaft lachen. Moisasura erscheint als Beschützerin des Kaffees, und so regnet's ähnliche Plattheiten weiter.

Kürzer können wir uns mit einer zweiten Parodie zu „Moisasures Zauberfluch“ befassen. Verbrochen haben sie zwei kleine Wiener Literaten. Sie führt den geistreichen Titel „Monsieur Asurs saubrer Fluch“. In der Josefstadt wird sie aufgeführt, um gleich wieder zu verschwinden. Nur e i n e Kritik erwähnt sie und rügt die Plattheit und Gemeinheit des Machwerkes.

Nun zum sechsten Werk Raimunds, zum herrlichen „Alpenkönig“. Auch er wird auf der Josefstädter Bühne zur Pantomime gewandelt, die diesmal Franz Xaver Told entworfen hatte. Tolds „Alpenkönig“-Pantomime fand großen Beifall, an dem wohl die glänzende Ausstattung ihren Hauptanteil hatte. Das parodierende Personenverzeichnis hat sich erhalten. Es lebt von fadenscheinigen Späßen, wenn etwa der Maler August Dorn, der Liebhaber Malchens, in der Parodie in einen vazierenden Farbenreiber und Anstreicher verwandelt wird, der nichts arbeiten will und daher rasend in Malchen verliebt ist.

Wir gelangen nun zu dem merkwürdigsten Werke Raimunds, zur Unheilbringenden Zauberkrone. Sie ist ganz großartig in der Konzeption, aber schwächer in der Durchführung; der stürmische Beifall blieb denn auch aus. Und zu der Kränkung dieses Mißerfolges gesellte sich die Kränkung

---

[39]) Handschrift Stadtbibliothek.

der Parodie, die ein Anonymus im Theater an der Wien unter dem Titel „Die goldpapierene Zauberkrone oder nichts ist unmöglich" zur Aufführung brachte. Der berühmte Komiker Wenzel Scholz spielte in dieser Parodie den Simplizius Zitternadel, und dies entschied wohl ihren Erfolg. Die poesiereichsten Szenen des Originals werden hier in der ordinärsten Weise verunglimpft. So zieht die Schutzgöttin Lucina den Genius der „Unwahrscheinlichkeit" bei den Haaren über die Bühne.

Lange schwieg Raimund, und erst fünf Jahre nach der „Zauberkrone" beschenkte er uns mit seinem unsterblichen „Verschwender". Aber selbst an dieses Meisterwerk wagten sich die Hände Meisls. Im Josefstädter Theater, das kurz vorher dem „Verschwender" zugejubelt hatte, wurde ein „scherzhafter Kontrast", „Der Streichmacher", aufgeführt. Aus der Cheristane wird hier Cheritine, aus Flottwell Flötenwohl.

Aber den dritten Akt, diesen End- und Gipfelpunkt Raimundscher Poesie, wagte Meisl nicht zu parodieren. Er half sich damit, daß Raimunds Ebenbild warnend über die Bühne schritt und dem Kilian — das ist der parodierte Valentin — erklärte, man könne nicht das Schönste, was Poesie geschaffen, scherzhaft darstellen.

So hat sich diese letzte Raimund-Parodie selbst gerichtet.

Im Jahre 1832 war der künftige Meister der Satire, Johann Nestroy, nach zehnjähriger Wanderschaft an das Theater an der Wien engagiert worden. Aber schon im Jahre 1829 hatte er eine Parodie gedichtet; sie ist das einzige Werk Nestroys, welches vollständig verschollen blieb. In Preßburg, wo er damals mimte, ist seine Grillparzer-Parodie „Der Einsilbige oder ein dummer Diener seines Herrn" durchgefallen.

Dagegen verraten die kleinen satirischen Glossen zu klassischen Stücken, die Nestroy als Sansquatier in der Posse „Zwölf Mädchen in Uniform" las, bereits große, bisweilen zynische Schärfe.

Für das Theater an der Wien und später für das in der Leopoldstadt hat dann Nestroy in fast drei Jahrzehnten gegen siebzig Stücke geschrieben, darunter zehn Parodien.[40])

Wenn wir diese letzteren mit denen seiner Vorgänger vergleichen, dann spüren wir so recht den Unterschied zwischen allem Früheren und seiner Meisterschaft. Das Gerüst zu seinen Parodien ist ja das nämliche, aber er holt die Wirkungen aus den Schwächen des Originals, er formt, wo es nötig ist, die Handlung um, er setzt an Stelle harmloser Lustigkeit beißenden Spott.

Der Genuß der ersten seiner fünf Frühparodien — „Der gefühlvolle Kerkermeister oder Adelheid, die verfolgte Wittib" — ist dadurch beeinträchtigt, daß sich von dem Original — dem Ballett „Adelheid von Frankreich" — kein Szenarium erhalten hat, so daß wir uns dessen Handlung aus der Parodie rekonstruieren müssen.

Mit dreien parodiert Nestroy, wie Meisl und Told, berühmte Opern. Aus Rossinis „Cenerentola" (Aschenbrödel) wird „Nagerl und Handschuh oder die Schicksale der Familie Maxenfutsch", aus Herolds „Zampa oder die Marmorbraut" „Zampa der Tagdieb oder die Braut von Gips", aus Meyerbeers „Robert der Teufel" „Robert der Teuxel".

Der knappe Raum gestattet es nicht, hier auch nur ein wenig ins Detail zu gehen. Speziell „Robert der Teuxel" war ein ganz großer Erfolg Nestroys, und den Bertram hat er bis in seine späten Jahre gespielt; mit genialem Scharfblick erfaßt er die Schwäche des Originals, daß nämlich der Teufel der Oper zugleich liebender Vater ist; bei Nestroy heißt es denn auch: „Wenn ich auch der Teufel bin, so bin ich doch zugleich auch liebender Vater; das ist zwar gegen allen gesunden Menschenverstand, aber man tragt's jetzt so!"

Die große Kluft aber, welche die Parodien früherer Zeiten von denen Nestroys trennt, überschaut man am besten bei der

---

[40]) Alle Details über diese in den Anhängen des 3. und 4. Bandes der kritischen Gesamtausgabe der Werke Nestroys von mir und Rommel. .

Betrachtung seiner letzten Frühparodie „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab". Er verhöhnt mit dieser Holteis Rührdrama „Lorbeerbaum und Bettelstab", das sich auf der deutschen Bühne erstaunlich lange gehalten hat. Den Helden Holteis, den ideal gesinnten, aber schwächlichen und zerfahrenen Dichter Heinrich, nimmt er scharf aufs Korn. Der Dichter der Parodie heißt „Leicht" und ist im wesentlichen Nestroy selber, wenn er die unzählige Male zitierten Sätze spricht: „G'fall'n soll'n meine Sachen, lachen soll'n die Leut', und mir soll die G'schicht' ein Geld trag'n." Und wie grimmig spottet er über Heinrichs Ideale, wenn er seinen Dichter Leicht zum Schlusse singen läßt:

„Die Mittelstraß'n is ein breiter Raum,
Die führt kommod talab,
Es wachst darauf kein Lorbeerbaum,
Doch auch kein Bettelstab."

Von den fünf Spätparodien, die Nestroy noch geschrieben hat, erlebte die erste, „Die verhängnisvolle Faschingsnacht", ein sonderbares Bühnenschicksal. Sie parodiert Holteis „Ein Trauerspiel in Berlin"; aber das Effektstück Holteis war bald vergessen, und die Parodistik Nestroys verstand schon zur Zeit der Erstaufführung nur ein kleiner Teil der Zuschauer, später fast niemand mehr. Man nahm das Werk Nestroys nicht als Parodie, sondern als eine glänzende Posse, die bis heute in hoher Geltung steht.

Wie der junge Nestroy, hat auch der gereifte drei Opern parodiert. Flotows „Martha oder der Markt zu Richmond" verwandelt er in „Martha oder die Mischmonder-Markt-Mägde-Mietung", und Wagners „Tannhäuser" und „Lohengrin" verfallen gleichfalls seinem Spotte.

Dies letztere darf gewiß nicht wundernehmen. Wagner hat sich in Wien ungemein schwer durchgesetzt; wenn Grillparzer die Wagnerschen Musikdramen für abscheulich hält, wenn Bauernfeld sie verhöhnt, ist Nestroys Einstellung erklärlich. Seine „Lohengrin"-Parodie war nach Nestroys Tod bald vergessen, dagegen lebt sein parodierter „Tannhäuser"

bis auf den heutigen Tag; nicht zum letzten durch die Musik des Kapellmeisters Karl Binder, der auch Richard Wagner seine Anerkennung nicht versagt hat. Nestroys Parodie ist kein Originalprodukt, es ist eine Bearbeitung und Verwienerung eines reichsdeutschen Studentenulkes, zu dem Binder eine geistreiche Musik komponiert hat, in der die Bell-Canto-Musik Mozarts und Webers dem Wagnerschen Orchesterlärm gegenübergestellt wird. Sie ist reich an guten Einfällen, etwa wenn gleich in der Ouvertüre das Pilgerchormotiv Wagners in das Volkslied „Die Pinzgauer wollten wallfahrten geh'n" umgewandelt wird.

Und mit der Parodie auf Hebbels „Judith" mit „Judith und Holofernes" soll diese Skizze meteorartig geschlossen sein. Es ist schlechthin die deutsche Meister- und Musterparodie, bewundert selbst von — Hebbel. „In dieser Parodie", urteilt Ludwig Speidel „steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat. Nestroy hat diesen Krafthanswurst, diese mit philosophischer Kleie gefüllte Lederpuppe ins Herz getroffen."

Mit dem Tode Nestroys verfiel die Parodie; wohl gab's noch in den drei Jahrzehnten zwischen diesem Zeitpunkt und dem Tode des letzten Großmeisters der Volksbühne, Ludwig Anzengrubers, noch da und dort Parodien, die Friedrich Kaiser, Anton Langer, Berla, Costa u. a. bereitstellten, aber es ist absteigender Ast, bis dann um die Jahrhundertwende die Parodie, die als letzter C. Henop pflegte, gänzlich versickerte.

Brach doch um diese Zeit die Jahrhunderte alte Wiener dramatische Volksdichtung, die dem deutschen Volk in der „Zauberflöte" eines der größten Wunderwerke und in Ferdinand Raimund, Johann Nestroy und Ludwig Anzengruber drei Dichter höchsten Ranges geschenkt hatte, endgültig zusammen.

Meine geistige Heimat.

Von Prof. Josef Weinheber.

Josef Weinhebers Ruf als großer deutscher Lyriker geht heute durch den ganzen deutschen Raum. Lange Jahre im Dunkel stehend, ist der Dichter jetzt ins volle von allen Seiten ihm zuströmende Licht gerückt. Er meistert die Form, wie — wir sprechen das ruhig aus — kein zweiter lebender deutscher Dichter neben ihm. Die folgende Betrachtung dieses Dichters, Denkers und mächtigen Sprachmeisters stellt ein bewundernswertes Bekenntnis zu hoher, reiner Kunst, zu Zucht und zu ihm angeborener Ehrfurcht vor der Sprache dar. Sein Bekenntnis verträgt keine Kompromisse. Dichten heißt für ihn, ein hehres Amt versehen. Ihr, der Kunst, seiner „Herrin" zu dienen, ist ihm unerbittlichste Verpflichtung. „Dein Reich ist furchtbar, dir zu dienen hart." Diesen Gedankengängen Josef Weinhebers zu folgen, bereitet, wie immer man sich zu seiner Disziplin stellen mag, hohen Genuß.

Hans Feigl.

Den beiden physischen Grundlagen jeder geistigen Entwicklung, der Herkunft und der Landschaft, kann ich nicht jene überragende Bedeutung zumessen, die ihnen heute allgemein zugemessen wird. Ich möchte hiebei nicht mißverstanden werden: es ist ja wohl selbstverständlich, daß Abstammung und Umgebung den geistigen Habitus des Künstlers mitbestimmen, seinem Wesen Farbe und Eigenart geben. Das Wesen selbst aber wird nicht daraus geboren. Seine Tiefe und Leidenschaft, sein Überzeitliches wird weder von den Vätern bestimmt, noch von der Landschaft und dem Brauch der Heimat getragen. In Hölderlins Oden ist ebensowenig ein schwäbisches Element wie in meinen ein wienerisches. Ich habe mich in die höchsten geistigen und künstlerischen Bezirke meiner Disziplin vorgewagt, und das heraldische Zeichen meiner Lyrik ist ein tragisch-heroisches Zeichen. Aber mein Vater war Fleischhauer, meine

Mutter Weißnäherin, mein Großvater war Lohnfuhrwerker und meine Verwandten alles andere als geistige Menschen. Ich kann mich aus meiner frühen Kindheit erinnern, mit welcher Verachtung zu Hause über einen Vetter gesprochen wurde, weil er in seiner grenzenlosen Entartung — Schauspieler geworden war. Meine Tante, die, nach dem frühen Tode meiner Eltern, eine Zeitlang mein äußeres Schicksal bestimmte, konnte kaum schreiben und nannte mich einen Phantasten, wenn ich zwischen den mir zukommenden Hantierungen, welche ein kleiner, von ihr betriebener Pferdefleisch- und -wurstverschleiß in Ottakring erforderte, als Siebzehnjähriger hinter dem Ladentisch verstohlen und entrückt etwa die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel oder Schopenhauer oder Nietzsche las. Und das Wienerische in meinen Gedichten? Es ist wahr, ich habe ein Buch „Wien wörtlich" geschrieben, und ich würde es als einen künstlerischen Mangel empfinden, wenn ich nicht imstande wäre, Ton und Farbe meiner Heimatstadt in das geformte Wort zu bannen. Aber dieses Buch darf angesichts meines sonstigen Schaffens doch nur als Nebenwerk angesehen werden, und so, wie ich es gemeint habe: als Verbeugung vor meiner Vaterstadt Wien, als Beweis meiner Zugehörigkeit und Liebe zu ihr. Und vielleicht als leisen Affront gegen einen gewissen Ästhetizismus, der sich zu vornehm, zu herausgehoben dünkt, um zum Volk herabzusteigen und in einer Mundart zu sprechen, die jenem Ästhetizismus zumeist nicht an der Wiege gesungen worden ist. Und wenn man meinen Gedichten da und dort eine gewisse Musikalität nachsagt, die angeblich ein besonderes Herkommensmerkmal jener anmutigen und rhythmisch bewegten Landschaft ist, in welche Wien hineingebettet liegt, so mag dieser Hinweis in bezug auf das kleine lyrische Lied, auf die Kammerkunst in meinem Werk stimmen. Er versagt vor den Oden und Hymnen, er versagt vor allem vor der künstlerischen Grundhaltung, die weder typisch wienerisch noch auch eigentlich österreichisch ist. Er mag im Hinblick auf die vitale Kraft seine Berechtigung haben, die geistige ist doch wohl aus einer größeren Sphäre geschöpft, die mit dem Wienerischen, dem volkhaft

Österreichischen nicht mehr verbunden scheint als mit dem volkhaft Deutschen, ja ihre wesentlichen Säfte aus dem Abendländischen schlechtweg gezogen hat, wo jene Genien Europas versammelt sind, die mir zum Kanon wurden: Alkaios und die Sappho, Marc Aurel und Schopenhauer, Dante und Michelangelo, Hölderlin und die Droste. Diese meine künstlerische Grundhaltung ist nicht musikantisch. Und angesichts eines geradezu soldatischen Pflichtbewußtseins, angesichts einer Diensterfüllung im Namen der Kunst, die ich, ohne mißverstanden werden zu wollen, nur preußisch nennen könnte, fällt der Vergleich mit Schubert oder der Hinweis auf ihn in sich zusammen.

Wenn ich mich heute frage, welche Kräfte es waren, die mich zu jenem Künstler heranreifen ließen, als welchen mich heute die ganze deutsche Welt bestätigt, so muß ich sagen: es war das Minderwertigkeitsgefühl, das Leid des Ausgestoßenseins, des Verachtet- und Geringgeschätztwerdens, einer zwei Jahrzehnte dauernden Widerhallslosigkeit. Freilich muß ich nun, rückblickend und die Führung Gottes begreifend, wahrhaftig und im Ernste dafür danken, daß mich die Öffentlichkeit so lange verschwieg und bagatellisierte, denn der Gram über diese Haltung hat mich seinerzeit dahingebracht, immer tiefer in meine Tiefe hinabzusteigen, mir und der Welt immer bessere, getreuere Beweise für mein Können, für meine Künstlerschaft zu erspüren.

Ich habe das auf den verschiedensten Wegen getan. Aber es ist wohl freilich kein Zufall, daß ich sehr bald, von den Vorbildern einer tönenden Aussage weg, von Wildgans und dem mittleren Rilke etwa, in die Nähe jener Künstler geriet, denen die Sprache als solche als das geheiligte Element der Lyrik erscheint. Ich habe auch sehr bald die Gefahren erkannt, die von dorther drohen, und die Grenzen gesehen, die dem Sprachkünstler eben von der Sprache her gesteckt sind. Ich habe an Rilke, der den Weg folgerichtig gegangen ist, gesehen, daß gerade die Sprachkunst, die ja in einer Klausur, eben in der Muttersprache, befangen bleibt, ein großer Wald ist, darin man sich sowohl verirren als auch ein Haus bauen,

darin man kreuz und quer auf Entdeckungen ausgehen kann — aber einmal und immer wieder einmal stößt der abenteuernde Jäger auf die unerbittliche, unübersteigbare Mauer, die den Wald umgibt.

Da geht es leicht und einfach an, mit dinglich bestimmten Vierzeilern, verfeinert sich, vervielfältigt sich alsbald zum Lied, die Finessen einer sorgfältig abgewogenen Vokalisation und Konsonantik rauschen betörend auf, und die Lust an komplizierteren und gesetzmäßig dichteren Formen führt hinüber zum antiken, vor allem aber zum romanischen Versgebilde. Das Gefüge wird streng bis zur fanatischen Kargheit, und die statuenhafte Starre einer solchen Formgebung läßt alsbald die Sehnsucht nach den großen Atembögen des Hymnischen erstehen. Es geht die Stufenleiter hinan bis ins Orphisch-Dunkle, ins Seherisch-Beschwörende, das keine Aussage mehr duldet. Damit aber scheint auch das Ende da zu sein. Die sprachlichen Möglichkeiten, längst nicht mehr zu tagläufiger Mitteilung bestimmt, sind nunmehr auch im Formalen erschöpft. Es ist die Vollendung, es ist das Ende. Der Geist ist in der Sprache vollkommen Leib geworden. Um weiter zu können, müßte der Leib zerstört werden. Aber wer kann in der Sprache auf jenem Weg zurück, den er gekommen ist? Nein, hier gibt es keine Rückkehr vom Geistigen ins Vitale, vom Hymnus hinab in den primitiven Vierzeiler. Wenigstens keine Rückkehr für den Unbedingten, der es seinem Gewissen ersparen will, sich selbst zu wiederholen. Hier gibt es nur Flucht, jene entsetzliche Fahnenflucht vor der Muttersprache, wie sie Rilke mit „Les roses" vollzogen hat.

Wenn ich nun die Gefahren und die Grenzen meines Werkstoffes kenne und früh erkannt habe, so kann und konnte ich es doch nicht hindern, dem Wort, ja dem Buchstaben jene Wichtigkeit beizumessen, die ihm ein an dem gräßlichen Verfall der Sprache entzündetes Sprachgewissen zuerkennen muß. Es kann ja nichts in der Kunst aus Laune und List geschehen, sofern es nicht sofort als unorganisch entlarvt werden will. Und daß ich mich in einer Zeit der völligen Sprachverrottung feierlich und treu zum Buchstaben bekannte, das ist organisch.

Hier stand das Gemäße gegen den Unfug, das Gesunde gegen das Kranke, wenn immer auch die Kraft, in die Enge getrieben, sich bisweilen auf den Justamentstandpunkt einer fast akademischen Pedanterie zurückziehen mußte. Aus diesem Geist des Widerspruches, der Auflehnung gegen eine aus den Fugen gehende Sprachwelt, gegen den Massenoptimismus der Dilettanten und Prominenten ist meine Ode an die Buchstaben entstanden, die Gedichte Flöte, Trommel, Posaune und andere.

Ich wollte freilich meinem Temperament, meinem Leiden und Träumen nicht bloß ein ziseliertes Detail geben, ich wollte ins Welthafte, Große, in die Kunst schlechtweg. Und dann: Ich lebte in dem Gefühl einer grenzenlosen Heimatlosigkeit, dem gegenüber das schön gesetzte Wort nicht entsprechen durfte. Ich suchte Heimat, ich träumte mich wie Mörike nach einer fernen Insel, nach einer Insel der Seele hin, aber ich war anders als er bedingt, ich fand nicht zum Idyll, ich entdeckte plötzlich die Größe des antiken Verses. Ihm, seinem Wesen und Wert, bin ich alsbald mit der ganzen Leidenschaft des Heimatlosen nachgegangen. Und hier fand ich, was mir als Ausdruck meines inneren Seins, meiner geistigen Substanz, das einzig Entsprechende schien: den großen, heiligen Satzbogen, der den Sturm bändigt und dem Schmerz sein Gesetz gibt; der dem Wort die Facette seines Eigenlebens nimmt, aber die Worte zusammenbindet zum hoheitlichen Strahlenbündel sprachlicher Figur. Ich hatte schon Jahre hindurch antike Verse geschrieben, als ich Hölderlin entdeckte. Die Begegnung war erschütternd. Sogleich versanken die Freunde von früher, der breite Goethe mit, in ein dämmerig unverbindliches Zwielicht. Hölderlin: hier war das Heilige und das Heldische. Hier sprach ein großer Bruder mir die Worte vor, die zu sagen ich noch nicht wagen konnte. Hier war ebensoviel Abgrund als tapferes Wissen darum. Es war eine schrecklich-schöne Zeit: ich liebte — und wehrte mich doch mit aller Macht dagegen, hörig zu werden. Um der übermächtigen Anziehungskraft zu entrinnen, versuchte ich, aus meiner Disziplin auszubrechen. Als ganz junger Mensch wollte ich ja Maler werden. Die kleine Begabung hiezu, eine fast uner-

widerte Liebe zur Malerei, lief ja immer neben den ernsteren Anstrengungen des Dichters nebenher. Ich war auf meinen Italienreisen, und später in Paris, mit den Hauptwerken des Michelangelo bekannt geworden. Und da war es nun plötzlich nicht die Malerei, da stand auf einmal die ungeheure, dämonische, plastische Kraft dieses Gottes, die mich wie ein Ruf von oben in ihren Bann schlug. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen: nun wußte ich, nun erlitt ich die Erkenntnis, was bilden, was gestalten heißt. Der Niederschlag des überwältigenden Erlebnisses ward sofort in den Gedichten sichtbar. Das Bemühen, jenen großen Verkörperungen einer flammenden Idee nahezukommen, ließ mich die ferne Bruderschaft Hölderlins vergessen, ja verwerfen. Ich lernte Michelangelos Sonette kennen. Zur Tollkühnheit entzündet an solchem Wesen, wollte ich im Wort, im Sonett die steinerne Tat des Gottes — als Mensch versuchen. Und so wie früher aus der Begegnung mit Hölderlin die „Variationen auf eine hölderlinische Ode" erwuchsen, entstanden nun, aus einer tiefen, fast manischen Verehrung heraus, die Michelangelo-Sonettenkränze als Variationen auf Sonette des angebeteten Meisters.

Aber die Luft auf solchen Höhen ist streng. Und wenn nun die Gestalt gerettet schien, so schrie die Seele hier auf der Erde nach Wärme und Brot. Zwischen den Räuschen einer als groß empfundenen künstlerischen Tat hielt sie ihr „Einsamstes Selbstgespräch", und wilde und verzweifelte Anrufe wandten sich an die Mächte, an Erde, Weib, Volk. Vom Geiste gekommen, war ich im Geiste zu Hause, aber unter den Füßen fehlte die Heimat noch immer. Ich hatte nun große Brüder und Schwestern in meinem Vaterland des Traumes, und sie gehören jetzt wohl dauernd mir. Aber ich darf nicht und ich kann nicht Ruhe finden. Das Gefühl, immer über einem Abgrund zu sein, ist unauslöschlich mit mir mitgeboren. So muß ich immer wieder in den gesicherten und geheiligten Tempelbezirk der Kunst fliehen, um in ihren großen Ordnungen den Sinn, das Gleichgewicht der Welt bestätigt zu finden. Das ist meine Verdammnis, und das ist meine Erlösung.

* *
*

Josef Weinhebers Werke.

Adel und Untergang (Adolf Luser, 1935).
Vereinsamtes Herz (Paul List, 1936).
Wien wörtlich (Adolf Luser, 1935).
Späte Krone, Gedichte (Langen-Müller, 1936).

Früher erschienen:

Der einsame Mensch, Gedichte (E. P. Tal & Co., 1920).
Von beiden Ufern (Burg-Verlag, 1923).
Das Waisenhaus, Roman (Burg-Verlag, 1925).
Boot in der Bucht, Gedichte (Kristall-Verlag, 1926).

Über ihn u. a.:

Josef Weinheber: Persönlichkeit und Schaffen. Herausgegeben von Adolf Luser. Mit Beiträgen von Karl Maria Grimme, Friedrich Sacher, Adalbert Schmidt und Josef Weinheber (Heimat und Herkunft, Gedanken zu meiner Disziplin, Werk und Zeit, Gedichte). Mit Farbbildern nach Gemälden von Josef Weinheber, einer Bildniszeichnung von Erwin Grienauer und einem Bildnisholzschnitt von Prof. Herbert Schimkowitz (Adolf Luser, 1935).

Univ.-Prof. Dr. Franz Koch: Josef Weinheber. In: Lebendige Dichtung. Österr. Monatshefte für deutsches Schrifttum, Jg. 1, Heft 3 (Dezember 1934).

Dr. Robert Hohlbaum: Josef Weinheber. In: Die neue Literatur. Herausgeber Will Vesper. Jg. 36, Heft 1 (Januar 1935).

Edmund Finke: Josef Weinheber. Versuch einer Deutung und Würdigung. In: Der Weg. Deutsche Blätter für Österreich. Jg. 2, Heft 7.

Dr. Robert Hohlbaum: Ein lange verkannter großer Dichter. In: Völkische Kultur. Monatsschrift für die gesamte geistige Bewegung des neuen Deutschlands. Herausgeber Wolfgang Nuser. Jg. 1935, Dezember 1935.

Kurt Matthies: Eine späte Kunde von den Göttern. Zu Josef Weinhebers „Adel und Untergang". In: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für deutsches geistiges Leben. Herausgegeben von Wilh. Stapel und Erich Günther. Jg. 18, 1. Heft (Januar 1936).

Dazu: Kurt Matthies: Noch eine Kunde von den Göttern. In: Deutsches Volkstum, Jg. 18, 2. Heft (Februar 1936).

Ronald Loesch: Josef Weinheber. In: Inneres Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgegeben von Paul Alverdes und Karl Benno v. Mechow. Jg. 2, Heft 10 (Januar 1936).

Das Buch und — ich.

Ein Stück bibliophiler Selbstschau.

Von Michael Maria Rabenlechner.

Ein Sammler bin ich schon in frühester Jugend gewesen — als elf-, zwölfjähriger Knabe; damals sammelte ich freilich noch keine Bücher, sondern leidenschaftlich — Mineralien (noch heute bewahre ich zur Erinnerung daran eine erlesene Amethystgäode); freilich „verschlang" ich (vorab in seinen Chromolithographien) hiezu auch ein gewichtig Buch (in Folio), das mir auf meine Bitten die Eltern gekauft: „Das Mineralreich in Bildern von J. G. v. Kurr" (Verlag Schreiber in Eßlingen); aber dieses Tafelwerk galt mir damals nur als belehrender Mentor bei meinem Mineralienspüren, — von einer bibliophilen Einstellung war in jenen Tagen noch keine Rede. Ich las ja schließlich in meinen Knabenjahren auch viele sonstige Bände, meinem Alter und meinen Neigungen angemessen, aber auch diese Jugendbücher waren mir alle lediglich Leseobjekte und es war mir ziemlich gleichgültig, wie sie aussahen und ob sie mir gehörten oder ob ich sie nur geliehen bekam.

Aber schon dem „Quartaner" war die Berufung geworden und ahnungslos — schier wie über Nacht — war's geschehen, daß mir mit einem Male das Kleid des Buches nicht mehr gleichgültig war und daß sich in mir immer mehr die Empfindung festigte, daß der wahre Genuß eines Buches auch in seinem Besitze gegründet sei.

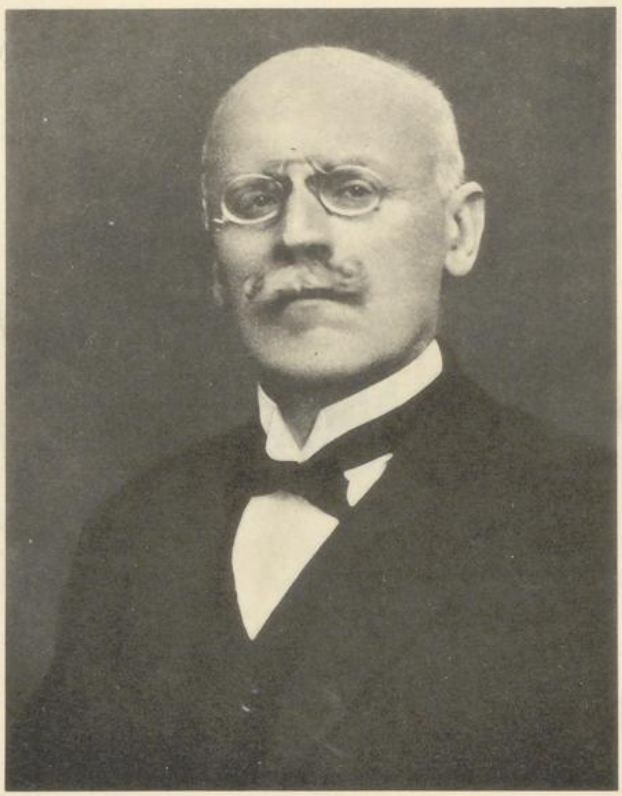
Hochbegeisterung für deutsche Literatur reichte diesem jungen bibliophilen Erwachen die Hand und Dr. Robert Königs illustrierte „Deutsche Literaturgeschichte", die mir 1883 in die Hände fiel, vermittelte dem frühreifen Fünfzehnjährigen (ich bin 1868 geboren) bereits eine ganz respektable Kenntnis unseres Schrifttums. — So war aus dem Mineraliensammler ein Büchersammler geworden und er ist ein

solcher geblieben bis auf die gegenwärtige Stunde. Dem jungen Drange nach Buchbesitz damals kamen meine guten Eltern aber auch gerne und verständnisvoll entgegen und ihrer Munifizenz verdankte ich in diesen fernen Tagen bereits manches schöne Stück, dessen Inhalt mir König flüchtig skizziert hatte und dessen strahlende Existenz mir dann in den Schaufenstern der Buchhandlungen war lockend gegenübergetreten. Es war mit einem Wort ein früher, aber ganz reizvoller bibliophiler Anfang voll Berücktheit mit sich natürlich von Tag zu Tag steigerndem Verlangen nach Vermehrung meiner Schätze, die ich in ihrer Tadellosigkeit vor jeder fremden Berührung hütete, als wären sie für mich „das Glück von Edenhall". ...

Da ließ der frühe Tod meines Vaters (er starb — ein k. k. Ministerialbeamter — bereits 1884) maßgebende Einschränkung solchen Verlangens dem reifenden Jüngling als eherne Notwendigkeit erkennen.

Aber just in den Jahren der damals recht karg bemessenen staatlichen Witwenpensionen sollten ungeahnt bereits dem strebsamen Obergymnasiasten weitere neuerliche Blicke aufs Buch gestattet sein, häufigere und intimere als je vorher, — Ferment abgebend für meine ganze reifende bibliophile Einstellung.

Ein freundlicher Zufall ließ nämlich den Obergymnasiasten einen Wiener Buchhändler treffen, der Gefallen fand an meinem jungen bibliophilen Idealismus, dem ich mich anfreunden durfte, den ich im Laufe der Jahre ohne weiteres in seinem Geschäftslokal oft und oft besuchen durfte (kleine Gegengefälligkeiten, die ich tat, erleichterten mir das Kommen) und der mir bei meinen Besuchen freundlichen Einblick in seine (stets wachsenden) reichen Lagerbestände konzedierte. Dieser in der Tat liebenswürdige Mann, dem ich in der Erinnerung wärmste Dankgefühle bewahre (er war auch recht entgegenkommend, wenn ich ab und zu kaufte — leider konnte es zunächst nicht allzu oft geschehen!), war der damalige angesehene und kenntnisreiche Antiquar Josef Deibler, der (heute schon längst heimgegangen) sein (gegenwärtig auch



Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner.
Vizepräsident der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

nicht mehr existentes) Geschäft im Hause Wien, 1., Herrengasse 6, betrieb, — im Hause, in dessen Hintertrakt sich der berühmte Bösendorfersaal befand (heute steht an dieser Stelle das „Hochhaus").

Was also sah und vernahm ich in der Tat in diesem Geschäft des Herrn Deibler nicht alles im Lauf der Jahre bis tief hinein in meine Hochschulzeit — Geschautes und Gehörtes in gutem Gedächtnis dauernd behaltend!

Hier schweifte der Blick des jungen, begeisterten Literaturfreundes gar bald von den goldglitzernden Gewändern der modernen Autoren in immer größerer Reife zu den Bänden der früheren deutschen Dichter, zu den Originalausgaben ihrer Einzelwerke wie zu den verschiedenen Gesamteditionen älteren und neueren Datums. Aber neben den Büchern der Dichter sah ich weiter im Laufe der Jahre wertvollste Bücher aus anderen Gebieten und vernahm zu vielen von ihnen ein belehrendes, unvergeßliches Wort. Wundervolle Geschichtswerke glitten durch meine Hände, die seltensten Viennensia und Austriaca, die rarsten Okkulta, Philosophica und Theologica. Und ich werde wohl nicht übertreiben, wenn ich sage, daß in jenen Jahren im Geschäfte des Herrn Deibler viele Tausende von Büchern durch meine Hand gegangen, von mir aufgeschlagen und beguckt wurden.

Aber bei Betrachtung so vieler Bände, die ich wißbegierig vorgenommen, schärfte sich natürlich auch gleichzeitig das Auge des Bibliophilen in herba immer mehr für das Buchkleid. Ich lernte dieses gemach richtig beurteilen und einschätzen. Ich sah neben den Originaleinbänden der Verleger die herrlichsten Privateinbände, hervorgegangen aus den renommiertesten Buchbinderwerkstätten, — ich sah einfachere Privateinbände, aber auch sie sehr solid und gediegen hergestellt — —, ich sah daneben aber auch Privateinbände ganz trostlosester Art, schlecht gefalzt und beschnitten bis knapp an den Text, ja oft noch bis hinein in ihn — bei gedankenlosester, geschmacklosester Schablonenarbeit in bezug auf verwendetes Material, Prägung und Schnitt, und schon damals wurde mir klar, daß eine große Anzahl von Buchbindern nicht bloß Hand-

werker ohne jeden Geist, sondern dazu noch oft die unfähigsten „Patzer" sein müßten und daß es unter solchen Umständen weit vernünftiger sei, ein Buch unbeschnitten und im Originalumschlage zu belassen, als es solchen Buchverderbern auszuliefern. (Diese Erkenntnis ließ mich übrigens damals schon den Wert des Originalumschlages eines Buches einschätzen, der — wie mich richtig dünkt — als integrierender [mitunter sogar künstlerischer!] Bestandteil der Buchaufmachung stets mitgebunden werden sollte!) Schon in jener Zeit lernte ich auch bereits die büchermordende Drahtheftung ganz ingrimmig hassen und schon damals wußte ich das Papier, auf dem ein Buch hergestellt, richtig zu würdigen — ich sah den Unterschied zwischen einst und jetzt und erkannte schaudernd an unwiderleglichen Beispielen das sichere Schicksal der meisten in jenen Tagen der tiefsten Papierdekadenz hergestellten Werke.

So boten mir diese Besuche im Geschäfte des Herrn Deibler neben Augenblicken lauteren Schaubehagens auch eine Fülle von Einzelheiten, die sich in mir ausreiften, als hätte ich ein bibliophiles und bibliographisches Kolleg besucht. Und wenn natürlich der Bibliophile in mir in späterer Zeit immer mehr seine Bücherkenntnisse ausgestaltete, erweiterte, vertiefte (durch andersortige Büchereinsicht, durch Katalogleküre, durch Gespräche mit gleichgesinnten Freunden): bibliophile Basis war bereits in den Tagen des Obergymnasiums und der ersten Hochschuljahre gelegt worden.

Worin sie bestand (und besteht) — diese Basis?

Meine Begeisterung für deutsche Literatur hatte ich in das Geschäft des Herrn Deibler bereits mitgebracht, daneben lernte ich jetzt durch (wenn auch nur flüchtiges) Durchblättern so vieler weiterer Bücher andere Disziplinen kennen und würdigen, die mich gleichfalls nicht mehr losließen, dann wurde ich, meinem Interesse für deutsche Literatur und für jene anderen Disziplinen nachgehend, mit großen einschlägigen Seltenheiten vertraut (den Reiz des Spürens nach solchen schon damals vorausahnend) und schließlich wurde mir unfehlbar klar, was das äußere schöne Wesen eines Buches ausmacht.

So wurde ich demnach vor allem ein Sammler deutscher Literatur (einschließlich Übersetzungen), als solcher Sammler von maßgebenden Gesamtausgaben wie von Originaleinzelausgaben (unter diesen gemach immer mehr die Ausgabe suchend, in der ein hervorragendes Werk unseres Schrifttums erstmalig das Licht erblickte); — weiter zog ich in meinen Interessenkreis gewisse Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte (vorab Viennensia und Austriaca), — dann aber inflammierte mich auch mächtig Okkultismus (mit dem ich mich wissenschaftlich-forschend in früher Zeit überhaupt leidenschaftlich beschäftigte) sowie auch Theologie (schwankte ich doch lange, ob ich nicht Theologe werden sollte). — Zu diesen Disziplinen fand dann hie und da auch ein oder das andere besonders ins Auge springende „Kuriosum" Sammlergnade.

Aber bei allem Sammeln im Laufe der Jahre leitete mich auch stets der Ästhet: — so wie ich kein Buch erwarb, das mir nicht „lag", so erwarb ich auch keines, das nicht tadellos erhalten war. In dieser Hinsicht war mein Respekt vor dem Buche geradezu grenzenlos. Es war eine Einstellung wie vor einem Menschen. Seele (d. h. in diesem Falle der Buchinhalt) mußte sich in einem entsprechenden Leib (in diesem Falle Buchkleid und Bucherhaltung) präsentieren. Und diese meine Einstellung machte auch vor der größten Seltenheit keine Ausnahme. Auch die seltenste Erstausgabe existierte (und existiert) für mich nicht, wenn sie nicht tadellos erhalten.

* * *

Juli 1888 hatte ich die Reifeprüfung des Gymnasiums abgelegt, März 1893 an der Wiener Universität promoviert und ein freundlicher Zufall bot jetzt dem jungen Doktor der Philosophie — ehe er sich noch für einen definitiven Lebensberuf entschieden — einen Privatisteninstruktorposten an, der, glänzend dotiert, natürlich freudig angenommen ward.

Nun war damit die Möglichkeit unentwegten Sammelns gekommen und die bibliophilen Kenntnisse, die ich mir bis dahin erworben, bestanden ihre Feuerprobe.

So kam ich jetzt fast täglich mit einem Pack antiquarisch erworbener Bücher nach Hause — zum wachsenden Entsetzen meiner Mutter, die mir aber schließlich doch in ihrer Güte Kasten um Kasten und Lade um Lade ausräumte. In dieser Zeit gab es keinen Bezirk Wiens, den ich nicht nach Antiquaren abgestreift. Und überall kaufte man staunend billig, — „das Wild war zahlreich, der Jäger gab's wenige — und Edelwild war damals noch wenig gekannt und geschätzt". (Ein etwas teurer Herr war damals nur der alte David Bermann in der Johannesgasse Nr. 2 — teuer natürlich nach damaligen Begriffen —, heute ärgert man sich in der Erinnerung, was man damals bei ihm als zu teuer zurückwies....) Mit großem Behagen erinnere ich mich aus jener Zeit aber auch an die Auktionen beim Antiquar Kubasta, der sein Geschäft in einem uralten Haus in der Sonnenfelsgasse Nr. 11 hatte und diese Versteigerungen in einem hofseitigen (überaus traulichen) Abteil seines Antiquariats (einer Art Magazin) veranstaltete; (noch heute ziehe ich in der Erinnerung wohlgefällig durch die Nüstern die büchermuffelnde Atmosphäre dieses Raumes). Bei diesen Auktionen durfte man gegebenenfalls auch — kreuzerweise steigern. Ich erstand in diesen Auktionen wundervolle Erstausgaben und seltenste, wertvollste Viennensia um ein Spottgeld.

Aber ein besonders Stück erwarb der junge Doktor der Philosophie damals doch bereits um einen ganz enormen Preis. Es war die Erstausgabe der „Räuber", die das damals noch junge Antiquariat Gilhofer und Ranschburg in der Bognergasse (damals noch in einem ganz kleinen Laden an derselben Stelle wie heute, aber in einem alten Hause) durch Monate mit aufgeschlagenem Titel („Die Räuber. / Ein Schauspiel. / [Vignette] Frankfurt und Leipzig, / 1781.") ausgestellt hatte. Die Erstausgabe der „Räuber" war in jenen für den Erstausgabensammler noch so idealen Zeiten (aber nicht bloß ideal bei uns in Wien, sondern auch draußen im Reich) buchstäblich (unter allen Erstedition unserer großen Klassiker) das einzige Stück, welches das hatte, was man einen „Preis" nennt. Schon in den fünfziger Jahren

— das wußte ich — ließen sich die Händler dafür bis an 100 Taler bezahlen. Das Exemplar im Schaufenster von Gilhofer und Ranschburg war zudem ein reines, breitrandiges, fast unbeschnitten in gleichzeitigem Einband. Ich fühlte, daß mir wohl kaum mehr je in meinem Leben ein derart erhaltenes Stück werde gegenübertreten. Andererseits wußte aber auch die Firma, welchen Schatz sie an dem Stück besaß, und verlangte dementsprechend. So zauderte ich begreiflich. Aber täglich ging ich durch Wochen an der Auslage vorüber mit täglich sich steigernder Angst, ich könnte das Stück vielleicht nicht mehr sehen. Schließlich aber fühlte ich („täglich ward ich blaß und bläßer"), daß es für mich nur eine Rettung gäbe. Also „tat ich Geld in meinen Beutel", trat in den kleinen Laden und zahlte (es war Juli 1894) mutig die verlangten — 75 Gulden. Im Triumph trug ich das Stück nach Hause, — doch verschwieg ich meinen Angehörigen diesmal die Tat — ich fürchtete, ein Familienrat würde mich sonst sofort glattweg entmündigen lassen. Nun, daß ich damals mein Geld nicht übel angelegt, brauche ich den Bibliophilen von heute nicht erst ausdrücklich zu sagen.

Auch manchen Tausch tat ich damals schon. Eines solchen Tausches möchte ich aber doch besonders Erwähnung tun, weil er vielleicht nicht uncharakteristisch für meine ganze (schon damalige) bibliophile Einstellung war. Ich tauschte bei einem sehr angesehenen Antiquar in der Inneren Stadt ein schon seit meiner Studentenzeit mir gehörendes Exemplar von Stifters „ausgewählten Werken" (4 Bände, Leipzig, Amelang) gegen acht broschierte Stifter-Bände aus dem Heckenastischen Verlag. Mein Exemplar der „ausgewählten Werke" war in blaues Halbkalbleder gebunden — ein Einband, wie solchen der Wiener Sortimentsbuchhändler Lechner (am Graben) damals zu Geschenkszwecken herstellen und sich dementsprechend bezahlen ließ. (Derart gebundene Exemplare führte Lechner in seinen Weihnachtskatalogen unter dem Kollektivtitel „Salonbibliothek".) Jener Antiquar in der Inneren Stadt ging freudig auf den Tausch (ohne Aufzahlung meinerseits!) ein — ja schien mich geradezu ob meiner Naivität zu belächeln, — —

nun, ich habe den Tausch nicht bereut, sondern hüte noch heute (in Schutzumschlag und Schutzkarton) ängstlich jene acht Stifter-Bände im Zustande, wie ich sie damals erworben: — es sind die sechs Bände „Studien", broschiert, in den Originalumschlägen, durchaus unbeschnitten, tadellos rein (wie aus der Presse), mit den gedruckten und den gestochenen Titeln — alle sechs Bände in der ersten Ausgabe (kein Band einer späteren Auflage darunter); und ebenso tadellos und komplett sind dann die weiteren zwei Bände — sie sind die erste Ausgabe der „Bunten Steine" mit den zwei reizenden Ludwig Richterschen Vignetten, die — man faßt es nicht, aber es ist doch buchstäblich so — Stifter aus allen Exemplaren, über die er verfügen durfte, entfernte. ...

* * *

Nach vorübergehender Tätigkeit als Praktikant an der Wiener Universitätsbibliothek legte ich Juni 1897 das staatliche Lehramtsexamen ab und wurde nach kurzer Tätigkeit als Mittelschulsupplent in Wien in definitiver Eigenschaft an das k. k. Staatsgymnasium in Triest versetzt. Sechs Jahre weilte jetzt der Bibliophile verbannt an der Adria in der antiquariatsarmen Hafenstadt (nur hie und da ein oder das andere Stück aus auswärtigen Katalogen erwerbend) — und Besuche in den Quartieren käuflicher Bücher gingen erst wieder an, als ich vom September 1905 an nach Wien rückversetzt wurde, wo ich (zunächst zwanzig Jahre weiter als Mittelschullehrer) seither ununterbrochen domiziliere.

Das war aber damals leider bereits die Zeit, wo die in Leipzig stattgefundene Auktion der Sammlung „Joseph Kürschner" (30. Mai bis 4. Juni 1904) ihre Wirkung tat — eine Wirkung, an sich erfreulich, da von jetzt an den deutschen Buchseltenheiten (vorab den Erstausgaben) von den Deutschen jener Respekt zuteil wurde, den sie bibliophil beanspruchen dürfen (und den sie in Frankreich und England schon längst genießen) — nicht erfreulich allerdings für den idealistischen Sammler, der neben Idealismus und Verständnis nicht auch über die nötigen Barmittel verfügt. Indes

ließ sich in Wien auf einige Jahre hinaus trotz damals wachsender Sammlerzahl manches wertvolle Stück doch noch immer recht billig erwerben, denn die Kenntnis des Wandels in den Preisen (wie überhaupt die Kenntnis vieler Bücher als Erstausgaben) sickerte nur langsam nach Süden in die Antiquariate der Kaiserstadt.

Freilich kam aber schließlich auch für Wien die Stunde, da auch der kleinste Vorstadtantiquar ein „Wissender" geworden. Da blieb dem wenig bemittelten Sammler in der alten Garde nun eben nichts anderes übrig, als sich resigniert damit abzufinden — er durfte sich ja schließlich „saturiert" fühlen und er griff von jetzt an nur noch ab und zu tiefer in die Tasche, wenn es z. B. galt, in einer sonst geschlossenen Reihe von Erstausgaben eines Dichters eine schon lange klaffende Lücke auszufüllen. Manches solche Desideratum habe ich aber in dieser für uns Alt-Bibliophilen somit völlig neuen Zeit im (damals jungen) Geschäfte des sehr entgegenkommenden (dabei aber auch kenntnisreichen!) Antiquars Josef Grünfeld erworben, dessen Lokal (zunächst in der Herrengasse 2, später Bognergasse 7) auch zum neutralen Stelldichein vieler erstrangiger Sammler sich gestaltete (so wie dies einst das Rosnersche Verlags- und Sortimentgeschäft unter den Tuchlauben [heute dort der Mattonihof] für das damalige geistige Wien der siebziger Jahre gewesen). Hier im Geschäfte des Herrn Grünfeld konnte ich auch wiederholt Stücke der modernen „Pressen" so recht con amore betrachten und studieren. Aber so freudig ich auch die durch die moderne Bibliophilie provozierte Buchrenaissance begrüßte: — in den Kreis meines Sammelns zog ich diese Pressendrucke nur, sofern sie Erstausgaben moderner Dichter boten. — —

Frühjahr 1912 hatte Prof. Hans Feigl die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft" ins Leben gerufen, unter deren Proponenten auch ich mich befand und deren Vorstand ich seit Beginn bis heute angehöre. Durch Prof. Feigl veranlaßt, stellte ich meine Feder, die bis dahin fast ausschließlich der Geschichte und der Literaturgeschichte gedient, jetzt auch der Bibliophilie zur Verfügung. Ich wurde zunächst eifriger Mit-

arbeiter an Prof. Feigls „Bibliophilen-Kalender" (heute „Jahrbuch deutscher Bibliophilen ..."), dann bearbeitete ich aber auch eine Reihe umfangreicher bibliophiler Themen, welche dann die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft als Jahresgaben für ihre Mitglieder in kostbarer Aufmachung herstellen ließ. Zu diesen Jahresgaben, welche mich zum Verfasser haben, zählt unter anderem der stattliche Band aus 1931: „Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre". Diese „Streifzüge" habe ich meiner lieben Frau Marie (gebornen Tertsch) zugeeignet, die (damals Wiener städtische Volksschullehrerin) ich nach dem Tode meiner Mutter († 1911) als Lebensgefährtin heimgeführt, die seitdem — mit mir — meinen Büchern eine treue Hüterin ist und die, wie ich weiß, eine solche auch weiter bleiben wird, wenn ihr das Schicksal die alleinige Hut über sie einmal anvertrauen sollte.

Was aber — so frage ich am Schlusse vorliegender bibliophiler Selbstschau doch mit einiger Wehmut — was wird wohl dereinst das endgültige Schicksal meiner Bücher sein, die ich noch in günstigerer Zeit — wahrhaftig nicht allzu bemittelt, dafür aber mit um so größerer Mühe — aufgestöbert, zusammengetragen und in ihrer Unversehrtheit sorgfältig konserviert?!

Ich habe als Legende meines „Exlibris" mir — Buch apostrophierend — den Reim ersonnen:

Du, Buch aus meiner Bücherei —
Sie zählt viel tausend Bände —
Gern wüßt' ich, was dein Schicksal sei,
Geht's einst mit mir zu Ende.

Oh, mögst du dich auf künft'ger Bahn
In ernste Hand nur legen,
Auf daß du, wie du mir getan,
Auch andern wirst zum — Segen!

Mögen gütige Götter die Hoffnung dieses Reims freundlich sich erfüllen lassen!

Ein Alt-Wiener Stilreiniger und Sprachschöpfer.

Von Professor Dr. Karl Bertsche (Heidelberg).

Johann (Valentin) Reiner, ein fruchtbarer Wiener Schriftsteller zu Anfang des 18. Jahrhunderts, handelt im 2. Bändchen seines sehr selten gewordenen Werkes:[1]) „Vienna curiosa et gratiosa oder das anietzo lebende Wien ...“ (Oktav, 31 Seiten, Wien 1720) auf den Seiten 13 bis 22 „von der Sprach- und Redensart deren Österreichern“. Dabei geht er aus vom Vorrang der Rede gegenüber der Schrift und betont dann, wie überlegen „unsere reine Teutsche Mutter-Sprach“ sei über die anderen Sprachen, die, wie er spöttisch bemerkt, „bey jetzigem Welt-Lauf in denen Menschlichen Gesell- und Handelschaften meistens im Schwung gehen“, nämlich das Lateinische, Spanische, Holländische, Böhmische, Französische, Wälsche; denn das Deutsche sei „vollkommentlich und Wörterreich“. Schließlich kommt er auf das Österreichische zu sprechen und verteidigt die „Rein- und Zierlichkeit Teutscher Sprache“, deren sich „der Hohe Österreichische forderist Wiennerische Adel wie auch fürnehme Stands-Personen“ bedienten und befleißigten, gegenüber der Mundart der „gemeinen Leut“. Dann heißt es:

„Andertens schleichet auch in Österreich jener schändliche Fehler ein / welcher schon fast gantzes Teutschland angestecket /

[1]) Im 4. Band der großen „Geschichte der Stadt Wien“ von 1910/11 erklärt der Verfasser des Abschnittes „Quellen und Geschichtsschreibung“, Archivdirektor Dr. Vancsa, in einer Anmerkung zu Seite 102: er habe dieses Buch „Wien 1770“ (kein Druckfehler, da vorher ein Werk von 1741 besprochen wird) nicht benützen können, denn das einzige in Wien vorhandene Stück, nämlich das der Hofbibliothek, sei nicht mehr aufgefunden worden. Ich habe alle drei Teile (1720/21) in der alten Hofbibliothek zu Dresden nachgewiesen.

daß man sich nemblichen der reinen Teutschen Sprach schämet / und sich der auß frembden Sprachen verderblichen Wörter-Flickung gebrauchet / gleich ob die Teutsche Sprach nicht Wörter genug hätte / alles / was man wollte / vollständig außzudrucken.

Wann wir Anfangs dem Ursprung und Einsetzer der Teutschen Mutter-Sprach nachforschen / wird sich zeigen / daß selbe ein Werck eines solchen Meisters sey / der alles / was er macht / nach seiner Art in vollständiger Zierlichkeit hervorbringt / allermassen die Teutsche Sprach bey Erbauung deß Babylonischen Thurns von Gott gleichsam erdacht und den Menschen eingegossen worden / wie solches Flavius Josephus in denen alten Geschichten / und Rudolf Sattler von Ursprung der Teutschen Sprach bezeuget: wo hingegen andere / als die Spanische / Frantzösische / Wälsche / nur von dem Lateinischen erborgte Sprachen seyn / und gleichwohlen haltet man es in Österreich vor desto zierlicher / je mehr man dergleichen Allapatrida oder Mischgemäsch von frembden Sprachen zusammen menget, mithin werden manche Gespräch / Unterredungen / Brieffstellungen einem Scharlettan-Kleyd von allerhand Fleckeln gleich.

Lasset uns aber unser redliches aufrichtiges Teutschland und in Teutschland Österreich beobachten / so werden wir finden / daß wir wegen dergleichen Wort-Flickungen frembden außländischen Völckern / sonderbar denen Frantzosen / zum Spott und Gelächter werden / welche durch die Wort: C'est un Alemand, dieser ist ein Teutscher / dardurch einen plumpen und einfältigen Tropffen bedeuten wollen. Und gleichwohlen seynd viele in diese Sprach dergestalten vergafft / daß sie mit Hintansetzung der freyen Künsten die in denen Schulen von der umb unser werthes Vatterland so hochverdienten Welt-gepriesenen Gesellschaft Jesu täglich vorgetragene unermüdte Lehr nur eine Schul-Fuchserey nennen / auch ihre Kinder / wann sie nur ein wenig zu plapern anfangen / ehender einem Frantzösischen Sprach-Meister oder sogenannte Mademoiselle (welchen Titel man in Frankreich einer jedwedern Diern gibt) anvertrauen als einem wackeren

und auffrichtigen Teutschen / welches schon vor Jahren in seinem Teutschen Ehren-Ruff höchstens bedauret der gelehrte Herr Hanuß Jakob Wagner von Wagenfels / Ritter des Ordens Christi der damahlen Römisch-Königlichen Majestät Josephi Primi, Glorwürdigsten Angedenckens / Historikus und Politikus in dem 4. Capitel: Von der Teutschen Menge und ihrer Sprache. Wann wir endlichen unsere reine Teutsche Mutter-Sprach rechtschaffen durchsuchen / werden wir finden / daß sie weit schöner und zierlicher als die Frantzösische / ja diese letztere unendlich übertreffe; das eintzige Wörtlein Faire muß bey denen Frantzosen ein schweres Ambt verrichten / allermassen sie mit selbigem unterschiedliche Ding / auß Ermangelung der eigentlichen Bedeutung vorbringen müssen / als zum Exempel: Il fait du vent, es machet Wind / an statt der Wind wehet. Combien faites-vous l'aune de ce drap? wie theur macht (biet / schätzet) ihr die Ellen von diesem Tuch? Faire des armes, fechten. Faire le docteur, sich gelehrt stellen / ꝛc. ꝛc. So ist bey ihnen auch eine schlechte Redens-Art: aller a Cheval, zu Pferd gehen / an statt reiten / aller en Carosse, zu Wagen gehen / an statt fahren / welches unsere Österreichische Croaten zu reden pflegen / dann bey ihnen heisset es auch: ich bin mit Roßl auf Wienn gangä / ich bin mit Fährtel Heu auf Wienn gangä / es macht heut starcke Wind / ꝛc. ꝛc."

In den meisten seiner Druckwerke tritt Reiner einem entgegen als ein recht loser Vogel, und zwar nicht bloß in seinem berühmten „Narrenkalender" (ohne Verfassernamen und Druckort 1705 ff.) und den anderen ausgesprochenen Narrenschriften, deren letzte 1734 unter dem Titel „Der Tändel-Markt" [2]) erschien, sondern auch sogar in seinen Kanzelreden. Dr. Hans Schulz behauptet in seiner Habilitationsschrift „Studien zu Abraham a Santa Clara" (Freiburg 1910) auf Seite 9 f.: Reiner habe vielleicht hie und da von Abra-

[2]) Einen hübschen Neudruck des 12. Kapitels dieser Schrift „Etwelche Bücher" spendete die Gesellschaft der Münchner Bücherfreunde anläßlich der Wiener Bibliophilentagung 1928. (Anm. d. Herausgebers.)

ham a Santa Clara gelernt: im ganzen sei seine Satire aber viel energischer und jedenfalls völlig selbständig, und er nehme in der Narrenliteratur um 1700 einen hervorragenden Platz ein. Dieses Urteil muß ich auf Grund meiner umfassenderen Kenntnis von Neiners Druckschriften dahin ergänzen und berichtigen, daß Neiner nicht sehr viel von P. Abraham gelernt, sondern sogar auch allerhand von ihm kurzer Hand übernommen, das heißt, nach unserem Begriff wenigstens, gestohlen hat, so daß man ihn als Schüler und Nachahmer Abrahams, wenn nicht als dessen Ausbeuter bezeichnen kann; und wenn energisch so viel ist wie hemmungs- und rücksichtslos, leidenschaftlich und derb, so mag man ihm schon den Vortritt lassen.

Bislang ist der Mann noch ein Rätsel, weiß man doch von seinem Leben fast nichts; denn nicht einmal sein Name steht unzweideutig fest, da er sich bald Johannes, bald Johann Valentin nennt, bald geheimnisvoll nur J. N., falls er sich überhaupt zu seinem Werk bekennt. Gibt er sich aber zu erkennen, so setzt er gewöhnlich auch Stand und Wohnort dazu: „Wiener Weltpriester" oder „Austriacensis Viennensis Presbyter saecularis". Und dabei habe ich vor Jahren schon herausbekommen, daß er gegen zwei Dutzend Druckschriften, kleinere und größere, herausgegeben, daß er allerlei Beziehungen, klare, aber auch andere, jedenfalls bisher noch unaufgeklärte, zu P. Abraham a Santa Clara und zu einigen Werken aus dessen Nachlaß hatte. (Etliches darüber vgl. in meinem Aufsatz: J. Neiners Nachruf auf Abr. a. S. C. von 1709" in „Monatsbl. des Ver. für Landesk. und Heimatschutz für Wien und Niederösterreich", 1926, Heft 7 bis 9.)

Dieser Neiner tritt nun nicht allein mit trefflichen und treffenden Worten für Stilschönheit und Sprachreinheit ein, sondern ist auch ein deutscher Sprachförderer und gar ein Sprachschöpfer nicht geringen Ausmaßes. Er schreibt ein für seine Zeit recht klares und flottes Deutsch, und vor allem ein sauberes, das heißt ein fast fremdwortfreies, wie ja schon die oben mitgeteilte Probe beweist. Daß er sogar als sprach-

schöpferisch gelten muß, mögen Worte zeigen wie die folgenden aus der „Vienna curiosa", Wörter, die im Grimmschen Wörterbuch überhaupt nicht verzeichnet sind oder doch nicht in derselben Bedeutung oder aber ohne Beleg oder endlich mit Belegstellen aus jüngerer Zeit, so daß man also annehmen darf, er habe diese Wörter selbst geprägt und aufgebracht: „Haupt- und Ansitz-Stadt" für Residenz (Bd. I, S. 23, und III, 1); „Begeisterung" = Belebung des Körpers (I, 14); „Erd-Messer" für Geometricus (I, 9); „Denk- und Dankmahl" (I, 2 und 7); „Gnaden-Horn" statt Cornucopia (I, 17); „Mutter-Sohn und Zärtling" (I, 30); „Reichs-Sitz" (III, 1); „Schneckenblut" für Purpur (II, 11); „Saug-Amme und Schutz-Mutter" (I, 25); „Sternen-Heer" (I, 27); „urkunden" für dokumentieren (I, 16); dazu die obigen: „Wort-Flickwerk" (I, 20); „Wörter-Flickung" (I, 18); „Wörter-Forschung" (I, 16).

Daß Reiner bewußt für Reinerhaltung unserer Sprache kämpft, ergibt sich am besten aus der Art, wie er sich bei der Herausgabe des Abrahamischen Nachlasses betätigte. In meinem Lebensbild Abrahams (1922, 2. Aufl., S. 167) ist erstmals hingewiesen auf Reiners Anteil an der Bearbeitung der dreibändigen „Abrahamischen Lauber-Hütt" von 1721 bis 1723. Seitdem ich nun daran bin, die 1926 in der Wiener Nationalbibliothek entdeckten Handschriften A.s herauszugeben, habe ich die Art und Weise genau, d. h. zur Genüge, ja bis zum Überdruß beobachten können, wie Reiner einst zu Werke gegangen und umgesprungen ist mit dem ihm anvertrauten Gut. Zunächst war ich geneigt, auch die Verdeutschung mancher von Abraham übernommener und zu seinen Zwecken benützter Modefremdwörter den Abschreibern zuzuschieben oder eher noch den damals allgewaltigen Druckern (von Salzburg, Nürnberg und Würzburg), die ja das fast unverfälschte Schwäbisch Abrahams glatt in ein „hochdeutsch" zugestutztes Österreichisch umbogen. Nachdem ich aber Reiners Stil aus seinen eigenen Werken kennengelernt, war es mir klar geworden, daß nur er sich diesen gewaltsamen Eingriff in Abrahams Schriften erlaubt haben könne. Dafür biete ich nun einige

Kostproben aus Abrahams nachgelassener „Lauber-Hütt", Bd. I: S. 93, 34 anmerken für notiren in der Hs; 159, 5 Gleichnußweiß für parablweiß; 159, 4 von unten: Mitschüler für mitscolaren; 168, 1 Thema oder Cantzel-Spruch für thema (ähnlich macht es P. Abr. ja auch sehr häufig, d. h. er setzt hinter das Fremdwort der Mode das deutsche Wort, aber mit „vndt"); 214, 13 Raben-Aaß für Bestia; 215, 15 Gutachten für das ital. parere; 265, 29 Bevollmächtigter für Plenipotentiar; 272, 9 Ziffer für Nummer (sogar dieses Lehnwort ist in der Hs. wie alle Fremdwörter mit lateinischen Buchstaben geschrieben!); 337, 13 Beweg-Ursachen für Motiva; 379, 8 von unten zubereitet für praepariert; 457, 23 Rauchwerk für Bisam; 464, 11 schmählete für scandalierte.

Reiner ist in seinem lobenswerten Streben nach Stilreinidung und Sprachreinigung im ganzen deutschen Sprachgebiet sogar so weit gegangen, daß er veraltete, wenn auch gute, treffende und anschauliche Worte oder kernige mundartliche Ausdrücke Abrahams vernenhochdeutscht, verschriftdeutscht. So setzt er, und nur darum steht es so in dem von ihm besorgten literarischen Nachlaß Abrahams, z. B. im 1. Band „Lauber-Hütt", S. 86, 5 gleichsam statt eines schier der Hs. 89, 19 gesalbet statt geschmiert, 93, 32 zweifflsfrey statt zweifflsfonder, 125, 5 von unten koste und versuche statt kiffle (nage, kaue), 145, 11 wohlgemuth statt frisch auf, 292, 4 freywillig statt vrbiettig, 214, 12 verwerffen statt beschnarchen, 237, 2 Brust statt busen (!), 266, 7 Henkersknecht statt lottersknecht, 382, 10 Stuck statt turm, 467, 21 zugehöret statt zuegelost, 458, 14 fehlen statt abgehen, 460, 3 auftragen statt schaffen (befehlen, bestellen).

Diese sonderbare Herausgebertätigkeit Reiners läßt die Vermutung aufkommen, er sei am Ende gar kein gebürtiger Wiener, vielleicht nicht einmal Österreicher gewesen. Am ehesten noch dürfte der Umstand, daß sein Erstlingswerk „Captivus mareschal de Villeroi" von 1702 in Brünn gedruckt wurde, uns bei der Frage nach seiner Heimat auf die rechte Spur führen. — Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Dr. Schulzens alter Wunsch, wir möchten über dieses zweifellos nicht un-

bedeutenden Mannes Persönlichkeit und Schriftstellerei genaueren Aufschluß bekommen, endlich in Erfüllung ginge.[3])

[3]) Inzwischen hat sich ein alter Schüler von mir, Aloys Wannenmacher, auf meine Anregung, und zwar noch unter Gundolf, daran gewagt, Wirken und Bedeutung dieser etwas rätselhaften literarischen Gestalt, mit der sich auch schon Dr. Boeck, der frühere Direktor der Wiener Stadtbibliothek, näher befaßte, etwas aufzuhellen. Seine Heidelberger Doktorschrift dürfte sogar bereits in absehbarer Zeit im Druck herauskommen und, soweit ich jetzt schon darüber urteilen kann und darf, in wissenschaftlichen Kreisen manche Überraschung, aber auch Befriedigung auslösen.

Die Bibliothek August Wilhelm v. Schlegels.

Der Zufall des antiquarischen Fundes — unentbehrlich für den, der mit Büchern und in Büchern lebt — wirft auf meinen Schreibtisch ein kleines Buch. Es nennt sich „Katalog der von August Wilhelm von Schlegel, Professor an der königlichen Universität zu Bonn, nachgelassenen Büchersammlung". Diese Büchersammlung wurde laut Katalog am 1. Dezember 1845 bei J. M. Heberle in Bonn versteigert, und der Katalog kostete laut Aufdruck „2 und einen halben Silbergroschen". Für diesen Preis ist er heute freilich nicht mehr zu haben, aber der Freund der deutschen Literatur und der Forscher der Geschichte der Bücherliebhaberei werden ihn auch mit einem wesentlich höheren Preise kaum für überzahlt halten. Denn abgesehen davon, daß er durch ein für die ungemeine Fruchtbarkeit des Autors charakteristisches Verzeichnis sämtlicher von A. W. v. Schlegel verfaßten Schriften eingeleitet wird, ist dieser Katalog ein kulturelles Dokument des 19. Jahrhunderts von hohem Range. Kein Privatkatalog des 19. Jahrhunderts machte es so deutlich, wie der von dem alternden Goethe geprägte neue Begriff der „Weltliteratur" durch die Vermittlung seiner jungen Heerschar von Romantikern zunächst einmal in alle Adern des deutschen geistigen Lebens einströmte. Im Augenblick, als zu dieser 1845 aufgelösten Bibliothek der Grundstock gelegt wurde, hörte das eng begrenzte deutsche Bücherwesen auf, sich ausschließlich von Frankreich her befruchten zu lassen, begann die Erweiterung des deutschen Horizonts über Homer und Voltaire hinaus, wurden wir geistige Weltbürger. August Wilhelm v. Schlegels Bibliothek ist die erste deutsche Weltbürgerbibliothek der Literatur gewesen, und sie ist bis heute eigentlich die großartigste Verkörperung dieses Begriffes geblieben.

Das Verzeichnis der orientalischen Literatur umfaßt 331 Nummern, und man muß bei ihrer Durchsicht sich daran erinnern, daß ja Schlegel der polyglotteste deutsche Dichter überhaupt gewesen ist, polyglotter noch als später Friedrich Rückert. In seiner Bibliothek finden sich bereits die Literaturen von China und Tibet, aber vor allem seine große Liebe: Indien. Besaß er doch eine auch für heutige Verhältnisse ungewöhnliche Reihe alter Sanskritmanuskripte, von denen er einen Teil von der Versteigerung ausschloß (sind sie eigentlich in die Bonner Bibliothek gekommen?). In seiner Bücherei standen die großen kommentierten Ausgaben der gesamten indischen Literatur, die in Indien englisch veröffentlicht wurden und natürlich den bescheidenen deutschen Übersetzungen wesentlich überlegen waren. Besonders Kalkutta muß im frühen 19. Jahrhundert in der Erschließung der indischen Literatur für Europa eine gewaltige Tätigkeit entfaltet haben. Daneben findet sich nicht nur Paris, sondern merkwürdigerweise auch vor allem Stockholm (Einfluß der Mystik Swedenborgs?). Persien und seine Literatur fand Schlegel bereits bekannter vor, war doch schon im 18. Jahrhundert in Paris die auch heute noch mustergültige Übersetzung des „Zend-Avesta" von Perron erschienen. Arabien hingegen, mit Ausnahme der Märchen von „Tausend und einer Nacht" — selbstverständlich besitzt Schlegel sowohl die französische Ausgabe von 1825 wie Hammers alle internationalen Ausgaben vermehrende Ergänzung —, findet seinen eigentlichen Ausbau in der europäischen Kenntnis erst nach Schlegel, und so wirkt denn ganz ohne sein Verschulden hier seine Bibliothek wesentlich dünner als etwa die auf diesem Gebiete großartige Bibliothek Friedrich Rückerts. Daß in der Bibliothek August Wilhelm v. Schlegels Theologie, Mystik und Philosophie eine besonders große Abteilung einnehmen würden, war vorauszusagen. Er hat hier ganz gelehrt und absolut nicht bibliophil empfunden. Unter seinen sämtlichen Bibelausgaben findet sich für unser Gefühl keine Seltenheit (z. B. die Nürnberger Bibel von 1733). Rarer sind schon die verschiedenen Ulfilasausgaben. Dann aber geht es sofort zu neueren Ausgaben von

Jakob Böhme (keine einzige alte Ausgabe!), zu den modernen Kanzelrednern wie Bossuet und Theologen. Von den Philosophen sind, wie nicht anders zu erwarten ist, zwei so gut wie vollständig vorhanden: Fichte und Schelling, die beiden philosophischen Meister der Romantik. Von Kant findet sich die heute so seltene erste Gesamtausgabe. Nebenbei kommen Dinge wie das von Schelling und Hegel gemeinsam herausgegebene „Kritische Journal der Philosophie" vor, das sich heute wohl so gut wie überhaupt nicht mehr findet.

Merkwürdig sind die Naturwissenschaften vertreten, hier ist die Liebhaberei vor allem über das Auge gegangen. Auf diese Weise sind sämtliche Tierbücher Konrad Geßners in diese Bibliothek gekommen, aber auch Paracelsus wird charakteristischerweise noch rein als Naturwissenschaftler aufgefaßt. Und hier schlägt das bibliophile Herz hörbar, wenn es Feyerabends Druck der „Astronomia magna" von 1571 antrifft oder selbst die Straßburger Drucke vom Anfang des 17. Jahrhunderts.

Geschichte und Geographie sowie die antike Welt und ihre Literatur würden uns heute in der Bibliothek August Wilhelm v. Schlegels kaum mehr viel sagen und höchstwahrscheinlich nicht mehr einen Bruchteil der Preise bringen, die sie noch auf der Auktion seiner Bibliothek brachten. Die großen kommentierten Ausgaben der antiken Klassiker im 18. und im frühen 19. Jahrhundert waren damals Kostbarkeiten der Bücherfreunde, sie sind es heute gewiß nicht mehr. Ja, Schlegel hat nicht einmal einen der schönen Aldusdrucke besessen, und selbst der bescheidene Bücherfreund würde ihn da heute etwas über die Achsel ansehen.

Um so mehr aber setzt dieser Neid des Bücherfreundes im Augenblick ein, da wir endlich den Garten der europäischen Literatur in Schlegels Bibliothek betreten. Typisch für das Antikische der gesamten damaligen Bildung, die wieder von Frankreich weg zum Altertum zielte, ist es ja, daß der gelehrte Katalogverfasser die italienische Literatur allen übrigen Literaturen voranstellt. Und da besaß Schlegel den großen Holzschnitt-Ariost, der 1603 in Venedig erschien, die Kupfer-

druckausgabe in fünf Bänden von 1809. Seltenheiten tauchen auf, wie der „Barberino" von 1640, zu dem Bloemart die Kupfer fertigte, und Giuntas Decamerondruck von 1527. Auch von den Gedichten des Michel Angelo ist der Giuntadruck von 1623 da, ein Buch, über das wohl heute selbst in Italien nur sehr wenige Privatbibliotheken verfügen werden. Die Dante-Ausgaben setzen mit dem venezianischen Drucke von 1512, einem der rarsten frühen Holzschnittwerke, ein, bieten den Venezianerdruck von 1596 an und kommen dann gleich zu den Ausgaben des 18. und 19. Jahrhunderts, wobei natürlich die Originalumrisse Flaxmans nicht fehlen dürfen. Wer besitzt wohl heute noch den Uberti im venezianischen Druck von 1501 oder den Petrarca von 1553? Nur vom Tasso ist keine alte, seltene Ausgabe da. Auch die Ausgaben der spanischen Literatur beginnen, streng genommen, erst mit dem 17. Jahrhundert.

Dann aber kommt die altfranzösische Literatur, und hier muß man es August Wilhelm v. Schlegel lassen, daß er eine besonders glückliche Hand als Bücherkäufer hatte. Gleich vom „Merlin" findet sich der äußerst seltene Druck des „Philipp Le Noir". Ganz berechtigt ist es doch nicht, wenn die Berliner Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen unter den Franzosen aufmarschiert. Dafür finden wir aber wieder den unerhört seltenen Pariser Heptameron von 1607, den Rabelais von 1626 und zahlreiche, damals häufige, heute überhaupt kaum zu erlangende Bücher. Wer nun aber glaubt, beim Shakespeare-Übersetzer Schlegel auf seltene Shakespeare-Ausgaben zu stoßen, sieht sich durchaus getäuscht; er hat sich vollkommen mit den großen kritischen Ausgaben des 18. Jahrhunderts und seiner Zeit begnügt.

Unter der Rubrik der deutschen Literatur hat der gewissenhaft nach der Sprache gehende Katalogverfasser nun alles mögliche untergebracht, was man ursprünglich wo anders suchte. So sieht man mit Neid Feyerabends Druck vom Amadis aus dem Jahre 1583, den Straßburger Druck des Gallischen Amadis, Feyerabends Druck des Amadis aus Frankreich von 1574. Es folgen ein paar damals leicht zu

erreichende Dinge der deutschen Literatur, die wir heute entsprechend schätzen: „Des Knaben Wunderhorn", „Die Troest Einsamkeit" (übrigens schon in diesem Katalog mit dem Wort „Selten" ausgezeichnet) und Arnims rare „Aussprüche der Minnegerichte". Von den „Vier Haymonskindern" gibt es ein absolut tadelloses Exemplar jenes herrlichen Druckes von 1535, dessen Holzschnitte ja später vielfach zum Turnierbuch verwendet wurden. Der Ayrer von 1618 mit dem Fastnachtsspiel von 1610 ist tatsächlich da. Feyerabends „Buch der Liebe" von 1587 liegt in einem absolut tadellosen Prachtexemplar vor, Fischarts „Geschichtsklitterung" gibt es im Druck von 1617. Es versteht sich von selbst, daß Schlegel die ganze Nibelungenliteratur von Hagens erster Veröffentlichung an mit sämtlichen dazugehörigen Heldenbüchern sammelte. Rollenhagens „Froschmäuseler" hat auch Schlegel immerhin nur in der zweiten Auflage von 1596 besessen, „Hans Sachs" in Heußlers Drucken von 1570 bis 1588.

Schlegels Verhältnis zur Literatur seiner Zeit ist im modernen bibliophilen Sinne ja kaum zu erörtern. Wie man auch hier weltliterarisch sammelte, ergibt klar seine reiche Goethe-Bibliothek. Es kam darauf an, möglichst auch alle französischen und englischen Übersetzungen deutscher Meisterwerke zu vereinigen, um auch den Begriff der Weltliteratur herauszuarbeiten. Modernen Bücherfreunden zum Trost sei es gesagt, daß Schlegel keine einzige der ganz großen Seltenheiten besaß, weder Goethes „Götz" noch „Faust" noch „Karneval", noch Schillers „Räuber". br. l.

Das verzeichnete Bild Adalbert Stifters in Urban Roedls Biographie des Dichters.

Von Dr. Gustav Wilhelm.

Am Schlusse des vorigen Jahres erschien, durch den Abdruck des letzten Kapitels in der „Neuen Zürcher Zeitung" bereits angekündigt, in dem Berliner Verlag Ernst Rowohlt das Werk „Adalbert Stifter, Geschichte seines Lebens", von Urban Roedl. „Mit diesem Buch", erklärt der Verlag auf dem Umschlag, „ist ein altes Verschulden der Literaturgeschichte gesühnt: das völlig verzeichnete Bild eines friedlichen Biedermeier-Idyllikers ist berichtigt worden." Stifter gilt aber längst nicht mehr als ein Idylliker. Schon Emil Kuh hat 1868, im Todesjahr des Dichters, gesagt: „Sieht man ernsthaft hin ..., so erfährt man vielleicht, daß es eine Flucht gewesen, die ihn in die Felder und Wälder getrieben hat, und daß ein seelisches Bedürfnis ist, was die Uneingeweihten für die Nötigung eines Malertalents halten." Seit der Veröffentlichung der Briefe Stifters an Fanni Greipl (1895) konnte es darüber keinen Zweifel geben. Urban Roedl — dieser Name ist ein Pseudonym für Bruno Adler — nennt in seinem Vorwort Stifters Leben ein Heldenleben, weil es mächtig im Wollen und Verzichten war und triumphierend unterging, verweist auf A. R. Heins grundlegende Biographie „Adalbert Stifter. Sein Leben und sein Werk" (Prag 1904), auf die vielen Einzelforschungen — er nennt ohne nähere Angaben 13 Verfasser solcher Arbeiten — und auf das Ergebnis einer pathographischen Studie des Arztes Ludwig Hämmerle (Tübinger Dissertation, ungedruckt), Stifter habe nicht an einem organischen Leiden, sondern an „zirkulärem Irresein" gelitten, scheint also ihr beizustimmen, obwohl er nirgends darauf zurückkommt und ihm bekannt ist, daß Stifter von einem unheilbaren Leberleiden befallen war.

Hervorzuheben ist die reiche Ausstattung des Werkes mit Bildern. Mehr als die Hälfte der 29 Abbildungen geben Gemälde und Zeichnungen Stifters wieder. Von den Porträts waren zwei bisher nicht bekannt: ein Vollbild nach einer nicht näher nachgewiesenen, vermutlich der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zugehörigen Aufnahme, und ein von Georg Kordik im Frühjahr 1867 in Karlsbad gezeichnetes Brustbild, das Stifter am 3. Juni, am letzten Tage vor seiner Abreise, unterschrieben und datiert und vermutlich der Frau Anna Wagner, bei der er wohnte, gewidmet hat.

Roedl hat sein Werk in drei mit Doppeltiteln versehene Hauptteile gegliedert (1. Das Dorf oder die Erlebnisse, 2. Die Stadt oder der Weg zur Form, 3. Die Provinz oder Triumph und Untergang) und auch den Inhalt der einzelnen, gleichfalls betitelten Kapitel durch Schlagworte gekennzeichnet, z. B. das Schlußkapitel durch den Zusatz: „Witiko — Sturz ins Dunkel." Die streng chronologisch fortschreitende Darstellung bedeutete für den Verfasser eine Erleichterung, brachte aber mit sich, daß manches unter den Tisch fiel. Wir erfahren zu wenig über den Maler Stifter und fast nichts über den Kunstkritiker und den Konservator der Altertümer.

In seinem Vorwort sagt Roedl, sein Bericht folge von Anfang bis Ende den zuverlässigsten Quellen, vor allem den Werken und Briefen des Dichters; er vollzieht diesen Anschluß auch durch den Abdruck vieler Briefe und durch viele Zitate, verfährt aber in der Verwertung seiner Quellen willkürlich und unzuverlässig, weil er seine Darstellung des Lebens Stifters von vornherein im Hinblick auf seine Deutung des Todes des Dichters gestaltet.

Dies gilt besonders für die Kindheits- und Jugendjahre. In dem erhaltenen Bruchstück einer wohl nicht weiter fortgesetzten Selbstbiographie spricht Stifter von dem Aufhören von „Entsetzlichem, Zugrunderichtendem" und der gesteigerten Empfindung bei seiner Wiederkehr. Roedl erklärt: „Seiner Seele ist das Entsetzliche und das Zugrunderichtende angstvoll vertraut, und sooft es von ihr weicht, kehrt es furchtbar, ein ganz Ungeheures, wieder." Dieser Ankündigung gemäß „senkt

sich das Ungeheure dunkel auf ihn herab", als er, die Erinnerung an Friedberg und die geliebte Fanni Greipl im Herzen, den Liebesbund mit Amalie Mohaupt geknüpft hatte, und macht sich unheilvoll geltend in der letzten Schicksalsstunde des Dichters. Roedl hält Stifter dauernd in dem Bann von Schrecken, die ihn in den Tagen der Kindheit hie und da geängstigt haben mochten. Auch die an den langen Herbst- und Winterabenden erzählten Heimatssagen, in denen Unholde ihren Spuk treiben, hatten zur Folge, daß „wilde, rätselhafte ... Gestalten für immer in seine Seele einzogen". Mit ähnlicher Übertreibung legt Roedl einigen in kindlicher Grausamkeit verübten Streichen Stifters allzu große Bedeutung bei, als wäre er durch sie und durch Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit für die Dauer seines Lebens belastet worden. „Gegen den lauteren Willen zum Guten und Maßvollen rebellierten die alten Mächte. Immer noch lockten die bösen Geister aus den Pfingstgräben und der Hammerau. ..."

Zur Bezeichnung dieser dunkeln Mächte und ihres Waltens in der Natur und im Inneren des Menschen gebraucht Roedl mit Vorliebe die Worte „Dämonen" und „dämonisch"; er spricht von den Stifter bedrohenden „Dämonen des Herdes und Erbes" und sucht sogar aus dem Kampfe gegen sie Stifters Haltung gegenüber der Revolution zu erklären: „Keinem haben die bösen Geister mehr zu schaffen gemacht als ihm; ... er, immer im Streite mit körperlich triebhaften Strebungen wie mit den aufwühlenden Ansprüchen eines ruhelos bohrenden Intellekts, hätte scheitern müssen, wenn er nicht den Weg aus der in Verwirrung geratenen einstigen Ordnung in eine neue gefunden hätte". Bisher hat man Stifters in gutem Sinne konservative Haltung ebenso wie seine unerschütterliche Gläubigkeit als ein Erbgut der Heimat betrachtet. Nun hat freilich schon August Sauer gesagt: „Unermüdlich arbeitete Stifter an dem Kunstwerk seines Lebens. Alle bösen Dämonen suchte er zu bezwingen" und Konrad Steffen den Mittelteil seiner Schrift „Adalbert Stifter und der Aufbau seiner Weltanschauung" (Verlag der Münster-Presse 1931) „Erlebnis und Überwindung des Dämonischen"

benannt, Roedl aber läßt Stifter diesen Kampf, auch wenn er in seinen Werken alles Leidenschaftliche zurückdrängt, als Menschen immer wieder aufs neue bestehen und in ihm schließlich unterliegen.

In dieser thematischen Durchführung des früh anklingenden Motivs verrät sich Roedls Abhängigkeit von Stefan Zweig, der unter dem Titel „Der Kampf mit dem Dämon" seine Charakteristiken von Hölderlin, Heinrich v. Kleist und Nietzsche zu einer Trilogie zusammengefaßt hat und alle drei als von vornherein dem Untergang geweihte Opfer ihres Dämons darstellt. Was für sie gilt oder gelten mag, trifft jedoch nicht für Stifter zu. Auch anderes stammt daher. Hatte Stefan Zweig von Hölderlin gesagt: „Die harte Wirklichkeit rächte sich an ihrem Verächter, und die Welt, von der er nichts zu wissen begehrt hat, weigerte sich, von ihm zu wissen", so erklärt Roedl: „Daß just Amalie den Idealisten unterwarf, war die Antwort der vergewaltigten Natur. So rächte sie sich an dem Schwarmgeist." Ihrer Rache fallen auch die beiden Ziehtöchter Stifters zum Opfer, und diese rachsüchtige Natur kehrt ihre Feindseligkeit, wie wir sehen werden, auch noch gegen den toten Dichter. Stefan Zweig spricht von Hölderlins „heroischem Untergang" und von Kleists „Sturz ins Dunkel". Beides kehrt bei Roedl wieder. Wir lesen in dem Prof. Siegmund Freud gewidmeten „Kampf mit dem Dämon": „Kleistens Krankheiten waren (um einen Terminus der Psychoanalyse zu gebrauchen) wahrscheinlich mehr Flucht in die Krankheit als eigentliches Gebrest." Roedl hat ihm auch das abgeguckt, stellt aber dabei ein Musterbeispiel für den Mißbrauch, den Unberufene mit dieser Seelenerforschung treiben, auf: „Bald nach der Hochzeit kam die Lehrstelle für Mariabrunn in der Tat zur Ausschreibung. Aber Stifter flüchtete vor dem Amt, um das er sich mit solchem Eifer bemüht hatte, in eine langwierige Krankheit" [!]. Es war eine Hüftgelenkentzündung, die er sich im Herbst 1937 durch eine Verkühlung zugezogen hatte. Psychoanalytisch legt sich Roedl auch die ihn befremdende Tatsache zurecht, daß Stifter die Kinderlosigkeit seiner Ehe als Unglück empfand. „Vielleicht

liegt es an seiner Ehe, deren Unerfülltheit ihn tiefer schmerzt, als ihm ganz bewußt ist. ... Stifter verlagert in die Kinderlosigkeit eine Schuld, die er nicht zu verantworten hat, so ballt er in dieses eine unverschuldete Leid alles Leid seines Lebens zusammen." „Verlagerung" ist ein beliebter Terminus der Psychoanalyse. Mit schlichten Worten hätte Roedl sagen können: „Da Stifter in der Ehe nicht die volle Beglückung fand, mußte er desto schmerzlicher empfinden, daß ihm Kinder versagt blieben." Es ist aber verfehlt, damit allein Stifters Sehnsucht nach dem Kinde zu erklären. Sollte er dabei nicht auch an Amalie gedacht haben? Roedl übersieht auch völlig, daß Stifter ein Kinderfreund war, die kindliche Psyche als Lehrer studiert hat, daß uns Kinder und Jugendliche in den meisten seiner Werke begegnen und sich sein Schmerz bei dem Anblick froher Kinderscharen in den Schulen stets erneuern mußte. Aus Steyr schrieb er am 4. Juli 1863 seiner Gattin: „Ich komme von recht lieben feinen Mädchenangesichtern aus der 2. Klasse der Mädchenschule. ... Ich sah mehrere fast betrübt an, die ihre klaren lieben Äuglein freundlich auf mich gerichtet hatten, und dachte, wie es wäre, wenn wir ein solches Geschöpfchen oder mehrere aus unserem Fleische und Blute gehabt hätten, wenn diese jetzt erwachsen wären, wenn sie unseren Stamm fortführten in fernere Zeiten usw." Die Familie galt Stifter, wie Josef Nadler in seinem Vortrage „Adalbert Stifter. Gemeinschaft und Persönlichkeit" („Corona", Jahrg. VII, Heft 1, 1937) dargelegt hat, als die Urzelle aller Gemeinschaften, und ihre Hochschätzung und die Bewertung des Gemeinschaftsgedankens durch Stifter sind ein Erbe der Heimat. Roedl erblickt im Widerspruch zu der zweifellos zu Recht bestehenden Auffassung in dem Bauerntum Stifters nur eine dauernde Einengung und Hemmung seiner Entwicklung und stellt ihn infolge einer verfehlten Deutung des „Heidedorfs" in einen erst mit der Zeit zurücktretenden Gegensatz zur Heimat: „Gegner ist die liebevoll umworbene Heimat, es sind die Menschen, bei denen der Bertl ‚Luigenbertl' heißt, bei denen er nicht als Größe, sondern als zweifelhaftes Kuriosum gilt." Und ebenso beurteilen ihn, wagt Roedl zu behaup-

ten, die Oberplaner auch noch bei seinen Besuchen in den Jahren 1845 und 1866!

In seiner Darstellung des für Stifters Entwicklung bedeutungsvollsten Lebensabschnittes, des Jahrzehnts 1830 bis 1840, folgt Roedl den Briefen Stifters an Fanni Greipl und die Wiener Freunde. Den tiefsten Einblick in die Wirren seiner Seele gewährt Stifters Brief an Fanni vom 20. August 1835. Obwohl bereits durch ein Eheversprechen an Amalie gebunden, sucht er dennoch Fanni wieder zu gewinnen und beruft sich darauf, daß Amalie ihn freigegeben habe; er erhielt keine Antwort, läßt aber noch zwei Jahre verstreichen, bis er heiratet. Schwere innere Konflikte hatte er in dieser Zeit durchzumachen. Fanni konnte er nicht vergessen. Anmutige, in der hohen Kultur des Wiener Vormärz aufgewachsene, wißbegierige Mädchen, wie Therese v. Lebzeltern, die spätere Fürstin Colloredo-Mannsfeld, waren seine Schülerinnen. Allzu groß war der Gegensatz. Stifters Freund Franz Mugerauer hat, um Aufschluß gebeten, erklärt: „Wie es zu dieser Liebe kam und auf welche Weise sie sich entwickelte und fortdauerte bis zur Verehelichung, muß ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen übergehen, nam taedet mihi mentionis." Die Wiedergabe dieser Äußerung hätte genügt. Roedl aber muß mehr sagen: „Die er in den Armen hielt, verwandelte er in die Reine, die Heilige, die Fanni. An ein Blendwerk der Imagination gab er sich hin ... er liebte Amalie nicht, er achtete sie wohl kaum." Stifters Versicherung, er werde Fanni ewig zur Braut seiner Ideen machen, verleitet ihn zur Annahme, daß Stifter auch als Gatte Amaliens die Sehnsucht nach der „Braut seiner Seele" nie überwunden hat; er sieht über die seelischen Bindungen, die sich zwischen ihnen während ihres Ehestandes knüpften, hinweg. „Wie oft war er weinend an Fannis Grab auf dem Kirchhof in Wels gestanden! Von Jahr zu Jahr waren Erinnerung und Sehnsucht tiefer geworden." Dieser Grabbesuche gedenkt nur ein Artikel des „Neuen Wiener Fremdenblattes" vom 13. Februar 1868, der besagt: „Wenn er nach Wels kam, besuchte er das Grab Fannis", und wir

können aus seinen Briefen nur wenige Aufenthalte in Wels nachweisen.

Nicht vorübergehen konnte der Stifter-Biograph an dem jüngsten Beitrag zum Eheproblem. Heinrich Micko berichtet in dem Nachwort zu den von ihm veröffentlichten Stifter-Briefen („Das Innere Reich", Jahrg. 3, Heft 3, S. 292, 1936) über Mitteilungen, die ihm die Tochter Jakob Mayers, des Stiefbruders Stifters, unter Berufung auf ein verbranntes Tagebuch ihres Vaters gemacht hat. Danach hätte Stifter sich einmal gegen Jakob geäußert, er würde, wenn er nicht das öffentliche Ärgernis zu scheuen hätte, seine Ehe mit Amalie am liebsten lösen. Ob diese Äußerung wörtlich so gelautet hat, ist fraglich. Wie ein Widerruf eines ähnlichen Bekenntnisses mutet uns Stifters Versicherung in einem Brief an Jakob an: „Zwei Frauenherzen waren mir in tiefer Neigung zugethan, eines ist längst bei Gott, das andere verschönt noch durch Hauswirthlichkeit, Güte, Treue und flekenlosen Wandel mein Leben." Gegen Roedl berufen wir uns auf Stifter selbst, der seinem Freunde Gustav Pechwill in dem Briefe vom 3. Februar 1853 tröstend zuspricht: „Ihr Herz krankt an einer unglüklichen Leidenschaft, werfen Sie dieselbe heraus, versuchen Sie es nur, es geht, glauben Sie einem Mann ..., der auch in Ihrer Lage gestanden ist, und der es weiß, daß es geht", und Heckenast wünschte: „Gott gebe Ihnen das Glük der Ehe, das er troz meiner Fehler und wohl auch der Fehler meiner Frau uns zu Theil werden ließ." Störungen und Trübungen des häuslichen Friedens sind sicher nicht ausgeblieben. Stifter war umgänglich und zuvorkommend im Verkehr mit jedermann, Amalie konnte hochmütig sein und dünkte sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung erhaben über die Verwandten ihres Mannes. Stifter war durch seine Krankheit empfindlich und reizbar geworden und kränkte nach seinem eigenen Bekenntnis Amalie wiederholt, die ihrerseits sich über Kleinigkeiten aufregen und betrüben konnte. In seinen Briefen an sie schuf er sich ein Idealbild, weil er dieser Illusion bedurfte. Dadurch rücken sie in die Nachbarschaft seiner Werke, in denen er auch Idealmenschen und Wunschträume

gestaltete. Hatte August Sauer Stifters Ehe als unglücklich bezeichnet und in ihr die tiefste Tragik seines Lebens erblickt, so verursachten Stifters Briefe, besonders die aus Kirchschlag an Amalie gerichteten, eine entgegengesetzte Auffassung. Superlative der einen und der anderen Art schießen am Ziele vorbei.

Vor gewaltsamen Deutungen Roedls bleiben auch Stifters Werke nicht verschont. Eine solche erfährt besonders das „Katzensilber", die Geschichte von dem Mädchen unbekannter Herkunft, das der menschlichen Gesellschaft und Sitte gewonnen werden soll, sich ihr aber, als das Ziel erreicht zu sein scheint, durch Flucht entzieht. Stifters Ziehtochter Juliana hatte sich im Dezember 1851 aus dem Hause entfernt und war erst nach einigen Tagen zurückgekehrt. Diese Erfahrung liegt der Erzählung zugrunde. Roedl aber sieht in Stifters braunem Mädchen „die Verkörperung des eigenen Loses.... Ist nicht das, was sie aus dem liebevollen bürgerlichen Gehege wegtreibt, die geheime Sehnsucht des Dichters, auszubrechen aus dieser Welt der Sicherheit und der Würde?" Auch in dem Gegenstück zu dieser Erzählung, in dem „Waldbrunnen", glaubt Roedl persönliche Beziehungen sonderbarster Art zu erkennen. Stephan Heilkun, der durch Erfahrungen im Leben und im Amte verbitterte alte Mann, wird an seinem Lebensabende durch die uneigennützige Liebe der Juliana beglückt. Roedl erklärt, Stifter sei sich darüber klar geworden, daß Amalie und seine Freunde ihn nur aus Eigennutz lieben. „Nicht bei Menschen, höchstens bei seinen Hunden hatte er die selbstlose Liebe gefunden." Im Jahre 1865, als diese Erzählung entstand, schrieb Stifter seinem Verleger anläßlich der bevorstehenden Reise nach Karlsbad: „Meine theure Gattin, die mein Sonnenschein und mein Engel in diesen Krankenjahren war, wird mit mir gehen", und gleichzeitig sollte sich ihm eine solche an Schopenhauer gemahnende Erkenntnis aufgedrängt haben?

„Triumph und Untergang" lautet die zweite Überschrift des letzten Hauptteiles. Der Triumph Stifters besteht nach Roedl in der Vollendung des „Witiko". „Es ist die Tat

seines Lebens: vollendete Überwindung, letztes Vergessen seiner selbst." Indem Roedl diesem Werke eine späte Sonderstellung einräumt, vergißt er scheinbar oder täuscht darüber hinweg, daß Stifter schon in den fünfziger Jahren an diesem Werke gearbeitet hat, das sicherlich von vornherein anders geartet war als alles, was er zuvor geschaffen hat. Es ist auch kaum anzunehmen, daß Stifter die Vollendung des „Witiko" als Triumph empfunden hat, war er doch nur der erste Teil des von ihm geplanten Rosenberger-Zyklus, der drei Werke umfassen sollte. Man gewinnt den Eindruck, Roedl habe zu spät erkannt, daß er nicht von einem „triumphierenden Untergang" Stifters sprechen kann, und sich durch die Zusammenkoppelung von „Triumph" und „Untergang" geholfen.

Wir halten bei dem letzten Kapitel und müssen länger bei ihm verweilen, denn auf dieses hin hat Roedl das ganze Werk eingestellt, und nirgends fordert er so sehr zum Widerspruch heraus. Seit dem Erscheinen von Heins Biographie war bekannt, daß Stifter, von rasenden Schmerzen auf seinem Krankenlager befallen, Hand an sich gelegt hat. Andreas Markus hat in seiner Studie „Der Tod Adalbert Stifters" (Berlin, Ebering, 1934) festgestellt, daß dies in der Nacht vom 25. zum 26. Jänner 1868 geschehen ist, Stifter also noch zwei Tage gelebt hat. Roedl begnügt sich nicht damit, diese Tatsachen zu berichten, sondern bringt seine Deutung von Stifters Tod, die übrigens nicht originell ist, da ihm Martha Karlweis mit mehreren als Vorläufer einer (nicht erschienenen) Studie gedachten Artikeln vorangegangen war. Roedl berichtet über den Beginn des Leberleidens, teilt die Randbemerkung des Freiherrn von Kriegs-Au zu Stifters Pensionierungsgesuch: „Seine Krankheit ist unheilbar" mit, gibt aber eine Selbstdiagnose Stifters so wieder, daß sie mißverstanden werden muß: „Sein Leiden war rein nervöser Art, das wurde ihm immer klarer", und nennt seine letzte Erkrankung „ein lächerliches Unwohlsein"! Der einzige neue Beitrag Roedls zur Krankheitsgeschichte, eigentlich auch der einzige zur Biographie Stifters, betrifft die Aufregungszustände, die ihn während seines letzten Aufenthalts in Karlsbad

befielen: „Frau Anna Wagner erzählte nachher dem jungen Musiker Janetschek im Vertrauen, mit dem Hofrat sei in einem dieser Zustände beinahe etwas Fürchterliches passiert, man müsse achthaben, daß er sich nichts antue." Depressionen schwerster Art müssen Stifter im letzten Halbjahre seines Lebens gequält haben, hervorgerufen durch verständnislose Kritiken des „Witiko", durch die Ablehnung der Erzählung „Der fromme Spruch" von seiten der Redaktion der „Katholischen Welt", durch die Höhe der von Heckenast jahraus, jahrein geleisteten Vorschüsse, die noch nicht beglichenen Darlehen einiger Freunde und die seit langem weiterlaufende Honorarrechnung des ihm befreundeten Arztes Dr. Karl Essenwein. Verzweiflungsvoll wendet er sich in seinem letzten Briefe an Heckenast: „Ich bitte Dich bei allem, was an unserer Freundschaft heilig ist — und sie ist ja sonst so innig gewesen —, laß mich in dem Elend meines Hauses nicht im Stiche." Von alledem erfahren wir viel zu wenig bei Roedl; er übertreibt Stifters Einsamkeit, nennt ihn verlassen von allen Freunden außer Aprent und verlassen von der Welt. „Endlich mußte er erkennen, daß er ihr nicht gewachsen war"; er läßt ihn mit sich selbst zu Gericht gehen und verfällt dabei in den Stil eines Hintertreppenromans: „Neben ihm lag die Frau, der er vor dreißig Jahren, das Bild einer andern im Herzen, pflichtschuldige Liebe geschworen hatte. Dem Schwur, nicht sich, hatte er die Treue gehalten.... War es nicht allezeit sein Stolz gewesen, wahr zu sich selbst zu sein? Heraus jetzt mit der Wahrheit, alter Dichter! Wahrheit, das ist Kriegsnot und Seuche, ewige Angst vor bösen Geistern...." Stifter widerruft gleichsam das in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" enthaltene Bekenntnis seiner Weltanschauung, das Walten des „sanften Gesetzes" — und nun läßt Roedl die Dämonen der Kindheit über den armen Dichter hereinbrechen: „Hinein tönt schauerlich der Ruf der Käuze aus den Mooswiesen, aus den Pfingstgräben weint es herüber ... und jetzt, jetzt ist es wieder da, das Entsetzliche, Zugrunderichtende, ein ganz Ungeheures. ... Es geht zu Ende, und dann ist alles gut, hat der Arzt gesagt." Diesen Ausspruch entnimmt Roedl einem

von ihm wiedergegebenen Briefe, den Stifter einen Monat vor seinem Tode, am 24. Dezember 1867 an Aprent gerichtet hat, verleiht ihm aber hier einen ganz anderen Sinn durch die Unterdrückung des Zusatzes: „Bei der Frau war es auch so." Im Spätherbste war Amalie an Grippe erkrankt und genesen und Stifter hoffte damals noch, es werde auch ihm so ergehen. Mit den Worten: „Die Frau ist nicht bei ihm. Sie ist aus dem Zimmer gegangen. Sie wird leben" geht Roedl zu dem Bericht über Stifters Tat und die Verwirrung im Hause über und fährt im Stil eines Extrablatt-Reporters fort: „Noch zwei Tage lebte der Selbstmörder ohne Besinnung." ... Dann folgt der Schluß: „Als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, ging ein Schneetreiben über den Friedhof. Die Natur, die der Lebende mehr geliebt und mehr verleugnet hatte, als einem Menschen verstattet ist, schickte ihm rachsüchtig einen letzten höhnischen Gruß übers Grab." Hein hat gesagt: „Als sich die unabsehbare Kinderschar ... den Friedhofsmauern näherte, fielen leise und dicht unendliche Schneemassen vom Himmel nieder und umhüllten den Sarg mit einem weißen Schleier; die feinen Flöckchen kamen in tausendfacher Menge und legten sich eilfertig, geräuschlos und sanft auf das schwarze Bahrtuch, wie als wollte die Natur von ihrem Liebling und getreuen Sänger mit zahllosen zarten Küssen den letzten Abschied nehmen." Die Nebeneinanderstellung ist lehrreich. Und wie unbedacht gebraucht Roedl das Wort „Natur" in zweifachem Sinne, wie sinnlos ist der Vorwurf, Stifter habe die Natur mehr geliebt als einem Menschen verstattet ist! Nicht ein Wort hat Roedl übrig, um den Leser hinzuweisen auf das seine Erdentage überdauernde Werk des Dichters, als wolle er dessen Verneinung bestätigen, die er in den von ihm ersonnenen Wahnvorstellungen Stifter aufgenötigt hat. „Das Grab erhielt ein einfaches Holzkreuz, wie sie auf dem Kirchhof eines Böhmerwalddorfes stehen." So schließt Roedl und verleitet zur Annahme, es sei dabei geblieben, während doch zwei Jahre später ein Obelisk mit einer Inschrift auf der Grabstätte errichtet wurde, dessen Herstellung durch eine von den Linzer Freunden und

Verehrern des Dichters eingeleitete Sammlung ermöglicht worden war.

Dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Roedl kann ich nur noch eine kleine Auslese aus der großen Zahl von Irrtümern, Flüchtigkeiten und Widersprüchen folgen lassen, die im Einzelnen bezeugen, wie es mit der dem Verfasser vom Verlage nachgerühmten „wissenschaftlichen Akribie" bestellt ist. Im Sommer 1841 reiste Amalie mit einem Donaudampfer zu ihrem Bruder nach Südungarn. Stifter schrieb ihr: „Als uns dein Schiff entschwunden war, gingen wir, Stelzhamer und ich, an der Donau aufwärts der Stadt zu." Wir lesen bei Roedl: „Stifter brachte sie zum Postwagen, Stelzhamer und Ferdinand Sauter ... gingen mit." In Kremsmünster erblickt Stifter bei Roedl von seinen Fenstern „die Gipfel des mächtigen Dachstein"! Dazwischen liegt das ganze Massiv des Totengebirges. Der Student wandert, sagt Roedl, aus seiner Heimat über St. Thoma in den Haselgraben und erblickt von dem genannten Orte die Stadt Linz als einen „lichten Fleck", die von dort gar nicht gesehen werden kann. Der Haselgraben aber liegt mehr als dreißig Kilometer weiter östlich, und Stifters Weg war, wie Roedl an anderer Stelle richtig mitteilt, die alte Fahrstraße, die über Heuraffl, Weißenbach und Leonfelden in diesen Graben und durch ihn ins Donautal führt. Roedl sagt mit Recht, Stifters Konservativismus sei „keineswegs rückgewandt", und doch gilt er ihm bald darauf als „eingesponnen in die Anschauungen der Reaktion". Derartige Widersprüche treten auch sonst zutage. Als Ergebnis meiner Darlegungen glaube ich feststellen zu können: Roedls Werk bietet nicht das wahre Stifterbild, sondern ein verzeichnetes und muß abgelehnt werden.

Geigers Stifter-Vignetten.

Von Prof. Otto Erich Deutsch.

Peter Johann Nepomuk Geiger (1805 bis 1880), Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste und früher Zeichenlehrer Franz Josephs, dessen graphisches Oeuvre Karl L. Wiesboeck 1867 [1]) mit mehr als 400 Blättern nachgewiesen hat, ist heute besonders geschätzt wegen seiner zarten Vignetten zu Adalbert Stifters Werken. Er war im gleichen Jahre mit Stifter geboren und wurde im Mannesalter ihm wie dem ungewöhnlichen Pester Verleger Gustav Heckenast ein wahrer Freund. Die Stifter-Vignetten und -Illustrationen von Geiger, die Cyriak Bodenstein 1888 [2]) und Anton Schlossar 1900 [3]) zu verzeichnen suchten, sind alle von dem geschickten Josef Axmann (1793 bis 1873) in dessen „gemischter Manier" auf Zink und Kupfer gestochen worden. Wir kennen die Vignetten zu den sechs Bänden der „Studien" (1844 bis 1850) mit der Variante des „Heideknaben" [4])

---

[1]) „Archiv für zeichnende Künste" (Leipzig), Jahrgang XIII, S. 153 ff., ohne Nennung der Stifter-Vignetten.

[2]) „Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens", S. 22 f. (unter Axmann).

[3]) „Zeitschrift für Bücherfreunde" (Leipzig) IV. 8, S. 273 ff.

[4]) Zur ersten Fassung dieser Vignette vgl. Stifters Brief an Heckenast in der Zeitschrift „Das Innere Reich" (III, 3), München, Juni 1936. Darin heißt es gleich zu Beginn: „Ich muß Sie schon wieder mit einem Briefe plagen. Geiger hat die Zeichnung des Haidebuben am 10. d. M. (d. i. 10. XII. 1843, Anm. v. O. E. D.) gebracht. Sie ist so wunderbar schön, daß ich in meinem ganzen Leben nie eine so schöne Vignette in einem Buche gesehen habe. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, was ich für eine Freude darüber hatte. Ich gab sie am 11. an Axmann, welcher mich fragte, ob sie in Stahl oder Kupfer zu stechen sei. In Stahl werde sie viel schöner und gebe alle feinen Nuancen wieder.... Ich antwortete, da die Vignetten ziemlich groß sind, da sie sogar wunderschön sind als bloßes Bild abgedruckt, daß er sie in Stahl beginnen solle." ...

in der zweiten Auflage des ersten Bandes (1846). Dann die vier Vignetten zu den drei Bänden des „Nachsommers" (1857) und die drei Vignetten zu den drei Bänden des „Witiko" (1865 bis 1867). Die zweibändige Großoktav-Ausgabe der „Studien" enthielt 1864 außer den Vignetten der ersten fünf Auflagen noch zwei neue Blätter der beiden Künstler: Angela aus den „Feldblumen" (oder Schlußbild des „Alten Siegel") als Titelvignette zu Band 1 und das Liebespaar aus der „Narrenburg". Als dritter Band dazu erschien nach Stifters Tod 1869 die zweite Ausgabe der nachgelassenen „Erzählungen" mit vier Vignetten, von denen zwei schon zu den Einzeldrucken in Heckenasts Taschenbuch „Iris" benutzt worden waren: Gerlint aus dem „Frommen Spruch" (?) als Titelvignette, zwei „Waldgänger"-Illustrationen und „Procopus"; dieses Blatt von Axmann und Franz Zastiera (Zastěra, zirka 1818 bis 1880) gemeinsam gestochen. Die „Bunten Steine" aber sind nicht von Geiger geschmückt worden; die beiden 1853 erschienenen Bände haben Vignetten von Ludwig Richter, und erst die einbändige Neuausgabe von 1863 — arg verspätet — weist einen Stich von Axmann auf (Zigeunermädchen), der aber diesmal auf J. M. Kaiser zurückgeht. Das begründet nun näher einer der neun unbekannten Briefe von Heckenast an Geiger (aus den Jahren 1847 bis 1864), die das Wiener Antiquariat V. A. Heck 1926 erworben hat und die seit kurzem in der Stadtbibliothek Budapest geborgen sind.

Zuvor aber noch ein Wort über Stifters Verhältnis zu Geiger. Er schrieb 1853 an Heckenast: „Ich halte Geiger für den größten historischen Künstler der Gegenwart." Und 1856, anläßlich der Natalie-Vignette zum „Nachsommer": „Ganz so ist die Dichtung. ... Er hat mich weit, weit übertroffen!" Dann 1858, als das Ölbild Geigers „Beduinen in der Wüste", das durch „Abdias" angeregt war, aus dem Linzer Kunstverein als Geschenk zu Stifter kommen sollte, beteuert er: „daß ich, wenn dieses Bild in meinem Zimmer hängt, nie mehr im Stande bin, in meinen Dichtungen zum Gemeinen oder Wertlosen herabzusinken". Dieses Bild, das Stifter in

der „Linzer Zeitung" besprach, hängt jetzt in der Oberösterreichischen Landesgalerie.

Heckenast also schrieb am 13. Dezember 1852 an Geiger über die erste Ausgabe der „Bunten Steine":

Verehrtester Herr und Freund!

Eingedenk Ihrer warmen Teilnahme an Stifters Werken und eingedenk Ihres hohen Verdienstes, das Sie sich durch die künstlerische Illustration der „Studien" erworben, kann ich mir das Vergnügen nicht entsagen, Ihnen das neueste Buch unseres Freundes vorzulegen und zu verehren. Mit großem Leidwesen muß ich dabei die Bemerkung machen, daß diesen beiden Bänden eine große Zierde abgängig ist, welche den Bänden der „Studien" durch die Beigabe Ihrer herrlichen Vignetten zugute kam. — Das Manuskript der „Bunten Steine" ist so spät im Herbst in meine Hände gekommen und es mußte mit der Herausgabe so geeilt werden, daß nichts anderes übrig blieb, als einige Vignetten während des Druckes, der in Leipzig geschah, durch einen dortigen Künstler anfertigen zu lassen. — Wie wenig Richter durch die beiden Zeichnungen befriedigt hat, werden Sie selbst sehen. Stifter ist ganz unglücklich über die mißratenen Geschöpfe! — Ich konnte ihm keinen anderen Trost geben, da selbst die Hinweglassung der Bilder nicht mehr tunlich war, als daß ich ihn versicherte, so bald als möglich für eine neue Ausgabe zu sorgen, die ihn in bezug auf die Bilder vollkommen aussöhnen möge.

Ich habe nun die Idee, eine neue Ausgabe der „Bunten Steine" in einem Bande zu veranstalten. Das Buch soll durch einen *kolorierten* Stahlstich geziert werden. Das Kolorit dürfte nicht anders sein als in der leichten Manier Ihrer Handzeichnungen: nur einige Farben aufgesetzt! —

Meine Bitte besteht nun darin, verehrtester Herr und Freund: Sie werden die „Bunten Steine" ohnehin lesen. Wählen Sie aus der Reihe der sechs Erzählungen einen beliebigen Stoff, den Sie zu einer Vignette in der Größe der Studienvignetten gestalten, nur tun Sie mir und Stiftern die Freude, eine solche Vignette zu den „Bunten Steinen" zu schaffen. Ich möchte Stiftern eine Überraschung damit machen und ihn für die Leiden, die ihm die verunglückten Richterschen Bilder machten, entschädigen. Sie nehmen so lebhaften Anteil an unserem Freund Stifter und seiner Muse, daß ich hoffen darf, Sie werden meine Bitte nicht zurückweisen. Die Ausführung des Bildes bitte ich mit Aufsetzung einiger weniger Farben so zu halten, daß Ihre Zeichnung zugleich

als Vorlage und Richtschnur für die zu kolorierenden Abdrücke dienen möge.

Da ich mit der Herausgabe der neuen Auflage mich beeilen möchte und andererseits das Kolorieren des Bildes viel Zeit erfordert, so möchte ich Sie bitten, verehrter Herr, die Sache recht bald vorzunehmen und mir in einigen Zeilen zu sagen, bis zu welcher Zeit ich darauf rechnen darf.

Noch eines: Nachdem über der Vignette der Titel „Bunte Steine von Adalbert Stifter" stehen soll, dürften vielleicht die Buchstaben „Bunte Steine" mit in das Bild gezogen werden und, bunt koloriert, gleichsam den Titel figürlich bezeichnen. — Übrigens überlasse ich alles und jedes ganz Ihrer Ansicht und Einsicht.

Mit dem Ausdrucke freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebener
Gustav Heckenast.

Dabei liegt eine Bleistiftskizze, die dem Geschmack des feinsinnigen Verlegers Ehre macht. Geiger aber, der für Heckenast bald darauf einen Zyklus lebensgroßer Dichterbildnisse in Öl zu malen begann (Schiller, Goethe und Shakespeare, von Stifter besprochen), scheint den Antrag für die zweite Auflage der „Bunten Steine" nicht mehr angenommen zu haben. Und Stifter hatte bis zu ihrem Erscheinen noch reichlich Zeit, einen anderen Zeichner zu gewinnen (Kaiser) und damit einen neuen Freund. Die Titelblätter von Richter hatte er bei seinen Widmungsexemplaren aus der ersten Auflage entfernt; so zuwider waren sie ihm. Und bei den nächsten Büchern fand sich zu seiner und Heckenasts Freude Geiger gern wieder ein.

Bücherschau des Bibliophilen und Literaturfreundes.

Von Hans Feigl.

Die nachfolgende Bücherschau hält sich an die an dieser Stelle wiederholt dargelegten Richtlinien, strebt also keinerlei Vollständigkeit an. Auswahl und Anordnung wurden, wie immer, vom Herausgeber getroffen. Da der vorliegende Doppeljahrgang zwei Jahre umfaßt, werden also auch Verlagswerke aufgeführt, deren Erscheinen länger als ein Jahr zurückliegt. Die rein erzählende Literatur konnte diesmal nicht berücksichtigt werden, da der Raum für die sich ohnedies auf einen längeren Zeitabschnitt erstreckende und daher mehr Platz beanspruchende Bücherschau nicht ungebührlich ausgedehnt werden konnte. Auch diesmal wurden Werke unabhängig davon, ob sie der Redaktion des Jahrbuches zugegangen sind oder nicht, in die Bücherschau aufgenommen, wie denn die Redaktionsführung nach wie vor ihre völlige Unabhängigkeit nach allen Seiten hin gewahrt hat. Unser Jahrbuch führt den Titel: „Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde", beschränkt sich also durchaus nicht auf das ausschließlich Bibliophile. Das gilt natürlich auch für die Bücherschau, was ausdrücklich einzelnen darüber hinwegsehenden Beurteilern in Erinnerung gebracht sei.

Buchkunde, Bibliographie, Bibliophilie, Druck- und Schriftkunst, Exlibris.

Breslauer, Martin: All Ill^mo Signore Leo S. Olschki. (Gr. Uff. Firence.) Ein Geburtstagsgruß für Meister Olschki, den großen Florentiner Antiquar, von einem seiner Schüler, dem weit bekannten Bücherkenner, Antiquar und Verleger Martin Breslauer, entboten. In dem in kleiner Auflage erschienenen, schön ausgestatteten Privatdruck verbreitet sich der Verfasser — leicht flüssig und doch gediegen — über die „Schwierigkeiten, Bücher zu beschreiben". Die Schrift zeugt wieder von den reichen Kenntnissen des erfahrenen Martin Breslauer.

Briefe an Cotta. 3 Bände. 1. Band: Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794 bis 1915. — 2. Band: Das Zeitalter der Restauration 1815 bis 1832. — 3. Band: Vom Vormärz bis Bis-

marck 1833 bis 1863. (Cotta.) Hier liegt eines der bedeutsamsten Dokumente zur deutschen Kulturgeschichte vor. Fast keine einzige der Größen unserer Literatur fehlt in dieser Sammlung von zum Teil bisher noch nicht veröffentlichten Briefen. Johann Georg Cotta, Johann Friedrich Cotta, Adolf Kröner, Robert Kröner — sie alle, diese jeweiligen Träger des Hauses Cotta, haben sich unvergängliche Verdienste nicht nur um das deutsche Verlagswesen, sondern um das ganze deutsche Geistesleben erworben. Hier in dem Hause Cotta waltete der beste Geist deutschen Verlegertums.

Drugulins Schatzkästlein für Bücherfreunde. (Offizin Haag-Drugulin.) Die reizendste Neujahrsgabe, die einem Bücherfreunde dargereicht werden konnte. Ein wertvolles Vademekum für Typophilen! Jede Seite bringt ein Zitat über Bücher, Lesen, Druckkunst usw., und jeder dieser Aussprüche trägt ein anderes Schriftkleid. Dabei stellen diese 76 uns hier vorgeführten Schriften nur einen Teil des großen Schriftenbestandes des Hauses Haag-Drugulin dar, dessen staunenswerten Reichtum an Schriftenbesitz das in neuer Auflage erschienene Schriftenmusterbuch in seiner vollen Gänze aufzeigt.

Eppelsheimer, Hans W.: Handbuch der Weltliteratur. (Vittorio Klostermann.) Ein Wunder, daß ein Einzelner dies schaffen konnte. Nur ein gewiegter Literaturkenner, Bücherfreund und Bibliothekar von der reichen Erfahrung des Verfassers konnte sich an das alles in allem ungemein geglückte Werk wagen. Wer nicht ausgesprochenen Spezialarbeiten obliegt, wird in diesem Handbuch alle nötige Belehrung und alle wichtigen Hinweise finden. Den Vorzug dieses Handbuches bildet eben das Maß und die gesteckte Begrenzung. Es gliedert sich nach drei Hauptgruppen: Orientalische Literatur, Literatur des klassischen Altertums und abendländische Literatur. Hervorzuheben die auf beträchtlichem Niveau sich haltenden, die einzelnen Abteilungen einbegleitenden Charakteristiken des Herausgebers. Wir können das Werk, von dem bisher sechs Lieferungen erschienen sind und das knapp vor seinem Abschluß steht, auch in seiner sauberen, gute Übersicht gewährenden Druckgestaltung nur warm empfehlen.

Gutenberg-Jahrbuch für 1935 — Gutenberg-Jahrbuch für 1936. Herausgegeben von A. Ruppel. (Gutenberg-Gesellschaft, Mainz.) Der 10. Jahrgang des von uns ständig an dieser Stelle gewürdigten Jahrbuches weist mit seinen zahlreichen Beiträgen zur Geschichte der Druckkunst wieder die gewohnte Reichhaltigkeit auf. Die Untersuchungen erstrecken sich über nicht weniger als 16 Länder. Aus der Fülle der Aufsätze seien angeführt: Beitrag zur frühesten Druckgeschichte in Linz a. d. D. (Crüwell-Schiffmann), Die ersten afrikanischen Katechismen im

17. Jahrhundert (P. Laurenz Kilger), Zur Bodoni-Bibliographie (Hans Bohatta), Der Großschriftmeister Rudolf Koch, mit 12 Abbildungen (Albert Windisch), Das Bild Gutenbergs, mit 6 Abbildungen (Otto Hupp). Wie es sich bei einem solchen Jahrbuch von selbst versteht, ist es sauber und einladend gedruckt (Wallau-Schrift), den Handeinband stellte Ernst Rehbein her. — Wir gratulieren dem neuesten Bande des Jahrbuches (für 1936), das sich in ein neues und, wie wir es gleich sagen wollen, ungleich reizvolleres Kleid geworfen hat, als es bisher trug. Der nunmehr gewählte zweispaltige Satz, übrigens wieder in der Wallau-Schrift, hat bei Quartformat unleugbaren Vorteil. Es ist eine Art Verjüngung, und zwar durchaus geglückter, in der uns jetzt das Jahrbuch entgegentritt. Die Operation lag in den Händen des Leipziger Bibliographischen Institutes, das Satz und Druck durchführte. Aus dem auch diesmal wieder wertvollen und reichen Inhalt — 32 Aufsätze, von denen 20 schöne Bildbeigaben erhielten — heben wir hervor: Druckergesellen der frühen Druckzeit (Dr. Konrad Haebeler), Arno von Aich und Nachkommen, Kölner Buchdrucker zur Reformationszeit (Gustav Könitzer), Titelblattwandlungen im Kupferstich (Dr. Ernst v. Frisch), Die Buchillustration der französischen Romantik (Dr. Albert Kolb), Der Buchdruck im Dienste der Wertpapier- und Geldherstellung (Franz Helmberger), The „Fifty Books" Idea (Fred Melchet), ganz besonders schließlich den Aufsatz „Bibliophilie gestern und morgen", eine programmatische Auseinandersetzung von dem Göttinger Dr. Otto Lange, der uns große Freude machte und dem wir fast restlos zustimmen können. Auch der wieder vom Darmstädter Ernst Rehbein stammende Handeinband hat an Gefälligkeit gewonnen. Alles in allem: dem inhaltlich ja stets gediegenen Gutenberg-Jahrbuch hat der äußere Umwandlungsprozeß entschieden gut angeschlagen.

Hier seien auch noch die von der Gutenberg-Gesellschaft herausgegebenen „Kleinen Drucke" angeführt: Armin Renker: Papier und Druck im fernen Osten; Dr. Adolf Dyroff: Die Bedeutung der Druckkunst für das Menschenleben; Adolf Tronnier: Von Gutenberg, dem Mainzer Psalter und einem Schelmenstreich; Dr. K. Schottenloher: Der Buchdruck als neuer Berufstand des 15. und 16. Jahrhunderts; A. Ruppel: Peter Schöffer aus Gernsheim.

Hammer, Franz: Württembergische Bibliophilen. (Graphischer Klub, Stuttgart.) Begrüßenswert in dieser verdienstlichen Schrift vor allem auch die Einleitung des Verfassers über alte und neue Bibliophilie. Hammer scheut sich nicht im geringsten, der Katze die Schelle anzuhängen. „Die zünftige Biblio-

philie", sagt er rund heraus, „stellt das ursprüngliche und normale Verhältnis zwischen Form und Inhalt auf den Kopf." (Wir hielten es allerdings nicht so und auch anderwärts ist man nun zur alten Tradition wieder zurückgekehrt.) „Das Formale bekommt den Vorrang vor dem lebendigen Inhalte, im extremen Fall so weitgehend, daß der Inhalt geradezu noch die bildsame Masse ist, an der sich die Form ausdrücken kann." Sollten sich die gewissen „Bibliophilen" ins Stammbuch schreiben!

Jahrbuch der Bücherpreise. Ergebnis der Versteigerungen in Deutschland, Österreich, Holland, der Schweiz, in Skandinavien, der Tschechoslowakei, von Gertrud Hebbeler. XXVIII.—XXX. Jahrg., 1933 bis 1935. (Otto Harrassowitz.) Die neuen Jahrgänge dieses für alle ernsten Büchersammler wie für alle Bibliotheken unentbehrlich gewordenen Nachschlagewerkes zeigen die gleiche Anordnung wie die früheren Bände und erweisen die gleiche Sorgfalt, mit der die Herausgeberin bisher bereits ihres nicht gerade leichten Amtes gewaltet hat. Vom 29. Jahrgang an ist auch endlich das fehlerhafte „Deutsch"-Österreich im Titel verschwunden und hat dem richtigen „Österreich", das ja als Ganzes deutsches Land ist, Platz gemacht. Seit einigen Jahren sind auch begrüßenswerterweise die moderne Literatur wie auch die Pressen- und Vorzugsdrucke berücksichtigt. Manches hier verzeichnete Ergebnis kann freilich nur als reines Zufallsergebnis gewertet werden, wie denn überhaupt erhebliche Preisschwankungen nach oben sowohl wie nach unten zu verzeichnen sind. Hier spielt auch nicht selten das besondere Exemplar — die Erhaltung, Herkunft u. a. des Stückes — eine ausschlaggebende Rolle. Die Herausgeberin hat es auch nicht versäumt, in besonderen Fällen den notwendigen Vermerk anzubringen. Aller Schwankungen ungeachtet, wird man immer wieder diese Jahrbücher zu Rate ziehen müssen. Es ist jetzt übrigens ein Register zu den Jahrgängen 19 bis 28 geplant, wodurch das in diesen Bänden aufgestapelte, rund 50.000 Preisnachweise enthaltende umfangreiche Material rasch und bequem zugänglich gemacht werden wird. Druckgestaltung und Übersichtlichkeit der neuen Bände lassen wieder nichts zu wünschen übrig.

Jahrbuch, Österreichisches, für Exlibris und Gebrauchsgraphik. Herausgegeben von der Österr. Exlibris-Gesellschaft (Wien). 29. und 30. Band. Die fortlaufend an dieser Stelle von uns warm gewürdigten Publikationen der Österr. Exlibris-Gesellschaft sind auch diesmal wieder wohltuend geraten. Wie in den vorhergehenden Jahren lag die Redaktion in den bewährten Händen von Dr. Hans Ankwicz von Kleehoven, eines in allen Kunstsätteln gerechten Kenners. Der Buchgestaltung des

29. Bandes nahm sich Rudolf Kohl an, des 30. Bandes Dozent Dr. Hurm, heute wohl der führende österreichische Schriftkünstler. Im 29. Band begegnen wir dem bekannten Kunsttheoretiker Dr. Anselm Weißenhofer mit dem räumlich knappen, an Gedanken reichen Aufsatz über „Exlibris als ethischer Wert", Dr. Karl Außerer schreibt wieder über Habsburger-Bildnis-Eignerzeichen, Dr. v. Ankwicz verbreitet sich über den Graphiker Taussig und in einem weiteren Artikel über moderne österreichische ex musicis, Dr. Kurt Donin verdanken wir die Abhandlung über die Coßmann-Schüler Ranzoni d. J. und Hubert Woyty-Wimmer, ferner über Otto Feil, Haselböck, Köhler, Steffert und die immer fesselnde Sascha Kronburg. — Der 30. Band, in seiner Ausstattung von Otto Hurm betreut, zeigt die gleichen inneren und äußeren Qualitäten wie der vorhergehende Band. Man erfreut sich am Aufsatz über „künstlerische Geschäftskarten aus alter und neuer Zeit" von Dr. v. Ankwicz, dem wir auch im gleichen Bande den reizenden Beitrag über Exlibris für Buben und Mädel danken. Des weiteren sei hervorgehoben der Beitrag von Dr. Anselm Weißenhofer über den „Charakter im alten Exlibris"; Sonderbetrachtungen gelten dem Graphiker Hubert Woyty-Wimmer (von Dr. Richard Kurt Donin) und Hertha Larisch-Ramsauer als der Schöpferin reizvoller Schrift-Exlibris (von Dr. Otto Hurm). Die beiden Jahrbücher der Exlibris-Gesellschaft, reich und reizvoll illustriert, machen wieder allerbesten Eindruck und legen auch Zeugnis ab von der österreichischen Druck-, Ausstattungs- und Geschmackskunst und -kultur.

Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. Herausgegeben von Siegfried Buchenau und Ernst L. Hauswedell. V. Jahrgang mit 36 Abbildungen, 37 Schriftproben und 13 Beilagen; VI. Jahrgang mit 57 Bildern und 7 Beilagen. (Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg.) Beide Bände bereiten uns große Genugtuung. Man hat zum alten Geiste der deutschen Bibliophilie fast völlig zurückgefunden. In den ersten Jahrgängen des „Imprimatur" war das einmal anders und wir sahen uns damals genötigt, ihm ins Gewissen zu reden, die alte Tradition nicht zu verleugnen. Nun hat man diesen Mahnruf — wir standen damals durchaus nicht allein — in ausreichendem Maße beherzigt, ja man hat fast das Gefühl, als ob man jetzt wieder nach der anderen Seite zuviel des Guten getan hätte. Immerhin: die geistesgeschichtlich-bibliophile Betrachtung tut wohl. Von den vielen inhaltsreichen wertvollen Aufsätzen des V. Jahrganges seien genannt: Richard Benz „Geist und Bild im Buch des 15. Jahrhunderts", Rudolf Bachs gedankenreiche Rede auf Johann Gottfried Herder, „Das lyrische Gedicht im

zeitgenössischen Deutschland" (mit einer kleinen lyrischen Anthologie); an bibliographischen Beiträgen finden wir eine Zusammenstellung über Rudolf Alex. Schröder von Hans Kasten, den Versuch einer geistesgeschichtlichen Bibliographie über die verstorbenen Dichter Heym, Stadler und Trakl mit schön gedruckten Proben aus deren Dichtungen. Sehr begrüßenswert auch der Aufsatz von Herbert Stubenrauch „Der Betrug an Schiller, ein Beitrag zu einer künftigen Schiller-Bibliographie". Gräfin Lanckoronska schreibt, fesselnd wie immer, über „Deutsche Studentenstammbücher des 18. Jahrhunderts". Eine Reihe anderer Artikel beschäftigt sich mit buchkünstlerischen und buchtechnischen Fragen; ein gedankenreicher Aufsatz der kundigen Frau Dr. Annemarie Meiner zum 100. Geburtstag von William Morris sei noch besonders hervorgehoben. — Der VI. Jahrgang steht fast gänzlich im Zeichen des Literargeschichtlichen, nämlich der Romantik, von der ein möglichst „abgerundetes Bild" gegeben werden sollte, „als der letzten Gemeinschaftsbewegung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens, deren Ausstrahlung bis in unsere Zeit hineinreicht und wirkt ...". Den Reigen eröffnet hier der feinsinnige, selbst romantischem Geist nahe Rudolf Bach mit seiner prachtvollen Betrachtung über der Romantik „Tragik und Größe", ihm folgen Richard Benz mit seiner Studie über die „altdeutsche Wendung", Robert Diehl mit einem Beitrag über Philipp Otto Runge und Clemens Brentano, Emil Barth mit seiner glanzvoll geschriebenen Untersuchung über „Novalis, Dichtung eines Lebens". Über die Seltenheiten von Romantiker-Erstausgaben weiß uns einer, der hier wohl ganz zuständig ist, nämlich C. G. v. Maaßen, manch auch dem Kundigen noch besonders Wissenswertes zu berichten. Diese große Romantikerschau beschließt dann Hans W. Eppelsheimer, der Herausgeber des „Handbuches der Weltliteratur", mit einer von den beiden Schlegel bis Uhland reichenden Romantiker-Bibliographie. Nicht unerwähnt bleibe auch der Beitrag von Eberhard Hölscher über Johann Friedrich Unger. Dieser VI. Band des „Imprimatur" ist nur schon seinem Inhalt nach besonders beglückend. Die äußere Gestaltung der beiden Jahrgänge zeigt wieder erlesenen Geschmack und bewährte Sorgfalt.

Jensen, Hans: Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. (J. J. Augustin, Glückstadt.) Jensen ist ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete der Schrift, über deren Geschichte er bereits vor einem Dezennium ein bedeutsames Werk verfaßt hat. Inzwischen sind Paläographie, Archäologie und die Sprachwissenschaft in ihren Forschungen nicht still gestanden und die neuen Erkenntnisse und Funde sind auch dem neuen, hier vorliegenden

Werke des Verfassers zugute gekommen. Die 13 Schriftkreise, die Jensen umschreibt, sind Ägypten, die Keilschrift, der Kreis des alten Mittelmeers, Westafrikas, Alt-Amerikas, der chinesische, nordamerikanische, semitische, indische, hochasiatische, iranische, griechische und germanisch-keltische. Der Hauptdarstellung vorangeschickt sind Abhandlungen über die prähistorische Vorstufe der Schrift, über die Ideen-Schrift, und die Entwicklung von der Wortbild- und Wortlautschrift über die Silben- zur Buchstabenschrift. Abgeschlossen wird der Band mit einer kurzen Übersicht über die Laut- und Kurzschriften. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an den nötigen, den Text erläuternden und unterstützenden Beilagen: nicht weniger als 455 sehr gut wiedergegebene Abbildungen erleichtern uns die Lektüre. Man kann dem Verfasser für sein gelehrtes, großzügiges Werk nicht genug Dank wissen.

Johann, Ernst: Der Deutsche Buchverlag des Naturalismus und der Neu-Romantik. (Hermann Böhlaus Nachfolger.) Wir empfehlen diese außerordentlich frisch und geistvoll geschriebene Studie ganz besonders. Sie erschien in der vom Verlag herausgegebenen verdienstvollen Reihe „Literatur und Leben" als 7. Band einer Schriftenreihe, die sich die Soziologie der Literatur zum Ziel setzt und ihre Untersuchungen auf die Schichtung des literarischen Publikums, des Standesbewußtseins und das Buch- und Verlagswesen erstreckt. Für Johann steht der „literarische Verlag" der von ihm behandelten Vorkriegszeit (ungefähr 1880 bis 1910) im Vordergrund. Dieser „literarische" Typ wird von ihm in drei voneinander verschiedenen Spielarten dargestellt: S. Fischer, Eugen Diederichs, Insel-Verlag (Anton Kippenberg). Nach Johann gehört nun dieser ausgesprochen literarisch, also rein geistig eingestellte Verlegertypus der Vergangenheit an, dessen Aufgabe bereits vollbracht und erfüllt sei. Was jetzt auf den Plan trete und kommen werde, sei wieder mehr Kaufmannstyp, eine Verlegerart, die, wie schon einmal in der Geschichte des deutschen Verlagswesens, zu den zähen, weitblickenden, umsichtigen Geschäftsleuten zu zählen sein wird. Das ist unserer Meinung nach eine ziemlich willkürliche Konstruktion. Es ist durchaus nicht nur ausschließlich Glaube an das „ewige Werden", was das „literarische" Verlagswesen bestimmt hat, wie auch umgekehrt bei manchem der „zähen, weitblickenden und umsichtigen Geschäftsleute" von einst das Geistige, Künstlerische, Literarische bei den Entscheidungen nicht nur in Frage kam, sondern nicht selten sogar ausschlaggebend wurde. Cotta, Vieweg, Hoffmann und Campe, Perthes und so manch anderer — war und ist das nichts? Im Zusammenhang mit seinen Thesen und Eingliederungen gibt uns Johann eine wenn auch knappe, so doch lebens-

volle Schilderung des Literaturbetriebes der Modernen in München und Berlin. Wien wird merkwürdigerweise nur gerade gestreift. Dem Bibliophilen mag mancher Hinweis auf Almanache, Verlagskataloge, Privatdrucke, Memoiren, Zeitschriften u. a. (im Nachhang zusammengestellt) willkommen und wertvoll sein.

Johnston, Ed.: Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift. Aus dem Englischen übersetzt von Anna Simons. (Klinkhardt & Biermann.) Die notwendig gewordene 4. deutsche Auflage des bekannten englischen Standardwerkes über Schriftkunst, das den deutschen Kreisen von der ersten Auflage an durch Anna Simons vermittelt wurde, legt Zeugnis ab von der Reichweite und Bedeutung dieses großen Schriften-Werkes, das selbstverständlich auch mit Beispielen und Illustrationen nicht spart und außerdem noch schwarze und rote Druckseiten sowie viele Tafeln enthält. Der geschmackvolle Einband gewinnt auch durch das angenehme Format des Buches.

Lexikon des gesamten Buchwesens. Herausgegeben von J. Kirchner, Kl. Löffler und W. Olbrich. Bisher Bd. I: Aa—Goethe, Bd. II: Göttingen—Petrarca. (K. Hiersemann.) Den jahrelangen Plan der bibliophilen Gesellschaften, ein Lexikon des gesamten Buchwesens zu schaffen und herauszubringen, hat endlich ein großzügiger Verlag aufgegriffen und mit diesem Werk verwirklicht. Das soll dem Verlag Hiersemann für immer hoch angerechnet werden. Fast hätte die Fülle des Stoffes zurückschrecken müssen. Sollte doch alles, was das Buchwesen umfaßt, in diesem Lexikon in Stichwörtern verzeichnet werden: also Schrift und Type des antiken Buches, Schriftwesen und Buchmalerei des Mittelalters, früher Druck und Buchdruck seit 1500, moderner Druck und Reproduktionsverfahren, Papier, Buchillustration, Einband, Buchhandel, Bibliothekswesen, Bibliographie, Bibliophilie, Zeitung und Zeitschriftenwesen u. v. a. Dieser Riesenstoff konnte, wollte man das Werk nicht ungebührlich in die Breite wachsen lassen, nur durch räumliche Beschränkung bei Behandlung der einzelnen Stichwörter gemeistert werden. Doch sollte dem Ratsuchenden auf jeden Fall durch Literaturhinweise bei den einzelnen Stichwörtern an die Hand gegangen werden. Wie bei ähnlichen Unternehmungen, war es wohl auch hier nicht zu vermeiden, daß mancher Wunsch unerfüllt blieb, manches Interesse und manche Sparte zu kurz kam. Im großen und ganzen kann aber das vorliegende Unternehmen als geglückt bezeichnet werden. In die Augen stechende Mängel sollen aber nicht verschwiegen werden. Unseres Erachtens hätte z. B. die Bibliophilie bei ihrem so weiten Umfange etwas stärkere Berücksichtigung verdient. Man hat auch, aus uns nicht ganz erklärbaren

Gründen, das Zeitgenössische gegenüber dem Historischen zurückgesetzt. Allerdings gilt das nicht für alle Sparten. Uns ist und bleibt es trotz allen hier vorgebrachten Rechtfertigungen unerfindlich, warum jeder mehr oder weniger bedeutende lebende Buchverleger, Schrift- und Buchkünstler aufgeführt wird, indes von den zeitgenössischen führenden Bibliophilen, Sammlern und Buchkundigen keine Notiz genommen wird — es sei denn, er lebt außerhalb des deutschen Sprachraumes. Da und dort sind auch die literarischen Hinweise nicht immer völlig befriedigend, manchmal auch nicht ganz genau. Unter den Stichwörtern findet man zwar manches Jahrbuch verzeichnet, z. B. mit vollem Rechte das „Jahrbuch der Bücherpreise", vergebens aber würde man, um wieder Beispiele anzuführen, das prächtige Hamburger „Imprimatur" oder unser „Jahrbuch deutscher Bibliophilen usw." unter den Stichwörtern suchen. Man hat uns in das Hinterhaus der literarischen Hinweise verwiesen. Es liegt uns völlig ferne, hier kleinlich zu mäkeln, uns leitet nur der Wunsch, es möge bei einer hoffentlich nicht allzu fernen Neuauflage des Werkes eine Reihe der hier und von anderer Seite gleichfalls gemachten Verbesserungsvorschläge berücksichtigt werden. Das Verdienstliche des gesamten Unternehmens, das mit dem dritten (Schluß-) Band in allernächster Zeit vollständig vorliegen wird, dessen Vorzüge und offensichtlichen Vorteile für alle Kreise, die mit dem Buch zu tun haben, sei unbestritten.

Katalog der Ausstellung von Neuerwerbungen der Nationalbibliothek in Wien 1930 bis 1935. (Herbert Reichner Verlag.) Der mit Geschmack gedruckte Katalog gibt Zeugnis von dem sich trotz allen Zeitwidrigkeiten mehrenden Reichtum des weltberühmten Institutes.

Matthäus, Friedrich: Rudolf Koch, ein Werkmann Gottes. (Agentur des Rauhen Hauses.) Wir haben es hier mit einer liebevollen Ergänzung zu Georg Haupts im Insel-Verlag erschienener verdienstvoller Monographie über den vor zwei Jahren verstorbenen Schriftkünstler Rudolf Koch zu tun. Koch war eine tief religiöse Natur, über die uns sein langjähriger Freund, der Offenbacher Pfarrherr Matthäus, liebevoll Aufschluß gibt. Über sein Künstlertum hinaus beschäftigte sich Koch mannigfach auch mit kirchlichen Arbeiten, wie mit Metallarbeiten, Kirchengeräten, Geweben und Schriftteppichen. Das kleine Werk enthält nebst einer Nachschrift zu dem Aufsatz Kochs „Meine Stellung zur Kirche" und dem Artikel „Der Deutsche" Texte zu einem von dem bedeutenden Schriftkünstler einmal in Aussicht genommenen, doch nicht zustande gekommenen Volkskalender. Auch die darin enthaltene Lebensskizze, von Koch selbst geschrieben, fesselt durch den

schlichten Ton. Ein Verzeichnis der Arbeiten des Künstlers beschließt das mit vielen Bildwiedergaben bereicherte Buch, das Haag-Drugulin würdig gestaltet hat.

Simons, Anna. Eine deutsche Schriftkünstlerin. (R. Oldenbourg.) Behrens, Blanckertz, Ehmke, Johnston, Niemeyer, Morison, Herbert Steiner, um nur einige zu nennen, gaben sich hier ein Stelldichein, um der Verehrung für die heute wohl größte deutsche, Weltruf genießende Schriftkünstlerin warmen Ausdruck zu geben. Was Anna Simons insbesondere für die Bremer Presse geleistet hat, weiß jeder Bibliophile. Auch als Übersetzerin des Johnstonschen Werkes „Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift", über dessen neu herausgekommene 4. Auflage wir in dieser Rubrik gleichfalls berichten (Johnston nennt sie eine seiner besten Schülerinnen), ebenso von Morisons „Meisterdrucken aus fünf Jahrhunderten" hat sie sich sehr verdient gemacht. Heute sehen fast alle deutschen Schriftkünstler zu ihr als ihrer Meisterin auf. Das auch durch viele Bildbeigaben gewinnende Buch erschien als VIII. Druck der Schriftenreihe der „Corona".

Steinberg, Siegfried: Bibliographie zur Geschichte des deutschen Porträts. (Diepenbroick-Grüter & Schulz, Hamburg.) Die Schrift, als 1. Heft der von Walter Goetz herausgegebenen „Historischen Bildkunde" erschienen, will einen ersten Baustein zu einer wirklich bisher noch immer fehlenden Geschichte des deutschen Bildnisses liefern. Leider mußten wir entdecken, daß von den zwei Bildwerken, die von der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft herausgebracht wurden, nämlich Payers „Der historische Faust im Bilde" und Payer und Reuthers Mappenwerk „Grillparzer im Bilde", keine Notiz genommen wurde. Offenbar hatte der Bearbeiter der Bibliographie von ihnen keine Kenntnis. Aber es wäre gar nicht so schwierig gewesen, von ihnen zu erfahren. Die Deutsche Bücherei in Leipzig, die doch bei bibliographischen Arbeiten wie der vorliegenden nicht gut übergangen werden kann, hätte sicherlich nicht versagt.

Tschichold, Jan: Typographische Gestaltung. (Benno Schwabe & Cie.) Das hier angezeigte Buch von Tschichold, der bis 1933 in München an der Meisterschule für Deutschlands Buchdrucker typographische Gestaltung lehrte, führt fort, was der Verfasser bereits in seinen früheren Arbeiten „Die neue Typographie" und dem Lehrbuch „Typographische Entwurftechnik" darlegte. Tschichold verbreitet sich in seinem neuesten Werk auch über Randgebiete, wie Photographie, Photomontage u. a. Manche der in dem Buch entwickelten Ansichten wird wohl von Theoretikern wie von Praktikern nicht unwidersprochen bleiben. Einige darin gezeigte Beispiele wollen unserem

Geschmack nicht recht behagen. Die Lektüre des Buches ist übrigens infolge des zu kleinen Druckes ziemlich anstrengend.

Friedrich Vieweg und Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte. Herausgegeben von E. A. Dreyer unter Mitarbeit von W. Schnoor. Diese auch äußerlich mit Sorgfalt und Geschmack ausgestattete Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestandes des alten, angesehenen Verlagshauses reiht sich unter die bedeutsamen Dokumente deutscher Geistesgeschichte und legt Zeugnis von der innigen Verbundenheit deutschen Verlegertums mit dem geistigen Schaffen der Nation. Zum erstenmal wird hier der vollständige Briefwechsel veröffentlicht zwischen Gottfried Keller und dem Verleger Vieweg (der später noch manch hervorragende Dichter und Schriftsteller, wie Klaus Groth, Wilhelm Raabe u. a., zu seinen Autoren zählte). Das gibt dem Bande seinen ganz besonderen Wert. Der im wesentlichen um den „Grünen Heinrich" kreisende Briefaustausch — von Baechthold seinerzeit zum Teil veröffentlicht und nun in seiner Gänze mitgeteilt — steht in der deutschen Literaturgeschichte fast einzig da.

Sankt Wiborada. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde, herausgegeben von Dr. Hans Rost. 2. Jahrgang. (Wiborada-Verlag.) Uns liegt nur ein 2. Jahrgang dieses von uns bei seinem ersten Erscheinen bereits angezeigten Jahrbuches vor. Das Jahrbuch nimmt einen betont katholisch-kirchlichen Standpunkt ein, der größte Teil seines Inhaltes beschäftigt sich denn auch mit Themen, die in den katholisch-kulturellen Bereich fallen. („Die heilige Wiborada in der Kunst", „Gott und seine Heiligen auf Bucheinbänden des Mittelalters", „Die Bibliothek des Benediktinerstiftes Admont in Steiermark", „Die Klosterbibliotheken der Schweiz", „Die Exlibris der Abtei Neresheim", „Zwei Missale als Kunstdrucke".) Mit dem sehr schätzenswerten Beitrag „Bibliophile Frauen der Vergangenheit" hat sich die in vielen Sätteln gerechte Frau Dr. Annemarie Meiner eingestellt. Unter den hier geschilderten bibliophilen Köpfen begegnet man gern dem Porträt des rheinischen Pfarrherrn Georg Rody. Das Jahrbuch ist anständig gekleidet.

Neuere Dichtung.

Lyrik.

Anthologien: Man hört jetzt im deutschen Raum wieder viel „singen und sagen". Namentlich auch in Österreich. Dr. Friedrich Sacher, selber ein begabter Lyriker und überdies ein hilfsbereiter Förderer junger lyrischer Talente, hat vor einigen Jahren bereits gemeint: „Wieder einmal, wie in den Tagen des

Vogelweiders, ist Österreich die lyrische Provinz der Deutschen", ein Ausspruch, der durch die stattliche, zusehends wachsende Zahl voll zu nehmender lyrischer Begabungen bestätigt erscheint. So ist es auch zu verstehen, daß auch die lyrischen Anthologien sich häufen, von denen hier einige — unter Voranstellung des Herausgebernamens — verzeichnet werden sollen.

Dr. Otto Brandt-Hirschmann: Der ewige Kreis. Eine Anthologie neuer österreichischer Lyrik. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien.) Die Sammlung gliedert sich, die alphabetische Reihung vermeidend, nach Gruppen, wie Land, Stadt, Arbeit, Wirtschaft, Seele, Liebe, Gestalt, Gott. Unter den 40 hier vereinigten Dichtern tauchen neue Namen neben bereits längst verdienten Ruf genießenden auf. Einige wenige seien auch hier genannt: Henz, Leifhelm, Zernatto, Mell, Weinheber, Zerzer, Suso-Waldeck. Die von Josef Nadler in einem Vorwort empfohlene Sammlung, ein Spiegelbild des lyrischen Österreichs, sei warm begrüßt, ebenso die von Friedrich Sacher herausgegebene Anthologie: Die Gruppe 1935 (Krystall-Verlag), in der 12 Lyriker aus Österreich zu Wort kommen.

Robert Brasch und Rosa Schafer: Österr. Lyrik der Gegenwart. (Saturn-Verlag.) Der eine oder andere hier hätte ganz gut wegbleiben können, gerne aber begegnen wir hier wieder Max Mell, Richard Schaukal, Josef Perkonig, Guido Zernatto, Felix Braun, Otto Stößl, Theodor Kramer, unter den Jüngeren Erika Mitterer. Bei dem gleichfalls aufgenommenen Beer-Hofmann regt sich der Zweifel, ob wir es hier mit ursprünglicher lyrischer Begabung zu tun haben.

Ernst Schönwiese: Patmos. (Verlag der Johannes-Presse.) Enthält zum Teil unveröffentlichte Gedichte von bekannten auch in anderen Sammlungen auftauchenden Lyrikern nebst Proben neuer Autoren, wie Grabner, Polizer, Hertha Staub. Die weise Beschränkung auf nur 12 Lyriker tut wohl.

Sacher Friedrich: Anthologie junger Lyrik aus Österreich. (Krystall-Verlag.) Die Überschau — meint Richard Schaukal im Geleitwort — sei lohnend: man stelle mit Freude die Ergiebigkeit des sorgfältig zusammengestellten Bandes fest. Wieder einmal könne Österreich, das unerschöpfliche, sich sehen lassen in der zerfahrenen Welt.

Josef Pfandler: Vom Expressionismus zur neuen Klassik. Deutsche Lyrik aus Österreich. (Augarten-Verlag.) Eine wirklich umfassende Überschau über die gegenwärtig wirksamen wesentlichen literarischen Kräfte des österreichischen Stammes, wie der Herausgeber mit Recht betont. Nur die Gliederungen und Einschachtelungen — nach Schlagworten, wie Expressionismus, Realismus, Ideal-Realis-

mus, Von Gemeinschaft zu Gemeinschaft, Beseelte Landschaft, Gedankenlyrik, Auf dem Wege zur neuen Klassik — sind viel zu konstruiert, ja unseres Erachtens verfehlt. Was soll denn dieses ganze Wühlen in den lyrischen Eingeweiden? Der Größte unter den Lyrikern Österreichs fehlt: Josef Weinheber.

Heinrich Ellermann: Das Gedicht. (Verlag der Blätter für Dichtung, Hamburg.) Die eigenartige und verdienstvolle, jetzt im 3. Jahrgang stehende Sammlung, die in vielem an die seinerzeit von den Österreichern Kitir und Klob herausgegebene Reihe „Lyrische Flugblätter" erinnert, hat sich bereits einen Namen gemacht. Jährlich werden 24 in vierzehntägigen Abständen erscheinende Folgen herausgegeben, die Lyrik auf einzelnen, in einen Umschlag gehüllten Blättern enthalten. Vielen jungen Begabungen wird hier der Weg bereitet. Eine Reihe von Heften ist ausschließlich einem einzelnen Dichter gewidmet, darunter erfreulicherweise auch Österreichern, wie Max Mell, Georg Trakl, Josef Weinheber, Paula Ludwig u. a. Der ungemein billige Preis dieser in vornehmer Ausstattung dargebotenen, inhaltlich wertvollen Einblattdrucke begünstigt deren begrüßenswerte Verbreitung.

Hartfried Voß: Sprache der Liebenden. Liebesgedichte aus alter und neuer Zeit. (Langewiesche-Brandt.) Diese Anthologie ähnelt in manchem den seinerzeit im Verlag Julius Zeitler in Vers und Prosa erschienenen Sammlungen von Liebesgedichten und Liebesbriefen. Vielfältig vernimmt man hier wieder das deutsche Liebeswort: Binding, Cube, George, Hofmannsthal, Hesse, Ricarda Huch, Leifhelm, Löns, Rilke, R. A. Schröder, Ina Seidel, Willi Vesper (dessen im gleichen Verlag herausgegebene Sammlung „Die Ernte deutscher Lyrik" die größte, wohlverdiente Verbreitung fand.) Neben den Genannten hören wir wieder vertraute Laute von den Älteren: Brentano, Hölderlin, Kleist, Lenau, Mörike, Novalis, Rückert, Platen, Storm, Uhland. Auch Dehmels und Liliencrons Liebesweisen sind erfreulicherweise eingefügt.

Das Gedicht, herausgegeben von der Deutschen Akademie München. (R. Oldenbourg.) Ein überaus glücklicher Gedanke ist hier durchaus glücklich verwirklicht. In Einzelheften, die jeweilig die „einmalige Ganzheit eines Dichters in seinen reifsten und wertvollsten Gedichten" herausstellen, wird ein weiter Bogen gespannt, der von den Dichtern des Mittelalters bis zu Fontane, Nietzsche, Liliencron und Dehmel reicht. 36 Hefte liegen vor, mit Ausnahme von 5 Bändchen — Dichter des Mittelalters — Dichter der Barockzeit — Dichter des 18. Jahrhunderts — Dichter der Freiheitskriege und des Doppelbandes Volkslieder — gilt das Einzelheft einem einzigen Dich-

ter (nur Goethe wird in zwei Bändchen vereinigt). Es ist eine fast klassisch zu nennende Blütenlese deutscher Lyrik. Da und dort mag sich vielleicht der Wunsch nach einer anders gearteten Auswahl regen. Im allgemeinen aber hat man doch beim Durchblättern der Hefte das Gefühl, daß in diesen Auswahlen das Bezeichnendste eines Dichters zusammengestellt wurde und so dessen Bild abgerundet erscheint. Warm berührt wird man auch durch die gediegene Ausstattung der je mit einem charakteristischen Porträt versehenen Hefte: klarer Druck, bestes Papier, jedes Heft geschmackvoll kartoniert. Der Verlag hat auch für diese ungemein billige Sammlung aparte Kassetten hergestellt.

Eckart v. Sydow: Dichtungen der Naturvölker. Religiöse, magische und profane Lyrik. In deutscher Sprache herausgegeben. (Phaidon-Verlag.) Diese Sydowsche Anthologie von Dichtungen der Naturvölker, angefangen von den nördlichsten Stämmen, den Eskimos, den Stämmen in Sibirien und den Indianern, hinüber zu den Zwergvölkern Aquatorial-Afrikas, den Hottentotten Südafrikas bis zu den südlichen Völkerschaften des Stillen Ozeans usw., bereichern in hohem Maß unsere bisherige Kenntnis des geistigen und seelischen Lebens der Naturvölker, die man immer die primitiven nennt, in deren Dichtungen sich aber gar mancher Ton nicht nur großer Unmittelbarkeit, sondern auch ergreifender Schönheit findet. Das gilt sowohl für religiöse Hymnen wie für die Tanz- und Liebesdichtung und die Weisen über Krankheit und Tod. Wir können natürlich nicht beurteilen, ob die Übertragungen mehr als sinngemäß, nämlich wirklich dichterisch nachgeschaffen sind. Doch ist der Eindruck hier vorherrschend, daß so manches hier Gebotene der Erlebnisfülle europäischer Lyrik ruhig an die Seite gestellt werden kann.

Ernst Volkmann: Die Dichtung im Weltkrieg 1914—1918. (Reclam.) Der Herausgeber dieses in die große Sammlung „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen" (Politische Dichtung) eingereihten Bandes hat sich auf die im Krieg selbst entstandene Dichtung beschränkt, dabei auch manches da und dort vielleicht Geschätzte nicht aufgenommen. Leicht mag die Sache gewiß nicht gewesen sein. Die zeitliche Anordnung ist warm zu begrüßen. Mit der Dichtung der Kriegsgegnerschaft, die begreiflicherweise im Text außer Betracht kommt, setzt sich der Herausgeber in seiner gründlichen Einführung streng, wenn auch ohne Heftigkeit auseinander. Was die Absicht der Sammlung war, hat der Herausgeber ohne Zweifel erreicht: das für immer hier aufzubewahren, was seiner künstlerischen Formung wegen in dauerndem Gedenken zu bleiben beanspruchen darf. Ein reichhaltiger Anhang von Anmerkungen und Hinweisen bibliographischer und

quellenkundlicher Natur beschließt den Band. Volkmann verabsäumt nicht, seinem Vorgänger in der Herausgabe der Reihe „Politische Dichtung", nämlich Univ.-Prof. Dr. Arnold, den Dank für dessen Leistungen abzustatten.

*

Von Lyrikschöpfungen Einzelner können wir hier bei aller hier obwaltender Verschiedenheit an Formungswillen und -vermögen, dichterischer Unmittelbarkeit, Bildkraft, Stärke des Herzschlages, Klangdichte und -schönheit, Musikalität, geistiger und sittlicher Einstellung mit ruhigem Gewissen folgende Bücher empfehlen: Gisela v. Berger: „Glocken vom Jugendland" (Europäischer Verlag); Grete Bauer-Schwind: „Licht und Erde" (Zsolnay); Felix Braun: „Ausgewählte Gedichte" (Herbert Reichner); Robert Faesi: „Antlitz der Erde" (Insel); Gustav Fröding: „Ausgewählte Gedichte", aus dem Schwedischen in Nachdichtung von Hans Nüchtern; Hans von Hammerstein: „Der Wanderer im Abend" (Herbert Reichner); A. v. Hatzfeld: „Gedichte des Landes" (Rütten und Löning); Rudolf Henz: „Döblinger Hymnen (Anton Pustet); Hermann Hesse: „Stunden im Garten" (Bermann-Fischer); Friedr. Georg Jünger: „Der Krieg" (Widerstands-Verlag); Hans Klöpfer: „Gedichte in steirischer Mundart", „Neue Gedichte in steirischer Mundart" (Leuschner & Lubensky, Graz); von demselben Dichter auch „Die gesammelten Gedichte" (Alpenlandbuchhandlung, Graz); Theodor Kramer: „Mit der Ziehharmonika" (Gsur & Cie); Rudolf List: „Tor aus dem Dunklen" (Zsolnay); Christian Morgenstern: „Meine Liebe ist groß wie die Welt", Auswahl der Gedichte (Piper); Erika Mitterer: „Gesang der Wandernden" (Staackmann); Paula v. Preradovic: „Lob Gottes im Gebirge" (Anton Pustet); Werner Riemerschmied: „Das verzauberte Jahr" (Herbert Reichner); Ilse Ringler-Kellner: „Ahnenlandschaft" (Krystall-Verlag); Ernst Scheibelreiter: „Die frohe Ernte" (Zsolnay); Erika Spann-Rheinsch: „Gestalt und Geheimnis" (Zsolnay); Max Stebich: „Melodie der Stadt" (Zsolnay); Hermann Stuppäck: „Die blauen Hügel" (Zsolnay); Heinrich Suso-Waldeck: „Die milde Stunde" (Tyrolia); Josef Weinheber: alle Gedichtbände, siehe den an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatz „Josef Weinheber: Meine geistige Heimat" und die daran angefügte Aufzählung seiner Dichtungen; Emil Rudolf Weiß (der bekannte Buchkünstler): „Der Wanderer" (S. Fischer); Richard Zeltner: „Der fremde Gesang" (Schmidt-Dengler, Graz).

* *
*

Bibliophile Drucke.

Töpfer, Ludwig: Sonette aus Paris. (Verlag Georg Prachner, Wien.) Bibliophile Atmosphäre schlägt einem aus diesem schönen und lieben Buch entgegen, das inhaltlich und äußerlich viel Freude macht. Der Autor, einer der kenntnisreichsten österreichischen Bibliophilen, der auch als Übersetzer alter französischer Lyrik sich des öfteren bereits glücklich versucht hat, schildert hier in formgerechten Sonetten die Eindrücke seines Besuches von Paris, das er erst als reifer Mann betrat. Unter dem Titel: „Bei Conard", „Ein altes Maroquin", „Tantalus" beschwört der leidenschaftliche Bibliophile die Welt der Bücher, auf die bereits die reizende Deckelvignette sozusagen Gusto macht. Melly Bachrich hat mit ihrem Buchschmuck treulich mitgeholfen, das von Jahoda und Siegel auf stärkstes Papier außerordentlich schön gedruckte, nur in 125 Exemplaren aufgelegte Buch zu einer bibliophilen Augenweide zu machen.

Petermann, Margit: Transparente. (Kösel und Pustet.) „Der Evangelist, der dies aufschrieb, wohnte nicht auf Patmos und nicht mit den Dichtern im Zeushimmel, aber er lebte im Volke, das im Finstern saß und alle Jahre wieder auf das Weihnachtslied wartet und auf das kommende Christkind." Rudolf Wirth hat es verstanden, durch zweifarbige Kapitelleisten dieser biblischen Erzählung ein besonders einladendes Äußere zu geben. Der schöne Druck ist auf Antikbütten in Ingraf-Pergament hergestellt.

Literatur, Literaturwissenschaft, Aufsatzsammlungen.

Corona. Zweimonatsschrift, herausgegeben von Martin Bodmer und Herbert Steiner; 6. Jahr 1936 — 7. Jahr 1937. (R. Oldenbourg.) Die vornehmste deutsche Zeitschrift, von hohem Niveau, fast ausschließlich im Dienste reiner Dichtung und Kunst und deren Deutung. Jedes neue Heft macht Freude und bringt Gewinn. Die fast durchgängige Vortrefflichkeit der Beiträge enthebt uns von der Verpflichtung, sie im einzelnen anzuführen. Die besten, die hervorragendsten Namen innerhalb deutscher Geistigkeit leuchten hier auf. Wir wünschen der Corona auch fürderhin frohe Fahrt und gutes Gedeihen!

Cysarz, Herbert: Dichtung im Daseinskampf. (Adam Kraft-Verlag, Karlsbad.) Der erste der hier vereinigten, aus Vorträgen entstandenen Aufsätze geht um die Lebensfrage des sudetendeutschen Schrifttums und gibt eine Gesamtschau dieses Schrifttums mit weiten Horizonten. „Menschheit, Volk und Dichtung", „Die weltgeschichtliche Kraft der Wortkunst", „Wege zu Stefan George", „Blick in unser Morgen" lauten die Titel

der übrigen hier behandelten Themen, alles, wie sich bei Cysarz von selbst versteht, von bestechender Geistigkeit, vorgetragen in gepflegtester Sprache von anziehender Eigenart und immer mit hohem Schwung. — Über die Persönlichkeit dieses bedeutenden Literaturhistorikers, des ausgeprägtesten Vertreters der geisteswissenschaftlichen Richtung in der Literaturwissenschaft, dessen Herkunft von Gundolf unverkennbar ist, unterrichtet, wenn auch auf engem Raume, die gleichfalls im Adam Kraft-Verlag erschienene Schrift von Adalbert Schmidt „Herbert Cysarz, das Weltbild des Literarhistorikers".

Chesterton, G. K.: Charles Dickens. (Phaidon-Verlag.) Ein amüsantes, von Geist sprühendes, viel mehr als eine landläufige Biographie darbietendes und, wie es bei diesem Meister des Paradoxons gar nicht anders zu denken ist, nicht selten auch verblüffendes Werk. Nicht wenige Engländer werden über das hier von dem verstorbenen englischen Essayisten und Dichter gezeichnete Porträt ihres Lieblings den Kopf schütteln. Es wird hier Dickens von einer Seite angegangen wie noch nie. Doch wie immer man sich zu dieser Chesterton'schen Darstellung verhalten mag, in Bann gehalten wird jeder, der dieser mit so vielen Ein- und Ausfällen gespickten, an tiefen Erkenntnissen reichen, weit ausgreifenden Lebensbeschreibung folgt, ein Genuß, der durch die überaus einladende Gewandung des Buches noch erhöht wird. — Hier sei auch eines Büchleins gedacht, das vor Jahresfrist ein gewisses Aufsehen erregt hat. Es ist „Das Leben unseres Herrn Jesus Christus", geschrieben von Dickens für seine Kinder, mit 11 Federzeichnungen von G. Böhmer. Das Werkchen, bisher unveröffentlicht, wird groß und klein durch die schlichte Wiedergabe der Heilsgeschichte erbauen und erquicken. (Albatroß-Verlag.)

Duwe, Willi: Deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts. Die Geschichte der Ausdruckskunst. (Orell-Füßli.) Eine Monographie des Expressionismus mit einer Fülle von Material, darunter dankenswerterweise bezeichnende Ausschnitte und Leseproben aus einzelnen Werken. Duwe ist sichtlich bestrebt, allen Seiten insbesondere auch weltanschaulich gerecht zu werden. Freilich gibt es da nicht selten ganz schiefe Urteile, es werden uns Zusammenhänge zugemutet, die rein konstruiert sind. Das Wesentliche, weshalb z. B. Remarque mit seinem seinerzeit so viel Streit verursachenden „Im Westen nichts Neues" von der großen Mehrheit des deutschen Volkes abgelehnt wurde, übersieht Duwe völlig. Es ist dies die dem Hauptwerk Remarques innewohnende, das deutsche Empfinden oft verletzende Tendenz.

Dworczak, Karl Heinz: Das Leben Old Shatterhands. (Karl May-Verlag.) Eine fast psychoanalytische Deutung der auf reiches Tatsachenmaterial gestützten Lebensgeschichte

und der schriftstellerischen Tätigkeit des vielgeliebten Jugendschriftstellers. Manchmal trifft Dworczak den Nagel auf den Kopf: „Der junge Zwangsneurotiker mit dem stark ausgeprägten Selbstgefühl und der überhitzten Phantasie ist auf dem besten Wege, ein Schwindler, ein Hochstapler zu werden." (Man erinnert sich an Gottfried Kellers tiefsinniges Gedicht über des Dichters Begegnung mit einem Schulkameraden, der als Vagabund von einem Gendarmen eskortiert wird. Keller schließt ungefähr: Du ein Vagabund und ich ein Dichter, im Grunde kommt alles aus gleicher Wesensart.) In „Old Shatterhand", in „Kara Ben Nemsi" findet May sein Wunsch-Ich. Das Buch des Grazers Dworczak ist dessen von starkem Temperament durchglühte und von Liebe getragene Doktorarbeit.

Euringer, Richard: Dietrich Eckart. Leben eines deutschen Dichters. (Hanseat. Verlagsanstalt.) Eckart gehörte zu den ersten Getreuen um Adolf Hitler. Ohne Zweifel ein Charakter, ohne Zweifel ein begabter Mensch und Schriftsteller von Eigenwuchs und vielem Schwung. Der Tag und die Tagespolitik verschlangen ihn aber schließlich. Ob es auch, wenn er nur sich und seinem Schaffen gehören hätte können, zum Hohen und Höchsten gelangt hätte, steht dahin. Euringers flott geschriebene kleine Schrift gewährt vielen aufschlußreichen Blick in das Leben und das Ringen dieses leidenschaftlichen Kämpfers.

Fähre, Die: Englische Lyrik aus fünf Jahrhunderten. Übersetzt von Richard Flatter. (Herbert Reichner-Verlag.) Der hier dargebotene Auswahlband englischer Lyrik, vorwiegend aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, ist auch von dem als Shakespeare-Forscher und Übersetzer der Shakespeare'schen Sonette nicht unbekannten Richard Flatter. Die von großer Einfühlsamkeit zeugende Übersetzung bringt viel von Campion, Ben Jonson u. a. und schließt mit Keats (darunter die tiefergreifenden Sonette „An den Tod" und „An den Schlaf"). Stilvoll und einladend der grüne Leinenband.

Stefan George:

Georges Monumentalgestalt, dessen europäischer Ruhm, spiegeln sich in der immer höher anschwellenden Literatur über den Dichter. Sie kreist sowohl um das Private wie um seine Dichtung und seine prophetische Sendung. Sympathisch berührt das Büchlein seines kürzlich verstorbenen Verlegers Georg Bondi: Erinnerungen an Stefan George. (Georg Bondi.) Es will über den Bereich des Menschlich-Persönlichen nicht hinausgreifen und zeichnet uns den Dichter als eine durchaus gewinnende, umgängliche, mitunter sogar ausgesprochen liebenswürdige Persönlichkeit. Die kleine, auch mancherlei Anekdotischem Raum gewährende

Schrift bringt zum Schluß eine allerdings nur die Buchwerke Georges verzeichnende, bei weitem nicht vollständige Bibliographie. — Auch das Buch von Sabine Lepsius: Stefan George, Die Geschichte einer Freundschaft, 2 Teile (Verlag der Runde), behandelt mehr die privat-menschliche Seite des Georgischen Wesens. Die Verfasserin möchte gerne das Standbild Georges von den ihm beigegebenen falschen Zügen und den zahlreichen um die Gestalt gesponnenen Legenden und mystischen Beimischungen reinigen. Die Schilderungen erstrecken sich über die Jahre 1896 bis 1910. Man erfährt manches bisher noch Unbekannte, die Persönlichkeit Georges Aufhellende wie über den interessanten im Lepsiusschen Haus versammelt gewesenen Kreis (Simmel, Dilthey, Rilke, R. M. Meyer, Karl Gustav Vollmöller u. a.). Auch diese Freundschaft Georges schwindet wie so manche andere des Dichters dahin. Manches in dem Buche Wiedergegebene frappiert, man kommt sogar manchmal über das Gefühl des Peinlichen nicht hinaus — allerdings des Peinlichen nicht für George. Der 2. Teil der Publikation enthält, in eine Mappe gehüllt, mehr als ein Dutzend faksimilierter Briefe Georges und ebenso viele, bisher nicht bekannt gewordene Bildnisse des Dichters, deren Reproduktion uns für manche textliche Entgleisung der Verfasserin entschädigt. — Das Büchlein von Karl August Klein: Die Sendung Stefan Georges (Verlag der Rabenpresse) vermittelt uns die Erinnerungen des ältesten treuen Anhängers und Gefährten, darin sich eine unbedingte Verehrung des Meisters, auch schon zu Verzerrungen neigend, äußert. So u. a. an der Stelle, wo über das Verhältnis zwischen George und Hofmannsthal und der beiden Entfremdung gesprochen wird. Hofmannsthal wird knabenhafter Unverstand, dem Wiener kleinliche Überheblichkeit, „durch nichts beschwerte Leichtfertigkeit" vorgeworfen. Alles in allem: eine an sich fast rührende Apotheose des großen Freundes. — Das Buch von Albert Verwey: Mein Verhältnis zu Stefan George (Heitz & Co.) enthält die Erinnerungen des jahrelangen holländischen Weggefährten Georges aus der Zeit von 1895 bis 1918. Es ist ein schönes Gedächtnisbuch, heiß um Objektivität bemüht, in allem Wesentlichen, trotz späterem Abrücken von dem Freunde, der großen Persönlichkeit des Dichters gerecht werdend. Was die beiden auseinanderführte, war zutiefst in der so verschiedenen geistigen Struktur der Freunde gelegen. Verwey ist im Grunde immer reiner Holländer geblieben, bei aller geistigen Kameradschaft mit George Humanist, Westler, Realist. „Georges Aussicht war eine neue Religion, ausgehend von Deutschland und von

Deutschland der Welt auferlegt. Die meinige war eine Weltgemeinschaft ohne auferlegte Religionsformeln und worin jedes Volk seine Eigenart behält." In Deutschland erblickt Verwey das Land der „Personenvergottung". Hie bei George: Mahner, Prophet; bei ihm, Verwey: reines Dichter- und Künstlertum. Der Weltkrieg brachte die ehemaligen Freunde ganz auseinander. Verwey verwahrt sich auch gegen die in dem bekannten Werk von Friedrich Wolters: „Stefan George und die Kunst seiner Zeit" gegebene Darstellung von seinem Verhältnis zu George und wirft Wolters Verschweigung klarer Äußerungen vor. Abschließend sei hier gesagt: gerade das Bildnis, das Verwey von George zeichnet, erweist die volle Berechtigung der jetzt von einem neuen Geschlechte George entgegengebrachten Verehrung, in ihm einen Künder des Kommenden zu sehen. — Arvid Brodersen: Stefan George. Deutscher und Europäer. (Verlag der Runde.) Der Untertitel weist bereits auf hier behandelte Probleme hin. Der Norweger Brodersen erblickt in George den großen Nachfahren in der Reihe deutscher Dichter und Denker, die, wie Herder, Goethe, Hölderlin und Nietzsche, ebensogut Europäer wie Deutsche waren, die Deutsch und Europäisch im Grunde niemals zu scheiden vermochten. Der gelehrte Verfasser hat tiefsten Glauben an das deutsche Volk und dessen europäische Sendung. Dabei wahrt er, der mit großer Wärme für das neue Deutschland eintritt, im einzelnen durchaus seine Selbständigkeit. Beglückend die Form des Dargebotenen: Brodersen hat sein ursprünglich in norwegischer Sprache erschienenes Werk selbst in reines, schönes Deutsch übertragen. — In dem Werke Alessandro Pellegrini: Stefan George (Verlag der Runde) haben wir eine der bedeutsamsten Darstellungen der Persönlichkeit Georges und dessen Dichtung und Sendung vor uns. Sie ist von einem Italiener geschrieben, der im Dichtertum mystische, zur größten Einsamkeit verpflichtende Berufung erblickt. Vorfahren der Georgeschen Erscheinung sind ihm Plato, sind ihm die alten griechischen Philosophen; das Wesentliche der George'schen Dichtung sei ohne die große Urkunde der christlichen Lehre nicht zu denken, die Linie gehe weiter über Dante zu Goethe und Hölderlin. Georges Werk habe nicht aufgehört zu wirken. Nach Brodersens Meinung reicht dieser Einfluß bis auf Rilke und die Duineser Elegien. „Auch wir haben seinen Sängen gelauscht und wollen ihre Lehre empfangen nicht nur als große Dichtung, die uns in unserer Zeit zu hören gegeben ward, sondern als Stimme jener alten Wahrheit, die als Weihe gleichsam ein Zeitalter dem anderen weitergibt. . . ." Die auch sprachschöne Schrift stellt die erste

öffentliche Ausgabe dar. Der ihr zugrunde liegende italienische Urtext erschien in einer Ausgabe von nur 100 Exemplaren. — Dr. P. Cornelius Schröder O.F.M.: Der Glaube Stefan Georges in katholischer Schau. (J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung, Warendorf.) Der geistige Umbruch der Zeit finde in George den reinsten und stärksten Ausdruck. Das Letzte und die Wahrheit hätte auch George nicht gefunden, so groß sein Wort und seine Dichtung auch sonst gewesen seien. Nur im christlich-katholischen Glauben sei Halt, lägen Heilung, Heil und Zukunft. Die kleine Schrift verrät viel Einfühlsamkeit in das George'sche Werk. — Carl Josef Hahn: Gemeinschaftsbild und Gemeinschaftskraft Stefan Georges. (Akademischer Verlag, Halle.) In George — so meint der Verfasser — eine sich noch der klassisch-humanistische Persönlichkeitsbegriff dem umfassenden Volks- und Gemeinschaftsbewußtsein, die ewigen Werte des Menschen den ewigen Werten des Volkes. Bisher sei man aber dem Sinne des Georgeschen Werkes als einer Gemeinschaft der Menschen und der Idee nicht gerecht geworden. Dem will nun der Verfasser abzuhelfen suchen. Wem — fragen wir — ist mit dieser schwerfälligen, fast 10 Bogen füllenden und alles zersägenden Arbeit gedient? Wissenschaft des nicht oder kaum Wissenswerten!

Goethe.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausgegeben von Max Hecker. 21. Bd. — „Goethe", Vierteljahrsschrift der Goethe-Gesellschaft. Neue Folge des Jahrbuchs. — Schriften der Goethe-Gesellschaft: Wolfg. Goetz, „50 Jahre Goethe-Gesellschaft" — Werner Deetjen, „Das Haus am Frauenplan". Mit dem 21. Band (darin noch eine vortreffliche Rückschau Jul. Petersens über „Goethe-Verehrung in fünf Jahrzehnten", auch ein Nachruf auf Flodoard Freiherrn von Biedermann) hat das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft das Zeitliche gesegnet. An dessen Statt tritt nun die Vierteljahrsschrift „Goethe", die, im ersten Jahrgang bereits abgeschlossen, sich gut anläßt und offensichtlich bestrebt ist, ihrem Ziele zuzusteuern, die starren Formen historisch-philologischer Wissenschaftlichkeit durch Betrachtung zeitgerechter Aufgaben zu überwinden, innerlich beweglicher, dehnbarer zu sein als es dem Jahrbuch vermöge seiner Natur gegönnt war. Da und dort — wohl manchmal unvermeidlich — stößt man doch wieder auf die alte Weise und die alte Jahrbuch-Tradition. Der Fortschritt ist jedoch unverkennbar. Dankenswert sind die von Werner Deetjen im 48. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft zusammengestellten Dokumente und Stimmen von Besuchern des Goethehauses am

Frauenplan, ebenso die diesen Zeugnissen vorangestellte Skizze über die Geschichte dieses großen Wahrzeichens der Deutschen, darin dargelegt wird, wie zähem Widerstand und übelstem Familien-Egoismus begegnet werden mußte, um endlich — und das erst nach dem Tode des letzten Enkels im Jahre 1885 — das Haus dem gesamten deutschen Volke zugänglich und es zum Nationalgut zu machen. Der letzte Wille der Goethe-Enkel hat schließlich gutgemacht, was früher durch Jahrzehnte in Verkennung der Verpflichtung gesündigt worden war. — Josef A. Bradish: Goethes Beamtenlaufbahn. — Goethes Erhebung in den Reichsadelstand. — Goethe als Erbe seiner Ahnen. (Sämtliche drei Bände Veröffentlichungen des Deutschen Schriftstellerverbandes in New York.) Bradish, dem New-Yorker Germanisten, gebührt für seine Goethe-Arbeiten viel Dank. In dem Band „Goethes Beamtenlaufbahn" beschränkt sich der Verfasser durchaus nicht auf die Zusammenstellung bekannter Daten und Akten, sondern rückt auch manch bisher falsch Gesehenes ins richtige Licht. Alles Wesentliche, was Goethe selbst über seine Beamtentätigkeit geäußert und was andere darüber berichtet, ist hier peinlich sauber aufgezeichnet. Den ihn schier erdrückenden Beamten-Arbeiten entzog sich Goethe, wie man weiß, durch seine Flucht nach Italien, später dann freilich seine Verwaltungstätigkeit durch Sorge für die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten des Herzogtums in anderer Weise wieder aufnehmend. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit und, wie im Buch über Goethes Beamtenlaufbahn, die Goethekunde bereichernd, verfährt Bradish in seinem Werk über Goethes Erhebung in den Adelstand und den freiherrlichen Adel von Goethes Enkeln. Es wurde dabei das ganze in den Archiven von Wien und Weimar aufbewahrte Quellenmaterial herangezogen. In der 2. Abteilung werden sämtliche, zum Teil vielfach noch unbekannte Aktenstücke im Wortlaut veröffentlicht, der 3. Teil, der sich mit dem Thema „Goethes Enkel und der freiherrliche Adel" beschäftigt, bringt durch Veröffentlichung von bisher völlig unbekanntem Stoff mancherlei Überraschung. Die dritte von Bradish vorliegende Publikation, „Goethe als Erbe seiner Ahnen", stellt die Wiedergabe eines zur Goethe-Feier im Jahre 1932 in New York gehaltenen Vortrages dar. (Dieser Band und das Werk über Goethes Beamtenlaufbahn sind bei B. Westermann & Co. in New-York, die Publikation über Goethes Adelstand im Verlag Ad. Lorentz in Leipzig erschienen.) — Goethe-Kalender auf das Jahr 1936; auf das Jahr 1937. Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Mu-

seum. (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.) Jahr für Jahr konnten wir diesem auch durch sein einschmeichelndes Äußere wohlgeratenen Kalender freundliche Geleitworte mit auf den Weg geben. Alles damals gern gespendete Lob gilt auch den beiden letzten Jahrgängen. Was diese periodische Goethe-Publikation besonders auszeichnet, ist ihre Frische, ihre Farbigkeit und daß sie es glücklicherweise verstanden hat, der hier lauernden Gefahr der fachphilologischen Dürre zu entrinnen. Die vielen Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen, Porträten u. a. machen einem den Kalender noch lieber. Aus dem Jahrgang für 1936 seien Max Kommerells Beiträge über Goethes Gedichte und Ernst Beutlers, des verdienstvollen Leiters des Frankfurter Goethe-Museums und Herausgebers des Goethe-Kalenders, Aufsätze über Georg Faust aus Helmstadt besonders hervorgehoben. — Der Kalender für 1937 bringt uns u. a. Carossas prächtige, in der Magdeburger Goethe-Gesellschaft gesprochenen „Worte über Goethe", Franz Göttings abgerundetes Bild Jung-Stillings, ferner einen Aufsatz von Josef Rumpf-Fleck über „Neue Silhouetten aus dem Kreis des jungen Goethe". Hans Hildebrandt möchte uns überzeugen, daß ein aus der Züricher Lavater-Sammlung stammendes Bild Goethe darstellt. Im ersten Heft des 2. Bandes der Vierteljahresschrift der Goethe-Gesellschaft (1937) „Goethe" wird Hildebrandts These von einer Reihe auf dem Gebiete der Goethe-Ikonographie sachkundiger Männer heftig bestritten. Sehr scharf geht hier insbesondere Kurt K. Eberlein ins Zeug.

Goethes Ehe in Briefen. Herausgegeben von H. E. Gräf. Mit 12 Bildtafeln. (Rütten & Löning.) Mit dieser so anziehend ausgestatteten Neuausgabe wird die früher einmal vorhandene vollständige Ausgabe wieder hergestellt. (Die Ausgabe von 1921 enthält nur eine Auswahl der Briefe.) Der vorliegende Neudruck der älteren Ausgabe erhielt überdies noch Zuwachs durch den Beitrag Wasielewskis, der in einer gedrängten Darstellung die Ehegeschichte Goethes schildert. Und was Christiane ihrem Grundwesen nach war, weiß jeder Goethe-Freund: eine durch und durch tätige, lebenslustige, für das Leibliche ihres Gatten treu sorgende Hausfrau, kein Schöngeist, keine problematische Natur, der „Bettschatz" des Großen, der an ihr Genüge fand. Das der früheren Ausgabe beigefügte Namensregister hätte man nicht weglassen sollen, wie es leider diesmal geschehen ist.

W. H. Bruford: Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethe-Zeit. — Alfred Nollau: Das literarische Publikum des jungen Goethe von 1770 bis zur Übersiedlung nach Weimar. (Beide Hermann

Böhlaus Nachfolger.) Beide vorzüglichen Bücher erschienen in der verdienstlichen, von einem großen Stab angesehener Gelehrter herausgegebenen Sammlung „Literatur und Leben". Die hier angewendete literarsoziologische Methode ergibt reichen Gewinn. Brufords, des Edinburgher Germanisten, Untersuchungen erstrecken sich auf die Darstellung der politischen Struktur Deutschlands im 18. Jahrhundert, der alten wie der neuen Gesellschaftsordnung, wobei das Weltbild des Bürgers und der freien Berufe entwickelt wird. In einem Kapitel „Der Beruf des Schriftstellers" verbreitet sich der Verfasser über den politischen und sozial-wirtschaftlichen Einfluß auf die Literatur, hiebei die allerdings längst bekannte Tatsache verzeichnend, daß das Deutschland der Goethe-Zeit selbst in seinen gebildeten Schichten nicht einmal auch nur goethenahe gewesen wäre. „Das Deutschland der Dichter und Denker sei nur eines unter den vielen, die gleichzeitig bestanden." Der große Teil des deutschen Volkes habe im besten Falle nur äußerlich dem Genius gehuldigt: die politisch-soziale Struktur sei Ursache der Zeitfremdheit der Klassik gewesen. Nicht die „klassische", sondern die Gebrauchsliteratur hätte den größten Anklang unter den deutschen Bücherlesern gefunden. Aber war das nicht immer so? Es ist im Grunde stets nur eine dünne Oberschicht, die neuer Entwicklung folgt und dem neuen Großen zugetan ist. Die heimliche Tragik der deutschen Klassik ist unseres Erachtens auch die Tragik der großen Literatur in allen anderen Ländern, mag man immer nachzuweisen versuchen, daß außerhalb Deutschlands eine nationalstaatliche bessere Entwicklung ein besseres Verständnis für wirklich bedeutendes Schrifttum begünstigt hätte. Das Fehlen einer Hauptstadt, eines geistig-politischen Zentrums, die politische Zerklüftung mögen wohl schon in der klassischen Zeit zur geistigen Rückständigkeit und dem Mangel eines deutschen Stils beigetragen haben, im wesentlichen hätte auch unter anderen politischen und sozialen Verhältnissen die Masse der damals lebenden bürgerlichen Schichten den Weg zu Goethe und Schiller kaum so bald gefunden. Brufords Werk besticht durch farbige Schilderung der damaligen gesellschaftlichen Zustände, ist reich an Tatsachenmaterial und an gedankenreichen Anregungen. — Alfred Nollau untersucht in seinem Werk „Das literarische Publikum des jungen Goethe" zunächst den „Ruhm" des jungen Goethe nach Veröffentlichung des Götz' und des Werthers. Goethe habe immer nur „die literarische Gemeinschaft" im Auge gehabt, an Publikum im heutigen Sinne habe er nie gedacht. Literarische Gemeinschaft und literarische Öffentlichkeit seien zwei ganz verschiedene Dinge, wie sich aus

so vielen Zeitkritiken des Götz' und des Werthers ergebe. In der „Gemeinschaft" allerdings entzünde sich allsogleich der Enthusiasmus für den Götz sowohl wie für den Werther, in der breiten Öffentlichkeit entstand aber immer wieder Streit über den Wert der Dichtungen, stand Urteil gegen Urteil. „Aber von den Werken selbst scheint eine Kraft und ein Wille auszugehen, der die literarische Öffentlichkeit nicht zu Ruhe kommen läßt. . . . Die nachahmende Literatur wächst heran, überwuchert die Schöpfung des Genies und banalisiert seine Gestaltungen." Zur Illustration seiner Betrachtungen fügt der Verfasser seinem Buch sehr willkommene Neudrucke bisher unbekannter Götz- und Wertherkritiken der damaligen Epoche bei. — „Trost bei Goethe." Ein Buch des Trostes, der Freude, der Liebe, der Liebeskunst und des Glückes. Herausgegeben von H. Tieck. (Speidel'sche Verlagsbuchhandlung.) Das reizvolle Äußere des Büchleins schlägt jeden gleich in Bann. Die darin ausgestreuten Goethe-Aussprüche bringen durchaus nicht landläufige Zitate, wenn sie auch vielfach schon in ähnlichen Sammlungen aufgeführt werden. Die von Houston Stew. Chamberlain einmal herausgegebene Auswahl „Gedanken aus Goethes Werken" (nach einem für das Haus Wahnfried zusammengestellten Kalendarium des Bayreuthers Hermann Levi) gräbt viel tiefer und bringt Abgelegeneres, weniger Bekanntes, doch dafür um so Herrlicheres aus den Prosawerken und den Briefen Goethes. Doch das nur nebenbei. Die Freude an dem einschmeichelnden, apart ausgestatteten, auf dem vorderen Deckel die Handschrift Goethes tragenden Büchlein wird dadurch nicht gemindert.

Gregor, Josef: Shakespeare. Der Aufbau eines Zeitalters. (Phaidon-Verlag.) Ein Werk des bedeutenden Theaterfachmannes über ein Thema wie Shakespeare kann von vornherein auf größtes Interesse rechnen. Mit Verve und reichster Tatsachenkenntnis geht Gregor seinen Gegenstand an, wobei er, wie sich das bei ihm von selbst versteht, das Theater in den Mittelpunkt seiner weit gesponnenen Betrachtungen rückt, zunächst das „praktische", dann das „geistige" Theater Shakespeares, wie er das nennt. Vorzüglich unterkellert ist die Monographie auch durch die Sinndeutung des Shakespeareschen Zeitalters, dessen politische und gesellschaftliche Struktur gründlich durchleuchtet wird. Der Verfasser weiß uns auch viel Bedeutsames über die zeitweise Abkehr von Shakespeare wie über dessen mächtigen Weltaufstieg zu sagen. Viel verspricht sich Gregor von der gegenwärtigen deutschen Bühne, die neuen Glanz über die Shakespearische Kunst zu breiten sich anläßt. Das bedeutende Werk konnte nur ein vom Theater geradezu besessener Fachkundiger

schreiben. Der Phaidon-Verlag, der bereits Gregors „Weltgeschichte des Theaters" herausgebracht, hat sich in gewohnter Weise wieder alle Mühe gegeben, das Buch auch äußerlich prächtig zu gestalten: nicht weniger als 136 Abbildungen auf Kupfer-Tiefdrucktafeln (Shakespeare-Bildnisse, Shakespeare-Stätten, Faksimile-Wiedergaben Shakespearescher Handschriften und erste Ausgaben, Rollenbilder und vieles andere) bereichern das schätzenswerte Werk.

Gundert, Adele: Marie Hesse. (Verlag Gundert, Stuttgart.) Das ist das fast ergreifende Lebensbild der Mutter eines Dichters, der Hermann Hesse heißt. „Ich habe Leser und Erzähler und Plauderer von Weltruhm gehört und fand sie steif und geschmacklos, sobald ich sie mit den Erzählungen meiner Mutter verglich.... Ich sehe Dich noch, meine Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen braunen Augen." So haben wir's seinerzeit im „Hermann Lauscher" gelesen und so erblicken wir sie wieder in diesem Erinnerungsbuch aus Briefen und Tagebüchern, diese tapfere, pflichttreue, hingebende und opferfreudige, tief religiöse Frau, der aber nichts Frömmlerisches anhaftete und die im Goetheschen Sinne eine große Natur war. Tochter des evangelischen Orientalisten und Missionärs Dr. Hermann Gundert, in Indien geboren, dann nach Europa zurückgekehrt, verheiratet sie sich nach abermaligem Aufenthalt in Indien mit einem evangelischen Missionär und geht nach dessen Ableben eine zweite Ehe mit Johann Hesse ein, dem Vater unseres Hermann Hesse: das ist der äußere Lebensgang dieser Frau. „Am Montag, 2. Juli 1877, nach schweren Tagen, schenkte Gott in seiner Gnade abends ½7 Uhr das heißersehnte Kind, unseren Hermann, ein sehr großes, schweres, schönes Kind, das gleich Hunger hat." Dem Lebenslauf dieser prächtigen Frau in ihren 40 Jahre lang fast lückenlos geführten Aufzeichnungen und Tagebüchern zu folgen, bereitet hohen und reinen Genuß, zu dem auch die beigegebenen hübschen Bilder von Gunter Böhmer ein Übriges beitragen.

Handel-Mazetti, Enrica v.: Jesse und Maria. (Kösel & Pustet.) Wir möchten wünschen, daß diese wohlfeile, würdig ausgestattete Jubiläumsausgabe des hohen Ruf genießenden Hauptwerkes der oberösterreichischen, für das neuere katholische Schrifttum repräsentativen Dichterin, das vor 30 Jahren, damals gerade von katholischer Seite nicht unangefochten, herausgekommen ist, dem heutigen Geschlechte viele neue Leser und damit dankbare Freunde zuführe.

Haringer, Jakob: Vermischte Schriften. (Anton Pustet.) Vor Jahren schon haben wir seiner rühmend gedacht und doch steht er noch immer abseits, dieser vollwertige, vollblütige Dich-

ter, steht immer noch eigentlich im Dunkeln trotz Gerhart Hauptmann-Preis, nur von wenigen, allerdings Besten gekannt, dieser Lyriker mit seinen ergreifend tiefen, von schwerster Wehmut getränkten Versen, einsam trotzig in diesem bitter-süßen Menschenland und doch auch wieder aufgeschlossen der Welt und ihrer Schönheit. Unstet und schweifend kehrt er immer wieder zurück in seine Salzburger Heimat. Haringer hat im Laufe der Jahre eine Unzahl Gedichtbände veröffentlicht, von denen viele kaum mehr auffindbar sind. Aus dieser reichen Saat wird nun in diesem Band „Vermischte Schriften" eine Auslese geboten, auch einige Prosastücke, autobiographische Bekenntnisse, Aufsätze über Salzburg, über die „Liebe zu den Büchern" (den wir in unserem Jahrbuch einmal veröffentlicht haben), Übertragungen ostasiatischer, französischer Dichter u. a. schließen sich an. Vielleicht geht doch einmal Haringers Stern voll auf, der längst schon über seiner Dichtung leuchtet.

Haueis, Albert: Hans Carossa. (Herm. Böhlaus Nachfolger.) Groß und geheimnisvoll, schlicht und rein treten uns Dichtung und Mensch Carossa entgegen. Von allen Wesentlichen geliebt, bezaubert uns dieser große künstlerische Mensch durch Vers und Prosa, diese herrlichen Verse und diese einfache, edel dahinfließende und doch wieder festgerahmte füllige Prosa. Wirklich: es eignet ihm das Goethesche Auge, immer wieder nimmt er uns ganz, und wir werden selbst ruhiger und gelassener durch seine sachliche Ruhe, die Ruhe eines Wirklichkeitsmenschen und Sternguckers und Träumers zugleich. Tröstend, aufbauend und erbauend ist diese Dichtung, von Weisheit und Schönheit schwer, großzügig frei und dabei doch von hoher Sittlichkeit getragen. Wieder einmal ist hier etwas von Goetheschem Wesen der Welt geschenkt. Vor vielen Jahren schon hat O. E. Hesse den Dichter liebevoll zu erfassen versucht, „den der echte Ruhm, der stille und jener, der mit der Zeit sich um ihn legte, wie eine Feierlichkeit umglänzt". Haueis unternimmt nun nach geisteswissenschaftlicher Methode das gleiche. Neben Carossa, dem Sprachgewaltigen, stehen noch Rilke und George, steht vielleicht noch mit seiner großen, formstrengen Lyrik jetzt unser österreichischer Josef Weinheber. Haueis deutet uns den Dichter eindringlich, klug, gewandt und ganz von seiner Sache und seiner Verehrung erfüllt. Das Buch führt in seinem Anhang noch Literaturangaben zu Carossa.

Hugo Hofmannsthal:

Briefe 1890 bis 1901. (S. Fischer.) — Dramatische Entwürfe aus dem Nachlaß. (Verlag der Johannespresse, Wien.) — Der Briefwechsel Hofmannsthal—Wildgans, herausgegeben von Josef Bradish. (The Franklin Press, Zürich.) Schon das sei-

nerzeit veröffentlichte, für die Erkenntnis des Hofmannsthalschen Wesens bedeutsame Selbstbekenntnis „Ad me ipsum" hat mit der zum Überdruß immer wieder aufgetischten Abstempelung Hofmannsthals als eines dekadenten, blutlosen, weltfremden Ästheten aufgeräumt. In den nun zugänglich gemachten Jugendbriefen wie in dem Briefwechsel des reifen Dichters mit Wildgans wird diese Legende völlig zerstört. Schon Loris und Theophil Morren geht es um den blutvollen Menschen, schon der Jüngling — die Jugendbriefe reichen vom 16. bis ungefähr zum 27. Lebensjahr — hat das Bedürfnis, „nach den vielen Büchern einmal die lebendigen Bücher, die Menschen, aufzublättern". Nichts, was ihn nicht fesselt, nichts, was er von seinem Gesichtskreis fernzuhalten wünscht. Es sind ältere Menschen, zu denen es ihn hinzieht und mit denen er Aussprache hält (Bahr, Schnitzler u. a.). Zum Freundeskreis gehören Ferd. v. Andrian, Klemens v. Franckenstein, der gegenwärtige österreichische Gesandte in London. Nadler meint einmal: Hofmannsthal sei nicht frühreif, sondern gleich reif gewesen. Aber neben dieser erstaunlichen Reife stoßen wir nicht selten auch auf Naivität. Vielleicht erst diese Jugendbriefe erschließen, wie von diesem jungen Menschen ein solcher Zauber auf seine Umwelt ausgehen konnte. Er saß in keinem Elfenbeinturm, er war eine die Menschen suchende, fast redselige Natur, der auch sich selbst nichts vorzumachen wünscht und vom ersten Tag an redlich strebt. Romanität, Katholizismus und Deutschheit, alles noch durchtränkt vom Wesen und der Luft des österreichischen Menschen, vereinigen sich bereits in dem jungen Poeten. Ungemein sympathisch seine ständigen Briefe an die Eltern, die allein nur zu lesen großen Genuß bereitet. — Aufschlußreich ist auch des Dichters Briefwechsel mit dem fast um ein Jahrzehnt jüngeren Anton Wildgans. Sie haben einander gesucht, kaum je aber ganz gefunden. Es ist ein achtungsvolles Präsentieren vor einander. Jahren der Entfremdung folgen wieder gegenseitige Annäherungsversuche, wobei doch immer wieder die andersartige Natur der beiden hervorbricht. Einig waren sie in der großen Liebe zu ihrem Österreich. Doch die starke nationaldeutsche Grundeinstellung Wildgans' schlägt auch hier durch; Wildgans glaubt „nur an die ethische Kraft eines Staates von verschiedenen Nationalitäten, wenn eine von ihnen hegemonisch überwiegt". Und das kann für Wildgans nur der deutsche Stamm in Österreich sein. Die Veröffentlichung des manchmal geradezu dramatisch zugespitzten, für die literarische Forschung ungemein wertvollen Briefwechsels zwischen Hofmannsthal und Wildgans verdanken wir dem auch durch seine Goethe-Publi-

kationen verdienstvollen New-Yorker Germanisten Josef Bradish, der ihn in der vom Verbande deutscher Schriftsteller und Literaturfreunde publizierten Schriftenreihe von New York herausgab. — In den „Dramatischen Entwürfen" finden wir zehn begonnene Arbeiten, meist nur skizzenhaft gehalten, wie sie dem Dichter der Augenblick eingegeben hat, der sie, oft nur einem plötzlichen Einfall nachgebend und von einer ungefähren Stimmung angeregt, in rasch hingeworfenen fragmentarischen Notizen niederschreibt. Dem einen oder anderen Entwurf begegnete man bereits in Zeitschriften, die größere Anzahl wird hier zum erstenmal veröffentlicht. Sie reichen von der Jugendzeit („Alexanderzug", 1893) bis unmittelbar in das letzte Lebensjahr („Essex und sein Richter"). Sehr bedeutungsvoll für die Erkenntnis der Hofmannsthalschen Dichtung ist die Notiz zum Priesterzögling (1919), zu der der Herausgeber H. Z. (Hofmannsthals Schwiegersohn Prof. Heinrich Zimmer) bemerkt: „Die Notizen zum Priesterzögling skizzieren Grade des Wissens, Typen der Eingeweihten mit verschwiegenen Fingerzeigen auf die eigene Person, die nur wie zu eigenem Gebrauch verzeichnet sind. Es liege hier eher ein Zeugnis ‚ad me ipsum' vor: Rückblick des Dichters auf die eigene Gestalt und ihre inneren Wege. ..." Der Verlag der Johannespresse hat das nur in einer einmaligen Auflage von 520 Exemplaren gedruckte Buch sehr einladend ausgestattet. — Karl Jacoby: Hugo v. Hofmannsthal-Bibliographie. (Maximilian-Gesellschaft.) Das ist wohl eine der schönsten und besten, vielleicht die beste und schönste Bibliographie, die je über einen Dichter herausgegeben worden ist. Karl Jacoby gebührt das Verdienst dieser hochwillkommenen Arbeit. Sie stellt die Krönung aller bisherigen Versuche einer Hofmannsthal-Bibliographie dar. Zuerst war es Herbert Steiner, der sich 1914 in der „Bücherstube" an eine bibliographische Zusammenstellung über Hofmannsthal herangemacht hat; dann erschien in Will Vespers Zeitschrift „Die schöne Literatur" eine freilich noch recht unvollständige Bibliographie über den Dichter, bis dann endlich Karl Jacoby im 5. und 6. Jahrgang des „Imprimatur" die sich gestellte Aufgabe einer umfassenden Bibliographie fast völlig meisterte. Nun legt uns der begeisterte Hofmannsthal-Verehrer und getreue Bibliograph diese seine Arbeit in einem geschlossenen Buch ganzen, da und dort noch seine frühere Zusammenstellung erweiternd, vor. Das Buch erschien als Handpressendruck der Officina Serpentis und als Publikation der Maximilian-Gesellschaft in 400 Exemplaren, von denen 175 Exemplare, und zwar in der Reihe der „Hamburger Beiträge zur Buchkunde"

(Verlag Dr. E. Hauswedell & Co., Hamburg), in den Handel gelangten. Sowohl inhaltlich wie der Druckgestaltung nach ist die Bibliographie überaus glücklich gestaltet. Sie gliedert sich nach drei Hauptabschnitten. Im ersten, systematischen Teil werden die einzelnen Ausgaben, gesammelten Schriften und Gesamtausgaben, Geleitworte und Sammlung fremder Werke wie die Vertonungen bibliographisch verzeichnet, im zweiten Teil (Annalen benannt) die Veröffentlichungen in den Tageszeitungen, Sammelwerken und Zeitschriften bibliographisch beschrieben sowie auch die Buchausgaben in zeitlicher Folge registriert. Der dritte Teil ist der Verzeichnung der wichtigsten Veröffentlichungen über den Dichter und sein Werk gewidmet. Jeder Bibliophile weiß, welchen Wert Hofmannsthal auf die äußere Form seiner Bücher legte, wie viele seiner Dichtungen und Beiträge als Privatdrucke erschienen sind, wie viele angesehene Pressen sich um die Drucklegung seiner Werke beworben haben (Bremer Presse, Ernst Ludwig-Presse, Janus- und Rupprecht-Presse, der Verlag der Johannes-Presse in Wien [siehe oben]), und auch der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft war es gegönnt, sein Jugendwerk „Das Bergwerk von Falun" zum erstenmal in einem geschlossenen Buchwerk durch die Officina Vindobonensis herauszubringen. All das ist fein säuberlich hier aufgezählt, gute, vorzügliche Übersicht gewährende Register gehen einem überdies noch an die Hand. Es wird wohl nur ganz weniges nachzutragen sein. Der gewissenhafte und überaus bewanderte Verfasser dieser müstergültigen bibliographischen Arbeit sagt gewiß nicht zu viel, wenn er in berechtigtem Stolze meint, daß hier „die Bibliophilie im Lauf von Jahrzehnten eine bibliographische Ehrenpforte einem Großen der Nation errichtet hat".

Jacobsen, J. P.: Sämtliche Werke. (Hesse & Becker.) Diese Neuausgabe des gesammelten Werkes des großen dänischen Dichters wird allen erforderlichen Ansprüchen gerecht. Der Druck ist klar, ebenso ist der Einband in seiner schlichten Bescheidenheit durchaus anständig, das Ganze — ein besonderer Ausstattungsdruck war ja nicht vorgesehen — macht soliden Eindruck. In die Übersetzung teilt sich eine Reihe von bekannten Schriftstellern und Gelehrten (Mathilde Mann, Adolf Strodtmann, Robert F. Arnold, Ella Brand).

Katann, Oskar: Katholische Literaturbetrachtung. Wesen und Genesis. (Reinhold-Verlag.) Eine in ihrer Knappheit treffliche Arbeit, die uns einen gewinnbringenden Überblick über die letzten hundert Jahre katholischer Literaturbetrachtung gewährt. Die in dem Sammelband „Katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart"

abgedruckte ähnliche Betrachtung stammt gleichfalls aus der Feder des Verfassers. Aufschlußreich auch die Zusammenstellung von Äußerungen einer Reihe hervorragender Vertreter der katholischen Weltanschauung über ihr Verhältnis zu Goethe. Mit schönem Bekennermut erklärt der Verfasser: „Die weltanschauliche Betrachtung muß sich vor einem doppelt in acht nehmen. Zuerst vor der Charakterlosigkeit, denn sonst sägt sie den Ast ab, auf dem sie sitzt. Aber in demselben Maß muß man einer Versimpelung aus dem Weg gehen, einer Engstirnigkeit, die unnötigerweise den Genuß verleidet." Ein im besten Sinne bei aller Verbundenheit mit dem katholischen Gedankengut freier Geist, der auch als Kulturphilosoph schon manches Bedeutsame zu sagen gewußt, waltete hier seines Amtes.

Keller, Gottfried: Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von Jonas Fränkel. Bd. 14: Gedichte 1846. (Verlag Benteli, Bern.) Der Band ist eine der größten literarischen Sensationen der letzten Jahrzehnte: was wir bis zu dieser Enthüllung als ersten Gedichtband des schweizerischen Dichters (Heidelberg bei Winter 1846) hinnahmen, stellt eine durch fremde Hand vorgenommene „Verschlimmbesserung" der ursprünglichen Fassung dar. Der, der sich solcher Untat schuldig gemacht hat, ist August L. Follen gewesen, als junger Burschenschafter die Seele der „Unbedingten", der sich auch durch seine wortberauschten Strophen einen Namen zu machen gewußt. Follen war dann später in den vierziger Jahren Mitinhaber des Fröbelschen Verlages geworden und so auch an den jungen Dichter Keller geraten. In seiner schulmeisterlichen Art — immer noch und immer wieder der Radikale, der Rhetor, der Parteimensch, der lärmende Demagoge — nimmt er nun die Dichtung Kellers in einer Weise in Behandlung, daß man es heute kaum fassen kann, wie das alles nur möglich war und wie es geduldet werden konnte. Wie viel hier von der ursprünglichen Sprach- und Bildherrlichkeit des Kellerischen Gedichtes verlorengegangen ist, wie die Gedichte des jungen Poeten „bereinigt" worden sind, enthüllt der Band auf das schmerzlichste. Hier nur ein Beispiel; wir lassen dabei den Herausgeber sprechen: „Ein Gedicht von wundervoller Zartheit der Farben („Herbst" V) malt das Zwielicht, das über einer trüben Herbstlandschaft liegt: das spärliche Tageslicht glimmt wie Lampenschein in einer Gruft, Hoffnungen und Untergangsstimmungen lösen einander ab.

Ich aber schaue innerlich
Still lächelnd zu in guter Ruh',
Und meine Seele rüstet sich
Ergebend ihrem Schicksal zu.

So schließt das Gedicht. Ein Eingehen des Menschen in die Landschaft. Doch Follen duldet keine Passivität. Er tilgt die Schlußstrophe und schreibt:

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Späht mit des Feldherrnauges
Ruh':
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Aus dem Sichergeben in das Schicksal wird ein Kampf mit dem Schicksal. (Die Strophe hat das Gedicht getötet. Es wird erst heute seine schönen Augen aufschlagen!)"

Wie unendlich schwer es gewesen ist, die ursprüngliche Fassung wieder herzustellen, uns den echten Keller wieder zu schenken, das alles lese man bei Fränkel in dem 150 Seiten starken Anhang des Bandes nach, der uns über die Lesarten und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Gedichte reichlich Aufschluß gibt. Der Herausgeber der kritischen Gottfried Keller-Ausgabe hat sich nur schon mit diesem Band das größte Verdienst um den schweizerischen Dichter und damit um die deutsche Literatur erworben. „Fränkels Ausgabe" — schrieb kurz vor seinem Tode noch Konrad Burdach — „kredenzt allen Menschen, die deutsche Sprache reden und die Wunder ihrer Ausdrucksmöglichkeit in sich aufnehmen wollen, den goldenen Wein Kellerscher Dichtung in leuchtenden, lockenden Pokalen." — Der Band ist auch äußerlich durch seinen schönen Druck und seinen stilvollen Einband wohltuend geraten.

Hier an dieser Stelle ist auch passende Gelegenheit, ein anderes, freilich weniger aufreizendes als vielmehr ergötzliches Kuriosum zu erwähnen. Es führt den Titel: Charles W. Zippermann (von der New-Yorker Universität [!]). Gottfried Keller: Bibliographie 1844 bis 1934. (Rascher & Cie.) Der Fall ist bereits anderwärts angenagelt worden. Daß ein Bibliograph nicht alle zu verzeichnenden Werke persönlich einsehen kann, ist verständlich. Was aber hier von einem Gelehrten geleistet worden ist, geht doch über die Hutschnur. Was würde man von einem Schiller-Bibliographen sagen, der etwa alle Schriften, die von Leuten herausgegeben worden sind, die Friedrich Schiller heißen, unter den Werken des großen Dichters aufführte? So ungefähr verfuhr Herr Zippermann bei Gottfried Keller. Da gibt es eine Inauguraldissertation (Aarau) eines Gottfried Keller: „Der Staatsbahngedanke bei den verschiedenen Völkern historisch dargestellt, wohlgemerkt erschienen im Jahre 1897. Macht nichts, daß der „Grüne Heinrich" schon längst im Jenseits träumt, muß das ein Bibliograph wissen? Ferner: „Die neue Zivilprozeßordnung für den Kanton Aargau" (1902!) erscheint gleichfalls unter den Schriften des Dichters Gottfried Keller. Wirklich alles recht lustig!

Langenbucher, Hellmuth: Nationalsozialistische Dichtung. (Junker & Dünnhaupt.) Die Schrift eines leidenschaftlichen Parteimannes, dessen Betrachtungen und Beurteilungen nirgends den Parteimenschen verleugnen, der aber

durchaus nicht blind ist für die vielen Machwerke, die sich das Parteihemd anlegen, und der sich nicht scheut, der konjunkturgezeugten Phrase scharf an den Leib zu rücken.

Literaturgeschichte, Deutsch-österreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Eduard Castle. Dritter = Schlußband. 1848 bis 1918. 12. Lieferung. (Carl Fromme.) Das große Werk steht unmittelbar vor seinem Abschluß. Seine bedeutenden Verdienste sind an dieser Stelle im Laufe der Jahre wiederholt hervorgehoben worden, doch muß auch seiner Mängel und Unterlassungen gedacht werden. So ist die bloße Häufung von Namen gänzlich unbedeutender Autoren geradezu verwirrend. Da hat, sagen wir, irgendwo im deutschen Siebenbürgen, ein Dichterlein ein Bändchen Verse verbrochen: er wird aufgeführt. Hingegen werden — gar nicht im Einklang mit dem sehr löblichen Bestreben des Werkes, auch der Kulturgeschichte und geistigen Entwicklung Österreichs das Augenmerk zuzuwenden — bedeutsame, das kulturelle Leben bereichernde Unternehmungen, Zeitschriften- oder Jahrbücherfolgen entweder überhaupt nicht erwähnt oder ihre Verzeichnung wird in das Hinterhaus (oder Unterhaus) der Anmerkungen verwiesen. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten eines Werkes, das sich aus Beiträgen so vieler Mitarbeiter zusammensetzt. Immerhin wäre eine straffere Fassung und Ordnung des Materials durch den Hauptherausgeber am Platze gewesen, wobei dessen schöne Gesinnungsduldsamkeit gegenüber den verschiedenen weltanschaulichen Einstellungen der einzelnen Mitarbeiter gerne anerkannt sei. Der literarhistorische Wert des in dieser großen Unternehmung zusammengetragenen Materials bleibt unbestritten.

Lucka, Emil: Die Verwandlung des Menschen. (Rascher & Cie.) Seinen nicht wenigen kulturhistorischen Schriften und philosophischen Büchern — darunter vor allem die „Grenzen der Seele", die „Drei Stufen der Erotik", das Werk über Dostojewsky und den Jugendfreund Otto Weininger — fügt hier der auch als Roman- und Novellendichter im Ruf stehende, eben 60 Jahre alt gewordene, immer reichlich schöpferische Emil Lucka einen neuen vielgestaltigen Essayband an. Von der Vielfältigkeit seiner Betrachtungen mögen schon die Überschriften einiger hier vereinigter Aufsätze zeugen: „Die Mode", „Der Tanz", „Tragische Heiterkeit", „Konversation und Geschichte", „Der Sinn des Lebens", „Ist heute Mythos möglich?", „Die zu kurz Gekommenen". Als einen der schönsten Essays genießt man die geistvolle, auch sprachlich bezaubernde Betrachtung über „Die Alternden und die Reifenden". Viel Tiefes wird auch in der knappen Studie „Die Orgie" gesagt. Es steckt viel Wissen, viel Weis-

heit und viel großes, edles Verständnis in diesen Untersuchungen über die heutigen sehr einschneidenden und wesentlichen Verwandlungen der Seele des Menschen, alles gesehen von einem Denker, der auch ein Dichter ist.

Pfeiffer, Johannes: Umgang mit Dichtung. (Felix Meiner.) Eine außerordentlich hervorragende Arbeit, die jedem, dem es ernst um die Dichtung ist, dem es nicht nur um „Zerstreuung", um „Unterhaltung", gerade nur um eine Stunde des sogenannten „Zeitvertreibs" zu tun ist, aufs allerwärmste empfohlen sei. So gering verhältnismäßig der Umfang der Schrift ist, um so gewichtiger ist das, was darin steht. Daß diese Betrachtungen aus Vorlesungen an einer Volkshochschule, der Bremer, entstanden sind, erhöht ihren Wert: weichen sie doch der gewissen „volkstümlichen" Darstellung in weitem Bogen aus, ohne der Einfachheit und der Klarheit zu entbehren. Ein verwandtes Thema hat Pfeiffer bereits mit seinem vor einigen Jahren erschienenen Buch „Das lyrische Gedicht als ästhetisches Gebilde" angeschlagen. Hier setzt er seine Bemühung um den Wesensbau und den Sinngehalt der Dichtung in überaus einprägsamer, auch sprachlich beglückender Form fort. Überzeugend und schlagend sind die mitgeteilten Proben, meist aus der neueren Lyrik gewählt, diese Gegenüberstellung von Echt und Unecht, Ursprünglich und nicht Ursprünglich, Gestaltetem und Geredetem und nur Gereimtem. Hier spricht und lehrt einer, der in die Seele der Dichtung tief geblickt, der den Dilettantismus gleichermaßen wie das bloße Könnertum oder gar die Fälscher und Schwindler aus dem Tempel weist. Die Lektüre der wertvollen Schrift bringt genußreichen geistigen Gewinn.

Rall, Theodor: Das katholische Schrifttum gestern und heute. (Benzinger & Cie.) Wie weit der Verfasser seine Kreise zieht und was er alles unter katholischem Schrifttum verstanden wissen will, möge das Bekenntnis zeigen, daß in seinem Sinne die so argen Sünder Baudelaire und Verlaine, Rimbaud und Oscar Wilde in das katholische Schrifttum einzureihen seien, indes mancher Familienblatt-Poet trotz seiner Tugend und seinem katholischen Taufschein mit katholischer Dichtung nichts gemein habe. Als Meister der Dichtung an der Peripherie und im Bereich des Katholizismus werden George, Rilke, Hofmannsthal genannt, denen ein besonderes Kapitel gewidmet ist; als führende Wegbereiter der heutigen katholischen Dichtung nennt Rall Schaukal, Stehr, Carossa, Schnack. Auch der Expressionismus findet Gnade vor seinen Augen. Als die eigentlichen Vorkämpfer des künstlerischen Umsturzes im katholischen Umkreis nennt er Reinhard Johannes Sorge und Hugo Ball. Der katholische Expressionismus sei vertreten u. a. durch Ruth Schaumann, Gertrud v. Le Fort, Elisabeth Langgässner, Erika

Spann-Rheinsch, Regina Ullmann. Mell, Henz, Schreyvogl, Zernatto, Waggerl, u. a. sind ihm die wesentlichen Repräsentanten der zwischen Expressionismus und neuer Sachlichkeit stehenden katholischen Dichtung Österreichs. Die katholische Schau erstreckt sich auch auf die fachwissenschaftliche Prosa, auf das philosophische, essayistische und kritische Schrifttum (Carl Schmitt, Othmar Spann, Josef Nadler u. a.). Gipfel und Meister des gesamten deutschen katholischen Schrifttums ist ihm Theodor Haecker, der „letzte und erste Römer, der die Pforte des seligen Seins hütet, ein gewaltiger Denker, ein großer Einzelner". Der katholische Bogen ist, wie man sieht, sehr weit gespannt. Der Verfasser ist jedenfalls ein sehr weitherziger Beurteiler, der seine Sache mit nicht wenig Geist und Wärme vertritt, dabei freilich viele wesentliche Unterschiede kaum beachtet und die zwischen den einzelnen dichterischen Gruppen vorhandenen Grenzen häufig verwischt.

Rilke:

Wir möchten aus der fast beängstigend anschwellenden, auch viel Schwatz und Schmus mit sich führenden Flut der Rilke-Literatur nur wenige Erscheinungen hervorheben. Vor allem sei auf das inhaltsreiche Rilke-Heft von „Dichtung und Volkstum", der neuen Folge des „Euphorion" hingewiesen, das, als Sonderheft des Jahrganges 1936 erschienen, eine Reihe größerer Abhandlungen über Rilkes Persönlichkeit und Dichtung vereinigt, des weiteren auf das „Rilke-Sonderheft des Philobiblon" (Nr. 10 des 8. Jahrganges, Herbert Reichner-Verlag), das über eine Rilke-Sammlung eines besonders verständnisvollen Sammlers berichtet. Diese Sammlung erstreckt sich auf wirkliche Rara, darunter Rarissima, namentlich verschollene Erstdrucke und einzelne Beiträge in Zeitschriften, ferner auf Bücher, in denen Originalbeiträge Rilkes enthalten sind, des weiteren auf eine Reihe an verschiedensten Stellen veröffentlichter Briefe des Dichters, auf Übersetzungen Rilkescher Dichtungen und Briefe in fremden Sprachen, auf selbständige Abhandlungen über Rilke, Manuskripte und persönliche Aufzeichnungen, Ikonographisches, auf Illustrierung und Kompositionen Rilkescher Gedichte. Der bibliographische Anhang dieses Berichtes ergänzt in vielem Wesentlichen die bisher erschienene Bibliographie von Hünich, die sich freilich nur als einen ersten Teil einer Rilke-Bibliographie bezeichnete und das Erscheinen eines zweiten Teiles in nahe Aussicht stellte. — Die bisher bedeutendste, von großer Einfühlsamkeit zeugende Darstellung der Rilkeschen Dichtung und Persönlichkeit bietet uns Fritz Dehn mit seinem Buch „Rainer Maria Rilke und sein Werk" (Insel-Verlag), neben dem so viel unnützes Ge-

rede und Geschwabbe verschwindet. Lia Heise veröffentlicht ihre „Briefe an Rainer Maria Rilke" als Ergänzung zu den von Rilke an sie gerichteten „Briefen an eine junge Frau" (Verlag der Raben-Presse). „Erschüttert durch das Erlebnis des Krieges und der Nachkriegszeit fand ich eine Hilfe in den Gedichten Rainer Maria Rilkes, der den Impuls, ihm dafür zu danken, unabweislich ließ. ..." Auf manche an ihn gestellte Frage und manches von der Briefschreiberin aufgeworfene Problem ist Rilke allerdings nicht eingegangen. — Eine liebevolle, in einer Huldigung des Dichters gipfelnde, freilich ein wenig zu breit geratene Darstellung von „Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre" stammt aus der Feder von J. R. von Salis (Huber & Cie., Frauenfeld). Sehr bemerkenswert, was Salis von Valery und dem George-Kreis und dessen Einschätzung Rilkes zu berichten weiß. Ergreifend die Schilderung von des Dichters Krankheit und Sterben. — Eine wirkliche Bereicherung der Rilke-Literatur verdanken wir Elisabeth Gundolf, der Witwe Friedrich Gundolfs, die aus dem Nachlaß ihres Mannes den Text eines im Jahre 1931 in Essen gehaltenen Vortrages, und zwar nach dem Manuskript herausgegeben hat: Friedrich Gundolf: „Rainer Maria Rilke" (Verlag der Johannes-Presse, Wien). Der Vortrag erweist, daß Gundolf, der vertraute Freund und Apostel Georges, der geistige Führer des George-Kreises, bei aller Treue zu seinem Meister durchaus sich von Orthodoxie frei zu halten wußte und, im Gegensatz zum George-Kreis, Rilkes Persönlichkeit und Schaffen vielfach gerecht zu werden versteht. Es ist ein hoher Genuß, dieser schwungvollen, allen Glanz, freilich auch die Begrenztheiten der Gundolfschen Schreibe wieder offenbarenden Darstellung zu folgen. „Wüßten wir von Rilke nichts als was Briefe und Gerüchte seines Wanderlebens und seines Sterbens an der Krankheit der feinen, leisen gottgebrochenen Seelen uns übermittelt haben, er würde vielleicht als eine rührende Legende weiterleben.... Aber wir haben sein Werk, worin in deutscher Sprache fast wider seinen Willen und gewiß über ihn hinaus dieses vor- und rückfliegende Dasein gebannt ist, wir bedürfen nicht seiner Schatten und Seufzer. Sein schmerzhaftes Leben dauert unter uns und wohl noch unter fernen Enkeln, auch ohne Heiligenbild und ohne ein Reich seines Willens, wie er selbst geweissagt, als ein ‚großer Gesang'." Der Verlag der Johannes-Presse hat das Buch, würdig des Gegenstandes und würdig des Autors, in vornehmer Weise ausgestattet.

Rosegger, Peter: Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit. Ausgewählt und eingeleitet von Max Mell.

(Staackmann.) Mit sicherer Hand hat Max Mell diesen Auswahlband aus der bisher vorliegenden vierbändigen Ausgabe zusammengestellt, ihm auch eine warmherzige Einbegleitung mitgegeben. Swibert Lobisser hat mit seinen kräftigen Holzschnitten auch diesmal dem Herausgeber prächtig sekundiert.

Stehr, Hermann: Gedichte aus 2 Jahrzehnten. Das Stundenglas — Reden — Schriften — Tagebücher. (Paul List.) Das Beste und Tiefste, was über Stehr gesagt werden konnte, hat Heinz Kindermann in der „Zeitschrift für Deutschkunde" geschrieben: Statt unseres Wortes sei seines gegeben: „In seiner schwer erlittenen Tiefe, in seiner sich steigernden Durchdringung der beiden gegensätzlichen Welten: der mystisch-seelischen und der erdschwer-leiblichen, in seiner heißen Leidenschaft des Wandlungs- und Erneuerungswillens gehört Stehrs Gesamtwerk mit zum wichtigsten volkhaften Erbgut des bisherigen 20. Jahrhunderts. . . . Stehrs Haltung ist verströmendes Sichschenken . . . kraft einer dämonisch-tiefen Religiosität, die das Erbe uralter mythischer Glaubenswelten an den Vorstellungskreis christlicher Brüderlichkeit und typisch deutschen Gemeinschaftswillens zu binden sucht. . . ." So begegnen wir, ob wir das „Lebensbuch", das Gedichte aus fünf Jahrzehnten vereinigt, aufschlagen oder im Essayband „Das Stundenglas" blättern, immer wieder dem großen Weisen, der gütigen, der menschlichen, der innerlich reifen und überströmenden Persönlichkeit, dem Dichter, dem Denker, der gerechten und moralischen Natur, dem von reifster Kultur gesättigten und doch dem Landschaftlichen Verhafteten, der die Jugend liebt und mit warmem Blut sich allem hingibt, was gut, rein, schön und groß ist.

Stifter, Adalbert:

Man hatte bis vor gar nicht langem zu der angeblichen Stifter-Renaissance — hervorgerufen durch die vielgenannte Stifters „Nachsommer" so hoch hebende Äußerung Nietzsches — kein rechtes Zutrauen. Auch hier bestand der Verdacht, daß der Dichter weniger gelesen und mehr erhoben werde (in schöne Bibliothekskästen mit neuen schönen Ausgaben). Nun aber scheint wirklich eine Stifter-Erneuerung, Stifter-Besinnung, eine vom Grunde aus neu einsetzende Einschätzung des oberösterreichischen Dichters Platz gegriffen zu haben. Übertreibungen, wie sie bei solchen Wiederentdeckungen nicht selten üblich sind, müssen dabei in Kauf genommen werden. Ohne Zweifel aber fühlt man jetzt erst recht das Goethenahe, Goethe-verwandte bei Stifter. Bei dem knappen uns zur Verfügung stehenden Raum ist es uns nur gegönnt, aus der von Jahr zu Jahr anschwellenden Stifter-Literatur einige wenige Erscheinungen der letzten Zeit heraus-

zugreifen und auf sie hinzuweisen. An erster Stelle sei hier Urban Roedls Arbeit „Adalbert Stifter" genannt. Wir verweisen auf den in diesem Jahrgang an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatz des bekannten Stifter-Forschers Gustav Wilhelm. — Im Tübinger Rainer Wunderlich-Verlag ist jüngst der von Friedrich Seebaß betreute Band „Stifters Briefe" herausgekommen. Die ganze Briefsammlung, vorzüglich ausgewählt, liest sich prächtig. Wir schauen in des Dichters Leben und Schaffen, in sein sittlich-edles Denken und Streben, doch auch in seine oft nur nach außen hin gebändigte innere Dämonie. — Hier sei auch des dem Stifterschen Wesen tiefes Verständnis entgegenbringenden Aufsatzes Josef Nadlers in der „Corona" (Heft 1 des 7. Jahrganges) gedacht. „Stifters Persönlichkeitsideal sei der harmonische Mensch, aus allen seinen Kräften wirkend, ein tätiger und kein geruhsamer Mensch, als Mensch vollkommen durch die Kunst." — „Über den Tod Adalbert Stifters" handelt eine Schrift von Andreas Markus (Dr. Ebering, Berlin), in der in ausführlicher Weise für den seinerzeit vom Stifter-Forscher Dr. Bindtner in Zweifel gezogenen, nunmehr längst feststehenden Selbstmord des Dichters alle Dokumente vorgelegt werden. Die Arbeit fußt auf einer Reihe neuer, persönlich durchgeführter Forschungen. Der Verfasser versucht sich auch in der Deutung der Beweggründe, die Stifter zum Selbstmord getrieben haben: Depressionszustände, immer wieder bis zur Katastrophe gemeisterte Neurose, Zwiespalt zwischen Beruf und Dichtkunst und als letzte Bedrängnis: quälende körperliche Erkrankung bei drückenden Geldsorgen. Der innere Riß in Stifters Natur wird kaum voll erkannt. — Als 15. Band ist in der großen gesammelten Ausgabe von Stifters Werken die zweite Abteilung der „Vermischten Schriften" erschienen (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg). Er ist wieder von Gustav Wilhelm liebevoll betreut. Der Band enthält u. a. eine Schilderung der Sonnenfinsternis am 8. Juni 1842, ferner, den Hauptteil des Inhaltes bildend, die Beiträge Stifters zu dem jetzt ziemlich selten gewordenen Sammelwerk „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben". Auch „Die Winterbriefe aus Kirchschlag" (1866), dem Stifter so lieben Erholungs- und Zufluchtsort, sind hier vereinigt, in denen er die Eigenschaft des „wundervollen Berges" auch wissenschaftlich zu begründen unternimmt. Dankenswerterweise ist hier auch Stifters letzte vollendete, einen mächtigen Schneefall schildernde Skizze „Aus dem bayrischen Walde" abgedruckt. — Eine schöne Ausgabe von „Stifters Erzählungen"

liegt von der „Deutschen Buchgemeinschaft“ (Berlin) vor. Sie umfaßt das gesamte erzählerische Werk des Dichters, mit Ausnahme der beiden umfangreichen Romane „Nachsommer“ und „Witiko“. Das Eigenartige dieser Ausgabe besteht in der Beigabe von 57 Lichtbildern, die „lediglich eine Begleitmelodie“ geben sollen. Sie sollen uns das Gegenständliche der Landschaften, Dinge und Menschen zeigen, soweit das von einem normalen, wohlgeschulten Auge erfaßt werden kann, sollen uns heimisch machen in dem Lebensbezirk des Dichters. Wir möchten hier nicht das Problem der Illustrierung dichterischer Werke angehen. Bekanntlich gibt es gegen solche Bebilderung auch heftige Gegnerschaft; einer der leidenschaftlichsten Protestler war z. B. Ferdinand Kürnberger. Wie immer man sich also zu diesem Problem stellen mag, man wird gerne die dargebotenen Bilder begrüßen (ein Verzeichnis der Bilder fehlt leider im Band). Die Photos umfassen Landschaftliches, Architektonisches und Bilder aus dem Brauchtumsleben des Stifterschen Heimatgebietes. Die beiden Bände sind sorgfältig gedruckt, auch die Halblederbände erweisen einen bedeutenden Geschmacksfortschritt der verdienstlichen Deutschen Buchgemeinschaft.

Voßler, Karl: Romanische Dichter. (Phaidon-Verlag.) „Im Verlauf der letzten dreißig Jahre“ — schreibt der Altmeister der Romanistik Karl Voßler in der Vorrede zu dieser schönen Sammlung — „entstanden diese halbpoetischen Gebilde, je nachdem mir durch Eingebung und Forschung bald diese, bald jene provencalische, italienische, kastilische, portugiesische Dichtung nahegebracht wurde.“ Bescheiden bezeichnet der Verfasser diese Übersetzungen aus den großen alten Meistern der Romania nur als Bemühungen und in gewissem Sinne Kunststücke eines in seinen jeweiligen Gegenstand verliebten Philologen, der an der sogenannten äußeren Form bescheidene, vermittelnde Änderungen vornimmt, die freilich in einer vermehrten Treue zu der inneren Form, d. h. zu den Tönen und Farben des Gefühls ihre Rechtfertigung finden müßten. Unter den übertragenen Schöpfungen, die fünf Sprachgebiete und sechs Jahrhunderte umfassen, befinden sich Seltenheiten, die, wie Voßler bemerkt, kaum einem Fachmann bekannt sein dürften. Es ist nicht unbekannt, daß große Gelehrte insbesonders im Bereich der Literaturwissenschaft sich heimlich als Poeten betätigten. Voßler gehört nun zu denen, die es vor aller Welt tun, sei dies auch nur in Nachdichtungen. Er sei für den uns dargebotenen, nicht gewöhnlichen Genuß bedankt.

Wildgans, Anton: Briefe. Herausgegeben von Lilly Wildgans. (Anton Wildgans-Gesellschaft, Vertrieb

durch den Österreichischen Bundes-Verlag.) Eine der schönsten, für die Literaturforschung ergiebigsten, zur Seelenkunde wahrhaft dichterischen Lebens aufschlußreichsten Briefsammlungen danken wir mit diesem Band der Anton Wildgans' Erbe treu hütenden Witwe Lilly Wildgans. Aus 3600 vom Dichter geschriebenen Briefen wurden 465 ausgewählt und veröffentlicht, und darunter ist nicht ein einziger, der eine Niete wäre und der nicht Kunde gäbe von dieses großen, wahrhaftigen, durch und durch adeligen, durch und durch männlichen Dichters und Menschen Wesen und Schaffen, seines ergreifenden Ringens um echtes Leben, um große Kunst, um die Fragen menschlichen Zusammenseins. Viele Briefe sind geradezu eine Fundgrube für den, der dem Problem „Erlebnis und Dichtung" nachforscht, so die brieflichen Darstellungen über den tatsächlichen Grundstoff, der den „Sonetten an Cad", dem Epos „Kirbisch" und den Dramen „Liebe", „Armut", „Dies irae" zugrunde liegt. Die Briefe an seinen Jugendfreund Arthur Trebitsch, mit dem er eine Weltreise gemacht hatte (über die alles in allem fesselnde und bedeutende Persönlichkeit Arthur Trebitsch' ist an dieser Stelle im 16./17. Jahrgang bei Besprechung der von Roderich Müller-Gutenbrunn unter dem Titel „Der brennende Mensch" verfaßten Biographie über Arthur Trebitsch Näheres gesagt worden), sind von hohem Interesse, dort sowohl, wo der Dichter sich ihm warm zuneigt, doch auch dort, wo der stets innerlich Stolze, vor der Tradition und allem Echten in Ehrfurcht Verharrende den Freund zurechtweist. Wildgans ist durch und durch Österreicher, aber ebenso erfüllt von heißer Liebe zum gesamtdeutschen Wesen und zur deutschen Gesamtkultur. Allen dem Gemeinen sich versagenden Naturen werden diese Briefbekenntnisse, diese bewundernswerte Seelen- und Geistesbeichte eines großen Menschen und großen Dichters zum Erlebnis werden und sie werden aus ihnen neue Kraft für die Abwehr der Tages- und der menschlichen Niedrigkeiten gewinnen.

Sprachliches.

Der Große Duden: 1. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, bearbeitet von Otto Basler. 2. Stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von der Fachleitung des Bibliographischen Instituts unter der Mitwirkung von Otto Basler. 3. Grammatik der deutschen Sprache von Otto Basler. 4. Bildwörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von der Fachleitung des Bibliographischen Instituts, herausgegeben von Otto Basler mit 342 Tafeln in Strichätzung und 6 Farbentafeln. (Bibliographisches Institut.) Der

Duden ist längst bereits ein Begriff geworden wie etwa der „Goedeke". Über den Wert, die Brauchbarkeit, ja die Unentbehrlichkeit dieses großen Hilfs- und Nachschlagewerkes, das zugleich ein vorzüglicher Wegweiser für das Verständnis des Gefüges der deutschen Sprache ist, braucht kein weiteres Wort verloren zu werden. Konrad Duden hat sich mit ihm ein dauerndes Denkmal gesetzt. Im Rechtschreibe-Band finden wir genauen Aufschluß nicht allein über die jetzt übliche Rechtschreibung, sondern auch über Wortgeschichte und Bedeutungsgeschichte einzelner Ausdrücke, über Betonung, Geschlecht, Biegung und Abwandlung der Wörter. Dankenswert, daß man auch an den mannigfachen sprachlichen Neubildungen der letzten Jahrzehnte und der jüngsten Zeit nicht vorübergegangen ist. Auch ein drucktechnischer Fortschritt gegenüber den alten Auflagen des Duden ist zu verzeichnen: die Hauptstichwörter werden in Fettdruck gebracht. Ebenso vorzügliche Dienste leistet das „Stilwörterbuch", das in alphabetischer Folge die deutschen Haupteigenschafts- und Zeitwörter in ihrer richtigen Anwendung und ihren richtigen Verbindungen, ebenso die Mannigfaltigkeit ihres Gebrauches vorführt. Der lehrreichen und dabei durchaus nicht schulmeisterlichen, ja lebendig geschriebenen Einbegleitung von Dr. Ewald Geisler, die sich mit den zahlreichen, leider noch immer wuchernden Sprachsünden befaßt (ausgezeichnet darin, was über die „Hauptwörter-Krankheit" gesagt wird), sei besonders gedacht. Diesen zwei Bänden reiht sich als dritter Band die „Grammatik" an, darin alles übersichtlich gegliedert und nebstbei der grammatische Aufbau der deutschen Sprache aufgezeigt wird. Beigegeben sind dem Band noch die Regeln der Rechtschreibung, der Zeichensetzung, des weiteren die Lautverschiebungen und Lehren und Regeln von Wort- und Tonfolge. Der letzte Band, das „Bildwörterbuch", stellt eine besondere Neuerung dar. Man wollte damit das gesamte deutsche Sprachgut, soweit dies überhaupt möglich ist, durch Zeichnungen erfassen. Das geschieht nach Sammelgruppen (Menschliches, Familie, Heim, Arbeit, Beruf, freie Zeit, Wissen, Forschung, künstlerisches Schaffen, Geld, Staat, Gemeinwesen, Wirtschaft und Verkehr usw.). Beigegeben ist ein Register von 21.000 Stichworten, die alle Wörter in alphabetischer Reihenfolge enthalten. Man darf sich an Selbstverständlichkeiten nicht stoßen. (Jeder weiß natürlich, wie z. B. ein Handschuh aussieht und bedarf dazu keines Bildes.) Doch der Vollständigkeit halber mußten auch solche Bilder gebracht werden. Anschauliche Belehrung wird jedermann in diesem Bildwörterbuch finden (nur sind leider viele Bilder aus Raumrücksichten zu klein geraten). Alles in allem ist das gesamte Duden-Werk eine Meisterleistung deutscher Gründlichkeit.

Der Sprach-Brockhaus. Das Bildwörterbuch für jedermann. (F. A. Brockhaus.) Hier finden wir Aufschluß nahezu über alles, was über den richtigen Gebrauch und die Kenntnis der deutschen Sprache zu wissen nötig ist, angefangen von der Rechtschreibung, der zulässigen und der guten Verdeutschung der Fremdworte bis zur Aussprache, der Betonung und der Wortherkunft. Dabei sind auch die Mundarten berücksichtigt, es gibt zahlreiche Hinweise auf Stilistisches, ebenso auf gebräuchliche (nur zu oft vergessene) Redensarten. Alles das eingebaut in ein alphabetisch gereihtes Wörterbuch. Dazu noch das geglückte Wagnis, alle darstellbaren Dinge in Bildern vorzuführen, deren Arten und Teile gezeichnet und benannt werden. Engländer und Franzosen besitzen bereits lange ähnlich gegliederte Werke, die Deutschen hatten das noch nicht. Nutzen und Lehre kann jedermann, vom Gelehrten bis zum Fachmann, daraus ziehen. Vielleicht wird der ziemlich reduzierte Sprachschatz des Alltages durch dieses Werk wieder bereichert. Auch buchtechnisch liegt hier eine hervorragende Leistung vor.

Saßmann, Hans: Wienerisch. (R. Piper.) Eine Melange von Sprachkundlichem und Unterhaltsamem. Die Skizzen aus dem Wiener Volksleben sind amüsant: ist doch Saßmann ein scharfer und treffsicherer Beobachter der Wiener Volksschichten, aus denen er selbst stammt. Der Begriff des Wienerischen ist mit diesen Schilderungen freilich noch lange nicht erschöpft: es gibt noch andere Kreise als die von Saßmann porträtierten, die gerade für das, was als wienerisches Wesen und als wienerische Kultur gilt, repräsentativ sind. Der sprachkundliche Teil des Buches enthält ein Wiener „Wörterbuch" mit Verzeichnung von Schreibung, Aussprache und Bedeutung der Dialektwörter, des weiteren einen Aufsatz über den „poetischen Volksmund", ein altwienerisches Abc usw. Von Sprachwissenschaftlichem kann in diesem sprachkundlichen Teile nicht die Rede sein. Da hat der vor einigen Jahren verstorbene uralte Wiener Rechtsanwalt Max Mayr in seinen Büchern: „Das Wienerische" und „Wiener Redensarten" viel Erheblicheres geleistet. Die Keckheit, Grillparzer einen öden Verskünstler zu heißen, hätte sich Saßmann ersparen können. Das Buch, mit recht lustigen Zeichnungen Gerstenbrands und Felkels geschmückt, ist in der Bücherreihe „Was nicht im Wörterbuch steht" erschienen.

Storfer, J. A.: Wörter und ihr Schicksal. (Atlantis-Verlag.) Das gelehrte und zugleich unterhaltsame Buch eines kenntnisreichen, erfahrenen und in vielen Sätteln gerechten Schriftstellers, das uns über die Herkunft und Lebensgeschichte von fast rund 700 Wörtern und Redensarten unterrichtet. Ohne Zweifel bildet diese Arbeit eine begrüßenswerte Ergänzung zu den

in Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" dargelegten Ergebnissen. Storfers Buch liest sich flüssig, bringt auch viel Anekdotisches und natürlich auch reichlich Kulturgeschichtliches. Auch die Deutung vieler Fremdwörter, darunter nicht weniger, die längst dem deutschen Sprachgut einverleibt sind, wird versucht. Manche dieser Deutungen dürfen wohl noch berichtigt werden. Da und dort schlägt dem Verfasser der Psychoanalytiker — Storfer war ja jahrelang Leiter des psychoanalytischen Verlages und Redakteur der psychoanalytischen Zeitschrift — wie wir in Wien sagen „ins Gnack", was freilich den Genuß und den Wert des Buches nicht zu beeinträchtigen vermag.

Wustmann, Gustav: Sprachdummheiten. In der 10. Auflage vollständig erneuert von Werner Schulze. (Gruyter & Co.) Unbestritten ist das Verdienst des alten, freilich oft allzu stark polternden und eigenbrötlerischen Wustmann. Als vor nahezu 50 Jahren zum erstenmal die „Sprachdummheiten" erschienen, war das ein Ereignis. Damals ist der Anfang gemacht worden, der in Zeitung und Buch eingerissenen Sprachverlotterung endlich an den Leib zu rücken. Vieles ist seither besser, ja sogar gut geworden, manches freilich wieder schlimmer. Allerdings: es gibt Schriftsteller, die sich nicht eines einzigen Verstoßes gegen die von Wustmann aufgestellten Regeln schuldig machen, also gewissermaßen wustmannisch zimmerrein sind, und doch nicht die Spur eines wirklichen Stils aufweisen. Und dann wieder gibt es Schriftsteller, bei denen man auf mancher Seite von Wustmann Gerügtes und Verworfenes feststellen kann und die dennoch eine prächtige „Schreibe" besitzen, ja große Schriftsteller und Dichter sind, z. B. Gottfried Keller. Das muß auch bei dem vorliegenden, gewiß der Reinhaltung der deutschen Sprache dienlichen Werke gesagt werden. Die „Sprachdummheiten" sterben freilich nicht aus, kaum sind die einen draußen, sind andere schon wieder da. Unkraut gibt es eben immer wieder. Das Leben steht nicht still und damit auch nicht die Sprache, ihre Dummheiten und Schlampereien. Der Neuauflage sind nicht weniger als 18 neue Abschnitte eingefügt, andere Abschnitte des alten Wustmann, darunter die über die Mode- und Fremdwörter, wurden abgeändert, wobei der Verfasser sich jedoch bemüht zeigte, dem alten Wustmann die Ehre zu geben und ihn nicht seiner Originalität zu berauben. An einer gewissen, ganz angenehm empfundenen satirischen Ader fehlt es übrigens auch dem neuen Bearbeiter Schulze nicht.

* *
*

Wir nennen und empfehlen noch:

Bradisch, Josef A.: Schillers Schädel. (Alfr. Lorentz.)

Busch, Wilhelm: Aus alter Zeit. (Insel.)

Hofmiller, J.: Letzte Versuche. (Oldenbourg.)

Jünger, Ernst: Blätter und Steine. (Hanseatische Verlagsanstalt.)

Kampmann, Theod.: Gertrud von Le Fort. (Kösel & Pustet.)

Ludwig, Paula: Buch des Lebens. (Staackmann.)

Märchen der Brüder Grimm, mit Zeichnungen von Kredel. (Insel.)

Muckermann, Friedrich, S. J.: Heiliger Frühling. (Regensbergsche Verlagsbuchhandlung.)

Müller, Joachim: Grillparzers Menschenauffassung. (Boehlau.)

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach. (Cotta.)

Schröder, Rud. Alex.: Die Gedichte des Horaz. Gesamtausgabe. (Phaidon-Verlag.)

Seidel, Ina: Dichter, Volkstum und Sprache. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Geschichte, Kulturgeschichte, Soziologisches, Lebenserinnerungen, Persönlichkeiten.

Andrian, Leopold: Österreich im Prisma der Idee. (Verlag Schmidt-Dengler, Graz.) Die dichterische Stimme Andrians, die in ihrem Wohllaut mit den Stimmen der anderen poetischen Freunde „im Wein des Jugendtraumes kommuniziert hatte", ist Jahrzehnte lang verstummt. Seit dem Erscheinen seines „Garten der Erkenntnis" (1895) hat Leopold Freiherr von Andrian, einst auch Stefan George nahe, insbesondere seitdem er seine Diplomatenlaufbahn beschlossen hatte, nur noch der Wissenschaft gelebt. Wir waren seinerzeit bemüht, an dieser Stelle auf sein bedeutendes, mit schwerer Fracht beladenes philosophisches Werk „Die Ständeordnung des Alls", „dieses rationale Weltbild eines katholischen Dichters", die Aufmerksamkeit zu lenken. Nun liegt uns ein neues Werk vor, die Formulierung seiner kulturell-politischen Überzeugung, das er als einen „Katechismus der Führenden" betrachtet wissen will. Dieses „Österreich im Prisma der Idee" ist ein ideenreiches, tiefgründiges, dabei kompromißloses und deshalb sicherlich auch manchem Widerspruch begegnendes Werk, das Andrian als vaterländischen Katechismus für den Österreicher bezeichnet und als „grundlegendes Ahnenwerk für die österreichische Erneuerung" geschaffen haben möchte. Ein glühender Patriot, der zugleich ein bedeutender Denker ist, tritt hier mit großem Aufwand von Scharfsinn, Wissen und mit unbeirrbarem Bekennermut für das ein, was man mit einem Sammelnamen die „österreichische Idee" nennt. Diese Grundwahrheiten des rechtgläubigen Österreichertums läßt Andrian in der äußeren Form des Dialogs zwischen vier Österreichern, einem Adeligen, einem Dichter, einem

Jesuitenpater, einem jungen, die Sache der neuen Generation vertretenden Heimwehroffizier, vortragen und verkünden. Nur in der österreichischen Idee erblickt der Streiter für Österreichs völlige Unabhängigkeit den echten und jetzt einzigen Nachfahren des christlich-abendländischen Kulturideals. Diese christlich-abendländische Idee hat einst Europa stark und führend gemacht, zu dieser Idee müsse wieder zurückgefunden werden. Österreich und die Österreicher seien berufen, die Wegbereiter zu sein. Nur andeutungsweise kann hier von dem reichen Inhalte des Werkes etwas gesagt werden, für das der Verfasser sich „großherzige, verständige Leser" wünscht und erhofft. Das Buch, auch äußerlich in seinem schwarzgelben Einbande österreichisch gekleidet, ist dem Andenken des Jugendfreundes Hofmannsthal gewidmet.

Bloy, Leon: Briefe an seine Braut. Übersetzt und eingeleitet mit einem Kapitel „Ein Dokument der Liebe" von Karl Pfleger. (Anton Pustet.) „Den Pilger des Absoluten" hat Pfleger in seinem schon früher einmal an dieser Stelle gewürdigten aufschlußreichen Buch „Geister, die um Christus ringen" Leon Bloy genannt, dessen nun gleichfalls von Pfleger herausgegebenen Briefe an seine vom protestantischen Bekenntnis zur katholischen Kirche bekehrte Braut Jeanne Molbech wohl jeden mächtig bewegen werden, wo immer einer mit seinem Credo stehen mag. Ein dämonischer und ein gottseliger, ein vom Leiblichen geschüttelter und zugleich von heilig-reiner Liebe erfüllter Mensch läßt uns hier in den tragischen Zwiespalt seines Irdischen, um die reinste göttliche Liebe und Gnade ringende Seele blicken. Manches in dieser Briefsammlung ist von hinreißender Wirkung.

Burckhardt, Jakob: Kultur und Kunst der Renaissance in Italien. (Verlag Johannes Müller, Klosterneuburg-Wien.) Die zwei großen Werke Jakob Burckhardts, „Die Kultur der Renaissance" und die in Kuglers und Lübkes Sammelwerk „Geschichte der neueren Baukunst" aufgenommene „Geschichte der Renaissance" sind hier zu einem einzigen Band zusammengeschlossen. Der Titel „Kunst der Renaissance" stammt von Heinrich Wölfflin, der ihn bereits für die von der Jakob-Burckhardt-Gesellschaft herausgegebene Gesamtausgabe des großen Schweizers verwendet. Die vorliegende beide großen Werke vereinigende Ausgabe bringt den ungekürzten Text. Die Idee der Vereinigung der beiden großen Werke in einem einzigen Band darf begrüßt werden. 132 Kupfer-Tiefdrucktafeln begleiten und erläutern den in gutem Druck gebrachten Text. Auch der Einband macht durchaus guten, soliden Eindruck. Störend, wenigstens unserem Geschmacke nach, wirkt der allzu dürftig ausgefallene freie Seitenrand.

Busch, Wilhelm: Ist mir mein Leben geträumet? Briefe, gesammelt von Otto Nöldeke. Mit vielen Handzeichnungen und Bildern. (Gustav Weise-Verlag.) Busch' Neffe, Otto Nöldeke, gibt diesem Briefband einen den Versen Walthers von der Vogelweide „Ist mir mein Leben getroumet oder ist es wahr?" nachgeformten Titel. Und dieses Leben ist köstlich gewesen und diese Briefe sind ebenso weise, ebenso voll menschenkennerischer Heiterkeit wie es eben der gute alte Onkel Busch war. Wir hören da den Knaben, lesen, was der Student, was der philosophische Epigrammatiker an seine Freunde, an Lenbach, Kaulbach, an Levi, an seine Verleger, an Eltern und Geschwister, an reizende Nichten und an verehrte angebetete Frauen, wie an die Holländerin Maria Anderson alles zu berichten weiß. Die meisten Briefe stammen aus seiner ländlichen Wiedensahler Einsamkeit, die letzten aus Mechtshausen im Harz, wohin er zehn Jahre vor seinem 1908 erfolgten Tode zu seinem Neffen, dem Pastor Nöldeke, zog, dem Herausgeber dieser ein reiches, in tiefer Naturverbundenheit verbrachtes Leben offenbarenden Briefsammlung, die in ein weises, gutes, auch den großen Fragen des Geschehens zugewandtes Herz blicken läßt. Fehlt es dem Alten an der Lust zum Schreiben oder zu langen brieflichen Ergüssen, dann tritt der „Bleistift-Dichter" an, ebenso amüsant, ebenso launig, so nachdenklich und so treffsicher wie in der Prosa. Der reich bebilderte Band macht Freude und bringt vielen geistigen Genuß.

Deutsche Ostmark: Zehn Dichter und hundert Bilder lobpreisen Österreich. Herausgegeben von Josef Friedrich Perkonig. (Leykam-Verlag.) „Immer schon haben wir eine Liebe zu Dir gekannt, nur haben wir sie nicht mit Namen genannt." Jetzt aber nennen, bekennen, betonen wir diese immer in warmem Herzen getragene Liebe zu unserem Österreich, „diesem meinem Österreich", wie der Herausgeber, der Kärntner Perkonig, so innig es sagt. Da preist Heinrich Waggerl sein Heimatland Salzburg, da leuchtet ein von Hans von Hammersteins bezaubernder Feder geschilderter oberösterreichischer Sonntag auf, es führt uns Franz Nabl in sein angestammtes, vom Nibelungenstrom durchzogenes Niederösterreich mit seinen Hügeln, rauschenden Wäldern und seinen Voralpengipfeln, Paula Grogger singt und sagt von ihrem grünen Steierland und Josef Wenter lobpreist sein hartes Bergland Tirol. Dann zeichnet uns Guido Zernatto ein dichterisches Bild von seinem „seltsamen Kärnten", und wir hören Alfred Walheims beglückenden Bericht über sein Burgenland, dem er eigentlich den Namen gegeben, wandern dann zum anderen Ende dieser österreichischen Vielfalt, dorthin, wo die Leute vor dem Arlberg und um den Bodensee hausen, deren Eigenart uns der vorarlbergische Dich-

ter Franz Michael Willam erschließt. Und hoch klingt auch das Lied vom Stefansturm, das Hohelied Josef Weinhebers von seinem einzigen Wien, in dessen Seele wohl nicht bald einer so tief blickt wie er, der gewaltige Former und formenstrenge Dichter. Der Herausgeber Perkonig hat es verstanden, auch bedeutende Lichtbildkünstler zum Dienst an diesem prächtigen Heimatbuch heranzuziehen, wie denn überhaupt das Ganze auch äußerlich den besten Eindruck macht. Nur eines will unserem offenbar antiquierten Geschmack nicht behagen: die Art, wie die Lichtbilder gebracht werden, nämlich die ganze Seite füllend und ohne jeglichem weißen Rand.

Erhard, August: Fürst Pückler. Das abenteuerreiche Leben eines Künstlers und Edelmannes. Mit 10 Bildnissen. (Atlantis-Verlag.) Das Werk, im Auftrage der Pückler-Gesellschaft zuerst in französischer Sprache erschienen, hat den Germanisten an der Universität Lyon August Erhard zum Verfasser. Jetzt liegt es, von Opeln-Bronikowski übersetzt, in deutscher Sprache vor. Den Bibliophilen ist Pückler längst eine vertraute Gestalt. Die „Briefe eines Verstorbenen" (deren Anonymus Pückler aber bei ihrem Erscheinen noch springlebendig war), „Tutti Frutti", „Semilassos Weltgang" haben zur Zeit nicht wenig Aufsehen gemacht. Goethe nannte bei ihrem Erscheinen die „Briefe eines Verstorbenen" (1830) ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk, den Verfasser „einen geprüften Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung . . ., umsichtig in Literatur und Kunst". Das war Pückler sicherlich, doch auch ein brüchiger Charakter, ein Lebemann und Spieler, in seinem Planen eine ziemlich bedenkenlose Natur, dabei aber von rascher Anpassungsfähigkeit, abwechselnd Not und Entbehrungen auf sich nehmend und dann wieder alle Freuden verschwenderischen Luxus' genießend. Leidenschaftlich der Natur ergeben, hat er sich auch als Gartenkünstler durch seine Parkschöpfungen einen bedeutenden Namen gemacht. Weit in der Welt herumgekommen — er drang, für die damalige Zeit ein abenteuerliches Wagnis, bis an die Grenze des Sudans —, hielt er sich auch lange Zeit im Wien des Staatskanzlers Metternich auf, erlebte noch Königgrätz und das neue Deutsche Reich und stirbt, 86 Jahre alt, auf seinem Schloß Branitz im Kreise Kottbus. Liebesaffairen spielen selbstverständlich im Leben dieses hochbegabten Weltenbummlers keine geringe Rolle. Mit der Tochter des preußischen Staatskanzlers Hardenberg Lucy verheiratet, läßt er sich später von ihr scheiden, um mit deren Wissen sich durch eine reiche Heirat zu sanieren, was ihm allerdings nicht gelang. Trotz gerichtlicher Trennung lebte er mit seiner „Schnuke", wie er Lucy nannte, in engstem Kontakt, die schließlich auch ihren Segen zu seinem Abenteuer mit einer abessinischen Sklavin geben mußte, die

er sich von seiner großen Orientreise als Geliebte mitgenommen hatte. Erhard hat seine Aufgabe großzügig gelöst, ohne jede Verhimmlichung seines Helden, doch auch ohne jede moralische Beckmesserei. Das reichbebilderte Buch darf auf großes Interesse rechnen.

Evola, Julius: Erhebung wider die moderne Welt. (Deutsche Verlagsanstalt.) Ein italienischer Aristokrat mit ausgesprochen geistesaristokratischen Instinkten, überdies mit Achtung abringendem Wissen ausgerüstet, im Grunde Metaphysiker, baut hier seine recht gewagt uns anmutenden Hypothesen auf. Für Evola sind traditionsgebundene und moderne Welt Gegensätze. Der frühe Mensch war der traditionsgebundene Mensch, der Mensch, der sich von „dem Gemeinen" durch eiserne Zucht unterscheidet und damit eine sakrale Welt königlicher Heiligkeit schuf. So wird bei Evola die dunkle mystische Vorzeit in hellstes Licht gesetzt, wobei er diese seine Ideen mit erstaunlichem Reichtum von kulturgeschichtlicher und religions- und mythengeschichtlicher Kenntnis zu stützen bemüht ist. Von dieser eine sakrale Ungebrochenheit bezeugenden Frühgeschichte aus versucht Evola in unsere heutige Zeit einzudringen, hier noch die weiterwirkenden Urelemente dieser sakralen Welt vorfindend und zu deren Stärkung und Renaissance auffordernd. Das Werk, sicherlich in seinen wagemutigen Voraussetzungen und Hypothesen anfechtbar, besticht durch großes geistiges Format.

Fuchs, Georg: Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende. Aus eigenen Erlebnissen erzählt, dem Andenken Lenbachs gewidmet. (Callwey.) Der Verfasser, ein in München stadtbekannter Journalist, Schriftsteller und früherer Theaterleiter von Rang, breitet hier seine durch ein langes Leben gesammelte persönliche Kenntnis von Menschen und Dingen aus, in farbigen Schilderungen der Zeit von 1890 bis 1914, reichlich gespickt mit Anekdoten, dabei sich aber durchaus nicht im Anekdotischen verlierend, sondern geistige Haltung bewahrend. Die ganze berühmte oder auch berüchtigt gewordene Münchner Welt von damals, auch die „unterirdische", wandelt hier vorbei: die Kaulbach und Lenbach, Stefan George, Ludwig Klages, Rilke, Defregger, Stuck, Possart, die Saharet und die Duncan, Ludwig II. und der Prinzregent, der in Berlin so verlästerte Kolonialkämpfer Carl Peters und Alfred Walter Heymel und das ganze Schwabing, das ja nach dem vielgenannten Worte der Reventlow kein Ort mehr war, sondern ein geistiger Zustand. Wir befinden uns wieder im Café „Luitpold". Bemerkenswert, wie Fuchs das München von damals sieht, das bereits ein Sammelpunkt einer bewußt oder unbewußt durchaus national eingestellten Fronde gewesen sei, gewissermaßen der Johannes des heutigen Drit-

ten Reiches. Dieses „heimliche Deutschland" sei zur Wiege der Volkserneuerung geworden, in Schwabing habe man zuerst für die viel später voll erkannten Größen, wie Nietzsche, Richard Strauß, Hugo Wolf, Max Reger, Klages und George, die Trommel gerührt, sie sozusagen entdeckt. Fuchs hält es nicht mit der altbajuwarischen Gemütlichkeit und dem erbangesessenen Bürgertum, dessen Rückständigkeit und Unzulänglichkeit er nicht genug geißeln kann. Auf der anderen Seite rechnet er auch mit den Lächerlichkeiten und Übertriebenheiten des Schwabinger Hexenkessels ordentlich ab. So ist ein Memoirenwerk entstanden, das für spätere Darsteller dieses bedeutsamen Kulturabschnittes zu einer Fundgrube werden wird. Man kommt bei der Lektüre des durch zahlreiche Abbildungen und Karikaturen belebten Buches voll auf seine Rechnung.

Grabe, Reinhold Th.: Adolf Freiherr von Knigge. Der Weg eines Menschenkenners. (H. Govert, Hamburg.) Es ist Kundigen längst bekannt, daß der durch seinen „Umgang mit Menschen" berühmt gewordene Knigge im Grunde ein Lebensstümper war, der trotz allen seinen anderen gegebenen Ratschlägen mit Menschen nicht umzugehen vermochte. Weniger bekannt ist, daß schon zu seinen Lebzeiten, als ihn bereits der Ruhm seines Hauptwerkes umfing, auf die Hohlheit und Plattheit der darin niedergelegten Lebensregeln und Weisheiten hingewiesen worden ist. In der vom Schreiber dieser Zeilen vor 25 Jahren verfaßten Charakteristik Knigges (Georg Müller, München 1912) wurden schon die ziemlich wegwerfenden Äußerungen Schleiermachers u. a. aufgeführt. Namentlich Schleiermacher ging mit Knigge und der ganzen damaligen Popularphilosophie ordentlich ins Gericht. Vom Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis getrieben, hat der Vielschreiber, der Knigge war, ein bewegtes, übrigens ziemlich kurzes Dasein geführt, war Alchimist, hat sich auch in Goldmacherei versucht, war auch Theaterschriftsteller und Dramaturg, Höfling und Demagog zugleich, immer ein betriebsamer Herr, immer ein saftiges Stück von einem Scharlatan, der gerne als Praeceptor Germaniae sich aufzuspielen pflegte. Eines muß man ihm allerdings lassen: er schrieb einen klaren, verständlichen und eindrucksamen Stil. Selbstverständlich hat dieser Alles-Könner und Alles-Versteher sich auch mit den Freimaurern und Illuminaten eingelassen, um dort seine Rolle zu spielen. In meiner schon erwähnten Charakteristik Knigges verglich ich seine Art mit der unserer heutigen öffentlichen Agitatoren. Hätte er in unserer Zeit gelebt, er wäre sicherlich so etwas wie ein politischer Parteiführer geworden. Ein fleißiger, sehr begabter und das, was wir heute einen interessanten Menschen nennen, der eine leichte, bezwingende „Schreibe" besaß,

war Knigge ohne Zweifel. Grabes Verdienst ist es, ihn, der selbst einen Roman seines Lebens geschrieben hat, im wesentlichen richtig erfaßt zu haben. Da und dort vermag Grabe ihm und seinen Talenten freilich nicht ganz gerecht zu werden. Das Buch darf jedenfalls als ein bedeutsamer Beitrag zur Erkenntnis der sogenannten deutschen Aufklärung gewertet werden.

Hofmann, Adalbert von: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Neue, kurz gefaßte Ausgabe. (Deutsche Verlagsanstalt.) Das große dreibändige Werk Hofmanns hat starke Verbreitung gefunden, es wurde trotz seinem hohen Preis oftmals aufgelegt. Jetzt wurde eine neugefaßte Ausgabe veranstaltet, die aber durchaus keinen Auszug aus dem großen Werk darstellt, sondern eine völlig neue Bearbeitung ist. Diese Neuausgabe ist — wir wählen hier mit vollem Bedacht das Fremdwort — so kompreß, daß ihre Lektüre nicht geradezu genußreich ist. Hofmanns Betrachtungsweise, die deutsche Geschichte aus der Landschaft heraus zu erklären, hat sicherlich ihre starke Berechtigung, hat auch in mancherlei Hinsicht befruchtend gewirkt. Josef Nadler verfährt ja im Grunde auf dem Gebiete der Literaturgeschichte in ähnlicher Weise. Österreichs Eigenart vermag Hofmann nicht gerecht zu werden. Viele nach dieser Richtung abzielenden Urteile sind ganz deplaciert.

Keßler, Harry Josef: Gesichter und Zeiten. Erinnerungen. 1. Band: Völker und Vaterländer. (S. Fischer.) Allein schon die Schilderung der Persönlichkeit seiner als Schönheit einst gefeierten geistvollen Mutter und ihres geistig-künstlerischen Salons macht das Buch des bekannten Diplomaten genußreich. Diese prächtigen Jugenderinnerungen eines durch und durch künstlerischen und dabei immer in der großen Welt lebenden Menschen reichen, freigebig auch im Anekdotischen, bis zur Zeit nach dem Sturze Bismarcks, dessen Tragik hier ihren Beurteiler findet. „Deutscher Geist und deutsche Macht war nie in eine Form geflossen. Öfter noch als die Einzelstaatlerei hat dieser Riß das deutsche Volk gespalten und geschwächt. Hat Bismarck ihn geheilt? ... Was hatte Bismarck seinem Machtstaat an Geist — an Ideen, Idealen, Wunschträumen — mitgegeben? Sichtbar und unbestreitbar nur eines, allerdings etwas Großes, die Erhaltung der deutschen Einheit." Das Buch darf zu den fesselndsten Memoirenwerken der letzten Jahre gezählt werden, und man möchte nur wünschen, daß dem ersten Band bald ein weiterer Band folgt, der uns die Erinnerungen der Mannesjahre bringt.

Müller, Karl Alex. von: Zwölf Historiker-Profile. (Deutsche Verlagsanstalt.) Alle hier gezeichneten Bildnisse sind, wie Müller uns wissen läßt, nach dem Leben oder durch einen An-

laß des Lebens entstanden: also als Begrüßungsartikel, Nachrufe, Buchbesprechung u. ä. Sie sind seinerzeit — „leichte Federzeichnungen, denen keine Aktenstudien zugrunde liegen" —, und zwar vor dem großen Umbruch in Deutschland in einer Münchner Tageszeitung und in den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlicht worden. Es sind seine Lehrer oder seine Schüler oder seine engeren Fachkollegen, deren geistige Porträte hier mit hervorragender Charakterisierungskunst gezeichnet sind. Zum großen Teile sind es Gelehrte aus dem bayrischen Kreis: Karl Th. von Heigel, Riezler, Grauert, Fastlinger, Karl Mayr, denen man hier begegnet; doch auch Männer wie Erich Marcks, Koser, Meinecke, von Raumer, Heinrich Riehl und der Österreicher Heinrich von Srbik, dieser hervorragende Vertreter der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung, sind dem Verfasser zu seinem farbigen Stift gewissermaßen gesessen. Karl von Müller ist wohl jetzt, da er zu den wissenschaftlichen Trägern des heutigen Systems in Deutschland gehört, von manchem damals und in diesem Buche Gesagten abgerückt und er mag sich in weltanschaulicher Hinsicht von manchem unterscheiden, dem er einst gehuldigt. Um so ehrenvoller für ihn und um so erfreulicher, daß er dennoch an den seinerzeit veröffentlichten Skizzen nichts geändert hat. Die Aufsatzsammlung läßt wieder den Meister des historischen Essays erkennen, dessen Profile auch ein sympathischer, warmer Herzenston begleitet.

Österreichs Erbe und Sendung im deutschen Raum. Herausgegeben von Josef Nadler und Heinrich von Srbik. (Anton Pustet.) Wir wollten — schreiben die beiden Herausgeber in der dem Werke vorangestellten, vom „Sinn des Buches" betitelten Einleitung — jeder mit den Erkenntnissen, die er sich errungen hat, gemeinsam ein Gesamtbild Österreichs in der ganzen Fülle seiner geschichtlichen Erscheinungen erstehen lassen, ein gesichertes Bild aus Forschen und Wissen, ein getreues Bild, aus dem die unverfälschten Tatsachen reden; ein Bild der Gerechtigkeit, von dem wir wollten, „daß es über den Meinungsstreit des Tages hinaus Bestand hätte ...". Diese schöne Aufgabe, glauben wir, hat das vielgestaltige Werk vollauf erfüllt. Alle können hier Bescheid finden, betontes Österreichertum gleichermaßen wie betontes Gesamt- und Reichsdeutschtum. In den hier zu einem großen Sammelwerk vereinigten 16 Aufsätzen ist wohl das ganze österreichische Problem in allen seinen mannigfaltigen Ausstrahlungen aufgerollt, wenn auch vielleicht das letzte entscheidende Wort nicht gesagt wird. Das größte Verdienst des Werkes besteht vor allem darin, daß es das Problem über den Tagesstreit hinausrückt, daß Wissenschaft und gründliche Forschung das Wort führen und der schrille Ton des Tageslärms uns nicht stört. Dabei ist glück-

licherweise trotz von Verantwortungsgefühl getragener wissenschaftlicher Sachlichkeit fast keinerlei Trockenheit im Vortrag zu verspüren. Die ersten acht Beiträge — von Rudolf Egger, Karl Lechner, Hans Hirsch, Otto Brunner, Heinrich Kretschmayr, Paul Müller, Heinrich von Srbik, Reinhold Lenz — behandeln das rein geschichtliche Thema, die historische Entfaltung Österreichs, L. Bittner verbreitet sich sodann eingehend über die Kriegsschuldfrage und die Verantwortlichkeit der alten Monarchie für den Ausbruch des Weltkrieges, dem sich Glaise von Horstenau mit seiner nicht minder lehrreichen, mancherlei falsche Vorstellung revidierenden Betrachtung „Österreichs Wehrmacht im deutschen Schicksal" beigesellt; auch der Beitrag von Karl Braunias „Österreich als Völkerreich" gehört in diesen Stoffbereich. Die folgenden Aufsätze behandeln das viel erörterte österreichische Kulturproblem. Hier steuert wohl Josef Nadler mit seiner Betrachtung über „Die deutsche Dichtung in Österreich" das Beste bei. Die Dichtung des „Herzogtums Österreich" ist ihm Dichtung aus altem germanischen Erbe, die der großen historischen Weltmacht Österreich Dichtung aus dem gesamten Erlebnis Österreich, die kulturell-dichterische Sendung der großen Völker-Monarchie Österreich-Ungarn wertet er als Vermittlerin deutscher Bildung im mitteleuropäischen Raum. Auch Hans Sedlmayers Beitrag „Österreichs bildende Kunst" schließt sich bei aller Hervorhebung der bedeutungsvollen Eigenart der österreichischen Kunst der gesamtdeutschen Grundauffassung Nadlers an. Die ganze Größe dieser österreichischen Kunst zeige sich erst, wenn man sie als Stimme in der gesamten Symphonie der deutschen Kunst zu hören vermag. Mit einer der ein- und weitsichtigsten Betrachtungen schließt das Sammelwerk seine schöne Aufgabe: mit Wilhelm Bauers „Das Deutschtum der deutschen Österreicher". „Das Ohr der Österreicher kann nur gewinnen, wer das Natürliche natürlich, das Menschliche menschlich nimmt. Österreich ist das Land der Peripherie, es hat vom gesamten Deutschtum genommen, dem gesamten Deutschtum viel gegeben und überdies auch durch seine Kunst und seine Leistung auf die europäische Kultur starken Einfluß genommen." Wer da über dieses jetzt so viel beredete österreichische Problem mitsprechen will, wird gut tun, vorher sich bei diesem von Männern wie Nadler und Srbik sorg- und behutsam betreuten Sammelband Rats zu erholen.

Rasse, Die, im Schrifttum. Ein Wegweiser durch das rassenkundliche Schrifttum. Herausgegeben von Achim Gercke, bearbeitet von Rudolf Kummer. 2., neubearbeitete Auflage. (Metzner.) Diese Bibliographie steht nach ihrer offen dargelegten Tendenz im Dienste der heute herrschenden deutschen Rassenlehren, verzeichnet aber auch die Schriften

von deren Gegnern und auch von Juden. Die den einzelnen Schriften beigefügten Randanmerkungen, wie „Abzulehnen", „Von einem Juden", „Von katholischem Standpunkt aus gesehen", „Tritt für Rassenmischung ein", sind, unabhängig von der Tendenz der Bibliographie, ein gutes Orientierungsmittel.

Schlözer, Kurt von: Aus einem köstlichen Leben. Ausgewählte Briefe. (Deutsche Verlagsanstalt.) Seit den „Römischen Briefen" hat der Name Kurt von Schlözer in allen geistigen Kreisen besten Klang. Ist diese wunderbare Mischung von Politik und hoher Geistigkeit und Gelehrsamkeit ausgestorben? Diese künstlerische Frohnatur — zu Lebzeiten als Diplomat tätig — hat es verstanden, ohne wahrscheinlich an spätere Veröffentlichung etwa nach Abgang zu denken, also nicht nach Nachruhm zu zwinkern, Briefe an Mutter, Bruder und Freunde zu schreiben, die sich, da sie sich durchaus nicht auf das Private beschränken, sondern im Allgemeinen sich ergehen, zu einer genußreichen Lektüre gestalten. Von Petersburg, von Rom, von Mexiko, Washington, wohin ihn überall seine Diplomatenlaufbahn führte, hat dieser Nachfahre eines alten Gelehrtenhauses an seinen persönlichen Umkreis in Form brieflicher Mitteilungen seine stets treffenden und aus unmittelbarer Wahrnehmung gewonnenen Beobachtungen in einer bezaubernden, kräftigen, klaren Sprache geschildert, die heute noch ihrer Wirkung sicher sein kann. In manchem erinnert Schlözer an den wunderbaren einzigen Alexander von Villers, dessen „Briefe eines Unbekannten" zu den wertvollsten literarischen Schätzen des letzten halben Jahrhunderts gerechnet werden dürfen. Interessant ist das Verhältnis Schlözers zu Bismarck: aus einem scharfen Kritiker der Bismarckschen Politik wurde Schlözer schließlich des großen Kanzlers leidenschaftlichster Sekundant, der es dem deutschen Volke nicht verzeihen wollte, daß es seinen großen nationalen Führer ruhig fallen ließ. Der vorliegende Auswahlband wird dem nicht kleinen Kreis der Schlözer-Verehrer noch weitere Freunde zuführen.

Schmidt Wilhelm: Rasse und Volk. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. (Anton Pustet.) Der bedeutende Ethnologe wahrt nach jeder Richtung hin seinen wissenschaftlichen Standpunkt. Dem in der Rassenforschung überwuchernden Dilettantismus ist er natürlich durchaus feind, wobei er niemals zögert, alle wirklich gesicherten Ergebnisse der Erb- und Rassenforschung anzuerkennen. Für Schmidt ist der Einfluß der Rasse auf die Volkwerdung, insbesondere die Vererbung seelischer Eigenschaften wissenschaftlich erwiesen. Sehr bedeutungsvoll der auch von Schmidt unternommene Nachweis, daß bereits Primärkulturen große Rassenmischungen zugrunde liegen. Für den Verfasser steht

die asiatische Herkunft der indogermanischen Hirten-Kultur fest. In manchem, was der Gelehrte über Gliederung und Bedeutung der einzelnen Rassen, über Indogermanen und Germanen, Germanen und Deutsche, Norddeutsche und Süddeutsche sagt, wird er wohl Widerspruch, da und dort vielleicht heftigem Widerspruch begegnen. Bei all seiner betont christlich-katholischen Einstellung anerkennt Schmidt die große Wichtigkeit und Berechtigung des Rassegedankens an, mögen auch die von ihm daraus gezogenen letzten Folgerungen im Gegensatz zu anderen, jetzt herrschenden Auffassungen stehen.

Stemplinger, Eduard: Die unbekannte Antike. (Justus Dörner.) Das Buch ist lebendig geschrieben, gefällt sich freilich oft in einem sehr populären Ton und reizt da und dort durch allzu billige Vergleiche und Aktualitäten zu Widerspruch. Sicherlich ist Stemplinger ein gewiegter Kenner der Antike, er hat sich auch als Horazforscher einen guten Ruf erworben. Bezeichnenderweise ist das Buch in eine Serie eingereiht, die den Titel führt: „Aktuelle Bücherei". In den Schlußfolgerungen des Buches wendet sich der Verfasser mit vielem Recht gegen die an unseren Schulen noch immer üblichen unfruchtbaren Lehrmethoden, die das wirkliche Bild der Antike entweder gar nicht sehen lassen oder es völlig verzerren. So frisch das Buch, sieht man von bestimmten Einseitigkeiten ab, auch wirken mag, verdienstlicher sind desselben Verfassers im Heimeran-Verlag in der Reihe der „Tusculumschriften" erschienenen Bändchen, nämlich: „Römischer Literaturführer" von Beginn bis Justinian 527 n. Chr., „Griechischer Literaturführer" von Homer bis Justinian 527 n. Chr. und der „Griechisch-Lateinische Literaturführer" von Justinian bis heute. Diese hübschen, wertvolle Dienste leistenden Bändchen unterrichten über Lebensgang und Wirken je der Autoren der behandelten Zeit und verzeichnen auch dankenswerterweise die vorliegenden deutschen Übersetzungen.

Stoner, Anton, P.: Die deutsche Volksseele im deutschen Volksbrauch. (Kösel & Pustet.) Der Münchner Pädagoge P. Stoner hat sich als Verfasser einer Reihe volkskundlicher Bücher einen Namen gemacht. Es war ihm hiebei vorzüglich um erzieherische Zwecke zu tun. In dem vorliegenden, ein reiches Quellenmaterial bergenden Werk wird der Einstellung des deutschen Menschen zur Arbeit in Heim, Hof und Feld, zum weiteren Menschenumkreis, insbesondere auch zur Religion nachgegangen. Hauptsächlich ist es das bäuerliche Brauchtum, von dem uns hier mit bedeutender Sachkenntnis und in anerkennenswerter Reichhaltigkeit Kunde gegeben wird. Wir werden hier in alle deutschen Landschaften geführt von einem gläubigen Katholiken, dessen Herzenswunsch es ist, durch Vermittlung

der Volkskunde das heutige junge Geschlecht im Sinne der großen christlich-deutschen Vergangenheit zu erziehen und zu bilden. Zahlreiche Bildtafeln beleben in glücklicher Weise den Text.

Trachtenbuch, Steirisches. Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. (Leuschner & Lubensky, Graz.) Mit freudiger Genugtuung kann das Fortschreiten dieses weit über die steirischen Lande hinaus bekannt gewordenen und Ruf genießenden Werkes verzeichnet werden. Wir haben es die ganzen Jahre her mit wärmster Sympathie begleitet, sein Entstehen, sein Werden geschildert und jedes neu erschienene Heft gewürdigt und begrüßt. Nun liegt nicht allein der erste Band abgeschlossen vor, sondern auch der zweite Band und damit das ganze Werk nähert sich seinem Abschluß. Es ist wohl nicht mehr notwendig, dem schönen, verdienstlichen Unternehmen noch weiter Segenswünsche mit auf den Weg zu geben. Was hier der hervorragende Volkskundler Geramb, zuerst in gemeinsamer Arbeit mit dem unvergeßlichen Konrad Mautner und dann nach dem Tode des Freundes an selbständiger Forschungstätigkeit geleistet hat, das wird nicht nur das Steirerland für immer zu schätzen wissen, sondern dessen werden auch diejenigen stets dankbar eingedenk bleiben, die sich zu dem herrlichen Land und seinen prächtigen Leuten, ohne dort eigentlich beheimatet zu sein, hingezogen fühlen. Die letzten drei Hefte des 2. Bandes behandeln Ost- und Untersteier, den Brucker Kreis, das obere Murtal und Weststeiermark und unser aller Herzensbinkerl: das Aussseerland mit dem Ennstal. Schon A. A. Schmidl schreibt in seinem 1839 erschienenen Buch „Das Kaisertum Österreich", daß die steirische Tracht zu den schönsten in Europa gehört, fern von jeder Ziererei und widersinniger Beengung des Körpers, vollkommen geeignet, die kräftige Gestalt hervorzuheben. „Alles in allem" — urteilt Geramb — „gilt also für das Aussseer Gebiet auch noch mehr als irgendwo die Feststellung Andrians (d. i. des Vaters Leopold von Andrians, Anm. v. H. Fgl.), daß es ein Mittelpunkt trachtlichen Lebens geblieben ist und seit alters her bis heute die Kraft zu örtlicher Trachtengestaltung bewahrt hat." Den Text der Hefte begleiten zahlreiche schmucke Trachtenbilder einzelner und ganzer Gruppen nach Aquarellen, Lithographien u. a., des weiteren Abbildungen von Trachtenstücken und von Strumpf- (Stutzen-) Mustern. Durch die vielen farbigen Illustrationen kommt auch das Auge völlig auf seine Rechnung. Ein liebes, schönes Werk, getragen von warmer Heimatliebe, reift hier seinem baldigen Abschluß entgegen.

Wagemann, Ernst: Narrenspiegel der Statistik. (Hanseatische Verlagsanstalt.) Narrenspiegel der Statistik, welcher erweist, wie es einem verehrlichen Publikum beliebt und

manchmal paßt, mit der Statistik Schindluder zu treiben, und wie auch eine ehrbare Zunft bisweilen sich zu vergaloppieren versteht und in welchem schließlich zum abschreckenden Exemplum für statistische und zum Trost für alle guten Leute gezeigt wird, wie Arglist und Tücke mit Hilfe des Mädchens für alles, nämlich der Statistik, alles zu beweisen nicht müde wird, bis sich am Ende alles zum Besten noch wendet. Der allsogleich dem Titel seines Werkes ungefähr diese Worte hinzufügt, ist ein bedeutender Gelehrter, Universitätsprofessor und gegenwärtig Präsident des weitesten Ruf genießenden deutschen Instituts für Konjunkturforschung, stand überdies ein Jahrzehnt lang an der Spitze der deutschen Statistik. Sein „Narrenspiegel" ist ein durchaus wissenschaftliches, durchaus gelehrtes, zugleich aber ein jedem geistig Interessierten nicht schwer zugängliches, flott, geistvoll, ja amüsant geschriebenes Buch. Wagemann selbst formuliert den Inhalt seiner Arbeit ganz vorzüglich mit den Worten: „Ganz einfach ausgedrückt werden wir im ersten Buch sehen, wie man zählt und sich verzählt, im 2. Buch, wie man vergleicht und sich dabei vergreift, im 3. Buch, wie man schätzt und sich verschätzt." Doch auch, wie man allen diesen Fehlermöglichkeiten, diesem „Höllenkreis", zu entrinnen vermag und entrinnen soll, wird gleichfalls in überzeugender Weise dargetan. Nietzsches Wort will einem trotzdem nicht aus dem Sinn, nämlich das beißende: „Die Massen sind nur in dreierlei Hinsicht interessant: erstens als Mittel für die großen Männer, zweitens als Kopie der großen Männer und drittens hole sie der Teufel und die Statistik."

* *
*

Wir nennen und empfehlen noch:

Neue Österreichische Biographie 1815—1918. Geleitet von Erw. Rolett. Mit Bildnissen von Wettstein, Auspitz, Peche, Richter, Riegl, Schalk, Schöller, Wickhoff. (Amalthea-Verlag.)

Gobineau: Der arische Mensch in Weltgeschichte und Weltkultur. (Niels Kampmann.)

Gumpert, Martin: Hahnemann. Das abenteuerliche Schicksal eines ärztlichen Rebellen und seiner Lehre, der Homöopathie. (S. Fischer.)

Lijutang: Mein Land, mein Volk. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Lucka, Emil: Die große Zeit der Niederlande. (Herbert Reichner.)

Marcks, Erich: Der Aufstieg des Reiches. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Meinecke, Friedrich: Entstehung des Historismus. 2 Bände. (R. Oldenbourg.)

Münchhausen, Börries, Frh. v.: Geschichten aus der Geschichte, einer alten Geschlechtshistorie nacherzählt. (Reclam.)

Scheffer, Thassilo: Die Kultur der Griechen. (Phaidon-Verlag.)

Schneider, Reinhold: Das Inselreich. (Insel-Verlag.)

Scott, E.: Die Stuarts. (Callwey.)

Strindberg, Frieda: Liebe, Leid und Zeit. (H. Govert.)

Weber, Max: Jugendbriefe. (J. B. Mohr.)

Philosophie, Geisteswissenschaften, Religion, Kunst.

Bendiek, Hugo, O. F. M.: Der Gegensatz zwischen Seele und Geist bei Ludwig Klages. (Franziskus-Druckerei Werl in Westfalen.) Von Jahr zu Jahr wächst die Literatur über und natürlich auch gegen Ludwig Klages, dessen Bedeutung für die Erfassung insbesondere der gegenwärtigen weltanschaulichen Bestrebungen und Gegensätze außer Frage steht. In ruhiger, sachlicher Art, dabei mit größtem Respekt vor der Klages'schen Metaphysik und seines ekstatischen Lebensglaubens setzt sich der Verfasser mit der ganzen Lehre des Lebensphilosophen auseinander. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß infolge der von Klages verkündeten metaphysischen Feindschaft zwischen Geist und Seele der Mensch im Klages'schen System seine persönliche Selbständigkeit verliere. Die Klages'sche Anthropologie übersehe die in der Persönlichkeit des Menschen wurzelnde Problematik und daß sie die tiefsten Personalerscheinungen, wie Gewissen, Scham, Reue, Sünde, Ehrfurcht, Pietät, Liebe, gar nicht kenne oder naturalistisch verzerre. — Schärfer, ja aggressiv geht Max Bense in seiner Schrift: „Anti-Klages oder von der Würde des Menschen" (Widerstandsverlag, Berlin) vor. Klages ist dem Verfasser ein Vertreter der Dekadenz, Widerspruch zu Geist und Leben sei keine Sünde, sondern mache erst das Leben groß und voll. Klages habe das Nietzsche'sche Bild verzerrt, ja verfälscht. Er nivelliere, wo Nietzsche angreift, er verrate, wo Nietzsche ringt. „Ohne die Paradoxie von Geist und Leben könne man Tier oder Pflanze, nicht aber Mensch sein ..., Mensch sein, das kann man nicht ohne Geist. Denn der Leib lebt. ... Aber auch der Geist ist keine Leiche, und in der vollkommenen Vitalität ist der Geist der Wind, der das Feuer wachhält. ..." Bense schreibt lebendig und in gepflegter Sprache.

Brukner, Fritz: Die Zauberflöte. Unbekannte Handschriften und seltene Drucke aus der Frühzeit von Mozarts Oper. Mit 11 Tafeln. (Gilhofer & Ranschburg.) Prof. Brukner, der bedeutende Kenner der Altwiener Dichtung und des Altwiener Theaters, legt uns hier ein Buch seiner Entdeckungen und seiner Sammlerkenntnis vor. Es steht längst schon fest, daß wirklich Schikaneder und nicht Giesecke der Verfasser des alles in allem greulichen Textbuches zur „Zauberflöte" war. Doch selbst diese jedem besseren Geschmack wider-

stehende, von Trivialitäten wimmelnde „Dichtung" ist zum Teil aus anderen „Schöpfungen" zusammengestoppelt. Unter den abgedruckten Texten erscheint uns „Der zweyte Teil der Zauberflöte unter dem Titel das Labyrinth oder der Kampf mit den Elementen", den gleichfalls Schikaneder, sagen wir, „produzierte", vielleicht der interessanteste. Unter den vielen wiedergegebenen Texten finden wir auch eine Parodie der Zauberflöte: „Die Zauberflöte, travestiert in Knittelversen mit Beibehaltung des größten Teiles der Mozart'schen Musik." Nach Brukner dürfte Perinet der Autor sein. Dem Theaterhistoriker wird Bruckners Arbeit sicherlich willkommen sein. Wir verweisen übrigens auf den an anderer Stelle dieses Jahrganges gebrachten Aufsatz Bruckners über „Altwiener Parodien", der ebenso wie das vorliegende Buch über die „Zauberflöte" den Verfasser als gründlichen Kenner der Altwiener Literatur erweist.

Delp, Alfr., S. J.: Tragische Existenz. Zur Philosophie Martin Heideggers. (Herder.) Die Schrift sei allen philosophisch Interessierten warm empfohlen, wie immer man sich sonst zu dem betont katholischen Standpunkte des Verfassers stellen mag. Delp erblickt in Kierkegaard, Nietzsche, Dilthey, Simmel, Bergson, Husserl, Scheler die geistigen Ahnen der Heideggerschen Existenzialphilosophie. Was hilft es — schreibt Delp gegen diese Philosophie —, den Menschen der Welt zu geben und ihm sich selbst zu nehmen? Was hilft es, darauf hinzuweisen, daß Existenz nicht ein gesichertes In-sich selbst-Ruhen bedeutet, den Menschen hinauszuweisen in die Labilität des bedrängten und schwankenden „Ex" und ihm dafür alle Ruhe, all sein Eigensein, alles beständige „Sistere" wegzustreichen? Diese Philosophie sei Aufruf zu sterbender und untergehender und haltloser und so auch sinnloser Existenz. Von der Peripherie müsse der Blick wieder zur Mitte gekehrt werden, wo die Existenz aus aller Tragik entbunden wird, weil dort, wer sein Leben verliert, es übervoll wiederfinde. Mit diesem Hinweis eines gläubigen Katholiken schließt das mit großer Wärme und außerordentlich anregend geschriebene kleine Buch.

Driesch, Hans: Die Überwindung des Materialismus. (Rascher & Co.) Der Begründer des Neovitalismus und Verfasser der „Parapsychologie" will mit dieser klar geschriebenen, auch dem gebildeten Laien nicht schwer zugänglichen Schrift den philosophischen Idealismus wieder auf den Thron setzen. Der Materialismus (gemeint ist der philosophische, doch auch dem ökonomischen und ethischen gilt schließlich zwangsläufig seine Kritik) sei eine völlig unmögliche Weltanschauung. Driesch bleibt bei seiner alten Auffassung: die anorganische Natur sei „summenhaft", das ist so viel wie mechanistisch-materialistisch, die „belebte" Natur aber „ganzheitlich", das ist

„vitalistisch-beseelt". Nur durch Überwindung des Materialismus sei für die Menschheit der Gedanke der menschlichen Freiheit und der Unsterblichkeit wieder zu gewinnen und zu retten. Driesch führt seine Feder mit kräftiger Überzeugung und starkem Temperament, sein im wesentlichen nach erfahrungswissenschaftlicher Methode geführter Kampf gegen die mechanistisch-materialistische Deutung des Seins und Geschehens hat zahlreiche Anhänger gefunden. Freilich verläßt er nicht selten den nüchternen Boden der Erfahrung und kommt mit „Parapsychologischem" und „Okkultem", deren „Tatsachen" er gegen den Materialismus ins Treffen führt. Wenn ihm von gegnerischer Seite dann bestritten wird, daß er zu den exakten Forschern gehöre, darf er sich wahrlich nicht wundern.

Ebner, Ferd.: Wort und Liebe. Aphorismen. (F. Pustet, Regensburg.) Langsam, aber stetig ringt sich die Erkenntnis von der Bedeutung dieses einsamen Denkers durch. Der Niederösterreicher Ebner war einmal einfacher Volksschullehrer, der, noch nicht ganz 50 Jahre, in Gablitz im Wienerwald 1931 gestorben ist. Es waren nicht allzu viele, die seinen Namen bereits aus den im Innsbrucker „Brenner" veröffentlichten Aufsätzen kannten; im Brenner-Verlag ist auch sein Buch: „Das Wort und die geistigen Realitäten", das jetzt der Regensburger Verlag F. Pustet übernommen hat, zuerst erschienen. „Wort und Liebe" ist ein Sammelband, der die im Nachlaß vorgefundenen Tagebuch-„Notizen" mit dem Aphorismen-Bändchen „Wort und Liebe" vereinigt. Das Ganze hat Ebners Freundin, Hildegard Jone, die Gattin des Bildhauers Humplik, liebevoll betreut. Ebner wird mit zunehmenden Jahren ein unerbittlicher christlicher Denker. Schon mit der ersten Arbeit „Das Wort und die geistigen Realitäten" hat seine geistige Revolution begonnen. Sein religiöses Denken, vielfach im Gegensatz zum herrschenden theologischen Dogma, fußt auf der Begründung der Existenz als lebendigen dialektischen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Eines der besten Worte über ihn, den nicht leicht Verständlichen, schwer Ringenden, doch alles Kreuz demütig auf sich Nehmenden, hat der Schweizer Dr. Emil Brunner gesagt: Ebner sei einer der wenigen, die Kraft und Mut hätten, „als Denker Christen und als Christen Denker zu sein". Ein schweres Lebens- und Geistesschicksal liegt da vor uns. Es ist unmöglich, in wenigen Zeilen den Gedankenbau dieses großen religiösen, anfangs von Kierkegaard stark beeinflußten, dann diesen Einfluß wieder überwindenden Denkers, der zugleich ein großer religiöser Mensch war, auch nur zu skizzieren. Ein regelrechtes System hat er freilich nicht geschaffen. Das Zentralproblem bleibt ihm das Verhältnis von Ich und Du. „Einen Kommentar zum Evangelium soll man

nicht schreiben, sondern leben." Zu seinem weiteren Verständnis verweisen wir auf zwei Schriften, nämlich die Bändchen Ferdinand Ebner: „Stimmen der Freunde", und Theodor Steinbüchel: „Der Umbruch des Denkens", beide im Verlag F. Pustet.

Geymüller, H. de: Swedenborg und die übersinnliche Welt. (Deutsche Verlagsanstalt.) Nach Geymüller war Swedenborg nicht der mystische Geisterseher, für den ihn die Zeitgenossen und die Nachwelt hielten, sondern ein richtiger Mann der Wissenschaft, Mathematiker, Philosoph, Geolog, Beherrscher der naturwissenschaftlichen Disziplinen. Freilich, vom „Materialismus" war Swedenborg trotz seiner exakten Forschungstätigkeit weit entfernt. Er vertritt im Grunde das, was wir heute ungefähr mit dem Begriff Parapsychologie verbinden. Alle seine physiologischen und psychologischen Arbeiten haben zum Zweck, die unbekannte Kraft der Wirkung des Geistes auf die Materie klarzulegen. So hat denn auch der Vertreter der Parapsychologie Hans Driesch dem Buch über Geymüller ein „Die wissenschaftliche Parapsychologie der Gegenwart" betiteltes Nachwort beigesteuert, in dem er Swedenborg aus der üblichen Einreihung in die Gruppe der mystischen Schwärmer zu befreien unternimmt. Geymüller hat uns das Bild eines parapsychologischen Swedenborg gezeichnet. Wie aber war der wirkliche Swedenborg? Das Werk Geymüllers ist zuerst in französischer Sprache erschienen und liegt hier in der von Paul Sakmann besorgten deutschen Übertragung vor.

Grabmann, Martin: Thomas von Aquin. 6., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. (Kösel & Pustet.) Diese erweiterte Ausgabe des längst als eine vorzügliche Einführung in die Gedankenwelt des Aquin geltenden Werkes enthält unter anderem ein neues Kapitel über Thomas' Ästhetik. Hinzugekommen ist auch ein Verzeichnis der wichtigsten, einwandfreien Ausgaben und Übersetzungen der Werke des großen mittelalterlichen Philosophen, was schon deshalb zu begrüßen ist, weil in verschiedenen Ausgaben manches gar nicht von Thomas stammende Gedankengut mitgeführt wird.

Gulbransson, Olaf: Es war einmal. (R. Piper.) Der bedeutende nordische Graphiker, weit bekannt als Simplizissimus-Zeichner, erzählt hier von seiner Jugendzeit in Norwegen, von Schule und Militärzeit — wie sich bei ihm fast von selbst versteht, im keckſten Lausbuben-Ton — bis er von Albert Langen in den „Simplizissimus" nach München berufen wurde. Man weiß wirklich nicht recht, ob man sagen soll, er gibt zum Text seine famosen Zeichnungen oder zu den Zeichnungen den ebenso famosen Text. Beide, Text und Zeichnungen, sind von urwüchsigster und selbstverständlich, wie bei allen einfachen

Menschen, der Gulbranssen ist, mitunter auch von derbster Komik. Björnsons Tochter hat ihm einmal gesagt: „Er schaue gerade so aus wie seine Karikaturen." Wir werden in diesem köstlichen Buch frohe Genießer von nahezu 200 Zeichnungen, die mit dem ebenso genußreichen Text zusammen getreu dem Original nachgebildet sind.

Hammer, Victor. (Zweiter Band der Bücherreihe „Österreichische Blätter", herausgegeben vom Verlag Schmidt-Dengler, Graz.) Der Name dieses bedeutenden Malers ist längst bereits über die Grenzen seiner österreichischen Heimat hinausgedrungen. Wirkte er doch im Elsaß, in Florenz, in London, überall bald in seiner edlen Kunst erkannt. Nun ist er wieder zurückgekehrt in seine Heimatstadt Wien. In dem vorliegenden, inhaltlich wie äußerlich so schön geratenen Buch erzählt oder, besser gesagt, skizziert er uns sein Leben, berichtet uns von seinen Mühen, seinem Beruf, der ihm stets hohe Berufung war und blieb. „Rückschau, Gegenwart und Ausblick" nennt er dieses geistige und künstlerische Selbstbekenntnis. Ist es auch fast ein Schlagwort geworden, daß Victor Hammer in seiner adeligen Gelassenheit, in seiner festen inneren Haltung, in seiner Wertschätzung des Redlich-Handwerklichen, in seiner Ehrfurcht vor der Form an die alten Meister erinnere, es bleibt uns nichts anderes übrig, als dieses Wort zu wiederholen. In der Dichtung hat er einen ähnlich strebenden Gefährten, gleich ihm ein Österreicher, gleich ihm ein Formstrenger und Formerfüllter: Josef Weinheber. Auch ihm hält man vor, daß ihm die Form, die Strenge und die Meisterung des Handwerklichen oberstes Postulat beim künstlerischen Schaffen sei. Sei dem wie immer. Man blickt auf die uns beglückende Porträtgalerie adeliger Menschen — die hier abgebildete Bäuerin aus Grundlsee hat durch und durch adelige Haltung —, auf Hammers Selbstbildnisse, auf seine „Russischen Juden" und so viele andere in dem wunderschön geratenen, sechzig gelungen wiedergegebene Bilder enthaltenden Band und man ist keinen Augenblick im Zweifel, wen und welchen begnadeten Künstler man in Victor Hammer vor sich hat. Daß er sich auch als Architekt versucht, daß er auch großes Augenmerk der Schriftgestaltung, der Erneuerung alter Druckverfahren zugewandt, in Florenz eine eigene Presse, von ihm „Stamperia de Santuccio" genannt, gegründet, für sie eigene Schriften geschnitten — die Samson-Schrift, die Pindar-Schrift —, gehört mit zum Gesamtbild dieses großen Schaffenden. Der ersten Auflage des in diesen Zeilen gewürdigten Buches ist außer der Wiedergabe der von dem Künstler geschnittenen Pindar-Schrift dankenswerterweise je eine Druckprobe der Hammer-Presse beigebunden. Ungemein warm berühren die Schlußworte in Hammers „Rückschau, Gegenwart und Ausblick":

„Vierzehn Jahre lebe ich nun im Ausland, aber im Ausland bin ich immer mehr zum Österreicher geworden, die Fremde hat mich meiner Heimat wieder zurückgeführt.... Mein Brot kann ich mir überall verdienen, das habe ich mir selbst genugsam bewiesen. Aber Wurzeln schlagen, in die Tiefe, in die Breite wirken, das kann man nur auf heimatlicher Erde....“ Nun schafft er wieder bei uns zu Hause in Wien und im Sommer auch in dem von uns allen geliebten Grundlsee, wo jetzt, von ihm geleitet, die „Schule für freie und strenge Künste“ errichtet worden ist. Hier ist auch passende Gelegenheit, von einem kostbaren Handdruck aus dieser Schule für freie und strenge Künste zu berichten: Max Mell, „Paradeisspiel in der Steiermark.“ Das uns vorliegende Exemplar verzeichnet als Druckernamen und Druckort: Stamperia Santuccio, Grundlsee. Dieser Handpressendruck ist auch vom Verlag Anton Pustet in Salzburg in 100 numerierten Exemplaren herausgebracht worden. Victor Hammer hat die edle Schrift geschnitten, dessen Sohn Jakob Hammer den Satz und den Druck dieses inhaltlich und äußerlich beglückenden Buches besorgt.

Keyserling, Hermann: Das Buch von persönlichen Leben. (Deutsche Verlagsanstalt.) Immer wieder greift man in Erwartung zu einem neuen Buch des Grafen Keyserling, immer wieder ist man beim Lesen der ersten Kapitel stark angeregt und von Keyserlings Geistigkeit nicht selten sogar bezaubert. Beim weiteren Lesen dann erlahmt aber das Interesse, man ermüdet und hat oft Not, das Buch zu Ende zu bringen. Keyserling ist sicherlich ein Denker von bedeutenden Maßen und ein gründlicher Beobachter von Menschen und Zuständen. Doch er überspitzt seinen Geist, er übergeistreichelt sich. Wenn man Großes mit, sagen wir nicht gerade Kleinem, so doch Kleinerem vergleichen darf: wie einfach, wie klar, wie einprägsam ist alles bei Schopenhauer, wie haftet doch alles von ihm Aufgenommene weiter im Gedächtnis, von ihm, der doch auch sozusagen ein Denker und gewißlich auch ein Durchschauer von Dingen und Menschen war. Und wie überkompliziert ist alles bei Keyserling. Nach der Lektüre fast eines jeden Buches von Keyserling, sosehr es je von seinem intensiven inneren Leben und seiner großen Welterfahrung und Weltweisheit zeugen möge, fragt man sich „was bleibt?“. Und so ist es uns auch diesmal gegangen. Seine Absicht mit diesem Buch von „Persönlichen Leben“ ist, uns in der Lebensführung zu unterweisen. Das geschieht in den zwölf Kapiteln des Buches, die da unter anderem heißen: Gesundheit, Seele, das Prinzip der Polarisation und die Ehe, Wahrhaftigkeit, Einsamkeit, Leiden, Heiligung. Wieder erfahren wir von der „Gana-Verfassung“, der „Gana-Welt“, in die uns Key-

serling bereits in den (von uns früher schon einmal ausführlich besprochenen) „Südamerikanischen Meditationen" eingeführt hat, diesem Präpsychischen, das mehr oder weniger auf die Ideen und die Schule C. G. Jungs hinweist. Es wird auch diesmal wieder ungemein viel Gescheites gesagt, Keyserling fordert entschiedene Weltoffenheit, Anerkennung alles Wirklichen und klare Erkenntnis der ungemeinen Vielfältigkeit des Menschen. Oft hat man das Gefühl eines hier vorgetragenen reinen Relativismus und ein Spötter meinte einmal, Keyserling sei der Relativist des Relativismus. Alles in allem: auch dieses Werk ein echter Keyserling, geistvoll, erlebnis- und weisheitsreich, da und dort faszinierend, letzten Endes aber doch keinen reinen, das Leben fördernden Genuß bereitend.

Menschen, die zur Kirche kamen. Selbstdarstellung moderner Gottsucher aus 21 Nationen. Herausgegeben von Pater Severin Lamping O. F. M. (Kösel & Pustet.) Ein zur Beurteilung der heutigen geistig-seelischen Spannungen, der inneren Unruhe der Zeit und der daraus entspringenden tiefreligiösen Sehnsucht überaus aufschlußreiches Sammelwerk. 43 Konvertiten, die sich zum katholischen Glauben hingezogen fühlten und sich dann völlig bekehrten, geben hier Selbstdarstellungen ihres Zentralerlebnisses. Man findet darunter viele Bekannte, viele bedeutende Namen beiderlei Geschlechts: Diplomaten, Professoren, Schriftsteller, Dichter, Offiziere, ja selbst Sportleute. Nur ein paar Namen seien hier genannt: P. Exped. Schmidt (der sich auch literarhistorisch betätigt), Paul Claudel, G. K. Chesterton, Francis James, Dr. Karl Thieme, Dudley, Don Enrique Matorras (ehemals Generalsekretär der spanischen Kommunisten), Dr. Benno Karpeles (ehemals in führender Stellung in der österreichischen Sozialdemokratie). Wie immer man sich zu diesen Bekehrungen und diesen Selbstbekenntnissen stellen mag, durchgehend bleibt das Gefühl redlichsten Ringens und durchaus echten Wandels.

Nissen, Momme Benedikt: Kultur und Seele. (Herder.) Der langjährige Gefährte und treueste Freund Langbehns, des „Rembrandtdeutschen", der gleich diesem zur katholischen Kirche übergetreten und heute das katholische Priesterkleid trägt, zeichnet hier in sieben Aufsätzen die Porträte von Trägern der Seelenkultur. Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Thomas von Kempis, Dürer, Rembrandt, Goethe, Langbehn — diese Priester, Denker, Künstler sind dem Verfasser die Repräsentanten jener echten Seelenkultur, die sich nur aus dem Zusammenwirken von Kirche und Volkstum ergeben könne. Momme Nissen, der ja auch Maler ist, verfügt über einen bildkräftigen Stil. Alles in diesem Buch ist vom Blick des katholisch Gläubigen gesehen, doch ist Nissen durchaus kein Eiferer

und vermag auch einem solchen „dezidierten Heiden" wie Goethe gerecht zu werden und für dessen „christlichen Humanismus" warme Worte zu finden.

Petersen, Erik: Die Kirche aus Juden und Heiden. (Ant. Pustet.) Die Schrift ist eine Wiedergabe dreier auf den Salzburger Hochschulwochen gehaltenen Vorträge des Bonner Kirchenhistorikers und behandelt, entscheidende Kapitel des Römerbriefes kommentierend, das Judenproblem, wobei auch den aktuellen Fragen nicht ausgewichen wird. Im wesentlichen spricht hier der Theologe, und zwar mit einer erfreulichen Freiheit und Klarheit.

Pfeiffer, Johannes: Existenzphilosophie, eine Einführung in Heidegger und Jaspers. (Felix Meiner.) Eine treffliche, auch soweit dies möglich ist, gemeinverständlich gehaltene Einführung in das Gedankengut der heute schon zu großer Bedeutung gelangten Existenzphilosophie. Der nicht umfangreichen Schrift eignen die gleichen Vorzüge der methodischen Klarheit wie dem in der diesmaligen Abteilung „Literatur, Literaturwissenschaft" besprochenen Büchlein „Umgang mit Dichtung" desselben Verfassers.

Phaidon-Ausgaben.

Der Phaidon-Verlag hat sich mit seinen charakteristischen Ausgaben längst schon ein Kulturverdienst erworben. Was wir ihm besonders hoch anrechnen, ist sein Bemühen, nur bedeutendes, anerkanntes und bleibendes Kulturgut wieder zu vermitteln, wie das in seiner Reihe „Hauptwerke der Kulturgeschichte" geschieht. Unter den Autoren und Bearbeitern trifft man die bewährtesten Namen des auf kultur-, kunst- und geistesgeschichtlichem Gebiete tätigen Forscher- und Gelehrtentums. So Wilhelm Waetzold, Leo Frobenius, Carl Voßler, Eckart von Sydow, Josef Gregor, zu denen sich auch Dichter wie Rudolf Alex. Schröder gesellen. Was hier nur schon vom Gesichtspunkte eines verlegerischen Wagemutes, ebenso der Reproduktions-Technik geleistet wurde, darf rühmend hervorgehoben werden. Die verschiedenen Ausgaben sind übrigens schon längst ihren guten und weiten Weg gegangen. Aus Raumrücksichten können wir hier nicht des näheren auf die einzelnen Erscheinungen eingehen, müssen uns also außer diesem sehr summarischen Hinweis mit knappen Kennzeichnungen der Werke begnügen. Der Übersichtlichkeit halber führen wir hier nebst den kunstgeschichtlichen Bänden auch die historische Stoffe behandelnden oder in das Gebiet des Kulturgeschichtlichen reichenden Erscheinungen an: J. H. Breasted, Die Geschichte Agyptens. Mit einem Anhang: Die ägyptische Kunst von Hermann Ranke. Vor einem Vierteljahrhundert bereits gab Ranke zum erstenmal diese Geschichte Agyptens des Amerikaners Breasted her-

aus. Das bedeutende Werk, das bei aller Berichtigung einzelner Züge durchaus nicht als veraltet gilt, erscheint nun in einer neuen, durch den stattlichen Bilderanhang vermehrten Ausgabe, der der Anschaulichkeit des Textes gute Dienste leistet. Es sind nicht weniger als 350 Kupfertiefdruckbilder nebst verschiedenen Wiedergaben in Farben, die uns hier erfreuen. Der Herausgeber H. Ranke steuert eine überaus fesselnde Abhandlung über die ägyptische Kunst bei. — Leopold von Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Dieses Meisterwerk bedarf wohl keines weiteren Rühmens. Es wird, wie die meisten Neuausgaben des Phaidon-Verlages, ungekürzt gebracht. Auch dieser Band veranschaulicht den behandelten Zeitstoff durch Beigabe von 120 Kupfertiefdruckbildern. — Cornelius Tacitus sämtliche Werke. Sie enthalten: Die Redner — Agricola — Germania, Historien — Annalen. Der Übertragung liegt die alte Übersetzung von W. Boettticher in der von einem Ungenannten 1864 überarbeiteten Fassung zugrunde. Die Eigenart des taziteischen Stils ist in dieser Übertragung noch einigermaßen fühlbar. — Henri Thode: Franz von Assisi und der Anfang der Renaissance. Die vortreffliche Übertragung des berühmten, auch hier ungekürzt wiedergegebenen Werkes stammt von Otto von Taube. Nebst der Legendensammlung, den Blüten des heiligen Franziskus, werden noch zwei eigene Schriften des Franziskus gebracht. Wie immer auch hier ein eindrucksamer Bilderapparat. — Waldemar von Seidlitz: Leonardo da Vinci. Kurt Zoege von Neunteuffel hat aus dem Nachlaß Seidlitz' diese neue Ausgabe hergestellt. Dabei konnte das mit zahlreichen Verbesserungen und Ergänzungen versehene Handexemplar von Seidlitz benützt werden. Die Leonardo-Forschung hat natürlich seither, wie der Verlag selbst bemerkt, nicht Halt gemacht. Ein Standard-Werk wie das von Seidlitz sei aber kein Lehrbuch, das immer wieder völlig zeitgerecht gemacht werden müßte, sondern ziehe seine Kraft aus der gesamten Anschauung eines Forschers und der vollendeten Darstellungsgabe. Dem stattlichen Bilderteile (200 Kupfertiefdrucke) wurde wieder anerkennenswerte Sorgfalt zugewandt. — Wilhelm Waetzold: Dürer und seine Zeit. Waetzold wollte ein menschliches und kein gelehrtes Dürer-Buch schreiben. Es sticht auch wirklich und in weiten Maßen von den üblichen Künstler-Monographien ab und bemüht sich im Streit der vielen Auffassungen über Dürer um große Objektivität, was allerdings bei aller sonstigen dafür eingesetzten Herzenswärme eine gewisse Farblosigkeit mit sich bringt. Lebendig ist der kulturgeschichtliche Hintergrund der

Dürer-Zeit geschildert. Dürer wird hier durchaus nicht zu den ausgesprochenen Anhängern Luthers gezählt: der Meister ist ja stets seiner katholischen Kirche und Lehre treu geblieben. Seine Kunst mag wohl die des Reformationszeitalters gewesen sein, doch nicht die Kunst des Protestantismus. 350 Kupfertiefdruckbilder und eine Reihe farbiger Tafeln haben auch diesem Band sein besonderes und so erfreuliches Gepräge gegeben. — 500 Selbstporträts von der Antike bis zur Gegenwart nennt sich ein weiterer schöner Kunstband des Verlages (Selbstbildnisse von Malern, Selbstdarstellungen in Zeichnungen, Plastiken, Radierungen, Selbstkarikaturen und Maskendarstellungen). Der Bogen spannt sich von der frühesten Selbstdarstellung eines ägyptischen Künstlers bis zu Kolbe, Beckmann, Hodler, Slevogt, Mestrovic, Barlach. Rembrandt und Dürer sind natürlich stark vertreten. Verlockend hier psychologische Studien zu machen. Wer es tut, dürfte wohl auf seine Kosten kommen. Die Herausgabe dieses besonders schön geratenen Bandes besorgte Ludwig Goldscheider, der nicht allein redlich bemüht war, das umfangreiche Material von allen Seiten und aus allen Zeiten zusammenzutragen, sondern auch eine von seinem Fleiß zeugende, größere, die ganze Zusammenstellung registrierende Einleitung beisteuerte. Diesem Prachtband reihen sich an Schönheit und Güte noch zwei weitere Kunst-Publikationen an: „Rembrandts Gemälde", von A. Bredius herausgegeben, und Hans Tietze, „Tizian", 2 Bände. Bredius hat nur jene Bilder eingereiht, deren Echtheit ihm über jeden Zweifel erhaben schien. Es sind nicht weniger als 630. Das Werk ist nach Stoffgebieten, wie Porträte, Landschaft und Tier, Geschichte, Mythologie und Allegorie, gegliedert. Ausgezeichnet wirkt hier bei Wiedergabe der Rembrandtschen Gemälde die Kupfertiefdruck-Technik. Das Ganze ist eine der erquickendsten Leistungen des Verlages. — Die Tizian-Ausgabe bringt im ersten Band eine große, umfassende Monographie aus der Feder Hans Tietzes und einen Tafelband mit 300 auch farbigen Abbildungen. Dieser Bilderband wird auch einzeln abgegeben. Zum Schluß noch eine kurze kritische Bemerkung, die wir jedoch nicht als Mäkelei aufgefaßt wissen wollen. Es darf in der Mehrzahl nicht Porträts heißen, sondern Porträte. „Selbst-Porträts" ist falsch.

Prestel-Bücher: I. Alte deutsche Meisterzeichnungen. Einführung und Auswahl von Edmund Schilling. Mit 56 ganzseitigen Abbildungen in Kupfertiefdruck. II. Deutsche Romantiker-Zeichnungen. Einführung und Auswahl von Edmund Schilling. 46 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck.

III. Altdeutsche Kupferstiche. Einführung und Auswahl von Peter Hahn. 65 Abbildungen in Kupfertiefdruck. IV. Tierzeichnungen aus 8 Jahrhunderten. 59 Abbildungen in Kupfertiefdruck. V. Bildnis und Gestalt der Frau in Meisterzeichnungen aus 5 Jahrhunderten. Einführung und Auswahl von J. Matthey. 57 Abbildungen in Kupfertiefdruck. (Sämtliche Prestel-Verlag, Frankfurt am Main.) Neben dem wertvollen kunsthistorischen Texte ist in diesen Prestel-Büchern vor allem auch die vollendete Wiedergabe der Bilder zu rühmen. Auch die beigegebenen Charakteristiken zu dem jeweiligen Gegenstand sind in ihrer der Anschaulichkeit nicht entbehrenden Knappheit wertvoll. Jedem einzelnen Bilde ist überdies noch eine kurze Erläuterung beigegeben. Der besonders schön geratene Band „Bildnis und Gestalt der Frau" zeigt uns die Wandlungen des Frauenbildnisses von den frühen Italienern, den Schweizern und deutschen Meistern bis zu Ingres und dem Präraffaeliten Dante Gabriele Rosetti. Das Äußere der Bände schmeichelt sich dem Auge auch durch das je auf dem vorderen Einband-Deckel in mehrfarbigem Offset-Druck angebrachte Titelbild ein. Das ganze, durchaus eigenartige Unternehmen verdient große Anerkennung und weiteste Verbreitung.

Renan, Ernst: Paulus. Neu übersetzt von Erich Franzen. (S. Fischer.) In einer Zeit großer religiöser Bewegung und Auseinandersetzung ist es wohl zu verstehen, daß Renans Buch über den Apostel Paulus jetzt in deutscher Übersetzung in das Licht gehoben wird. Renans Stellung zum Christentum und zur Gestalt Jesus' ist hinlänglich bekannt. Seine Betrachtung und Darstellung ist immer heftig angefochten worden. Insbesondere hat die Art, wie der große französische Gelehrte Christus vielfach als einen auch zur Satire und Ironie hinneigenden, über dem Treiben der Welt stehenden Philosophen hinstellt, begreifliches Unbehagen hervorgerufen, mag auch sonst das ganze Werk, namentlich durch die darin offenbarte umfassende Kenntnis antiker Zustände, zu bedeutendem Ruf gelangt und die weiteste Verbreitung gefunden haben. Ganz im Gegensatz zu Christus ist Paulus dargestellt, „der das Joch seines Glaubens nicht einen Augenblick vergessen konnte". Dem Jerusalemer Juden-Christentum sei in Paulus der größte Gegner erstanden, nach Renan ist Paulus sogar „der erste Protestant, der wahre Vorläufer des Protestantismus", ein Satz, der vielfach Kopfschütteln hervorrufen muß und so ganz im Gegensatz zu dem steht, wie gerade heute protestantische Kreise sich dem Apostel gegenüber einstellen. Leidenschaftlich bekämpft übrigens Renan den paulinischen Geist. „Jeder Rückfall in den paulinischen Geist sollte eine Niederlage für den menschlichen Geist bedeuten." Die

hohen literarischen Vorzüge des Renanschen Werkes, die wesentlich zu dessen Ruhm beigetragen haben, bleiben unbestritten. Ein die vorliegende deutsche Ausgabe erläuterndes, sehr lesenswertes, freilich auch sehr subjektiv gehaltenes Vorwort von Peter Meinhold, der gemeinsam mit Heinrich Lammers auch die nötigen Anmerkungen verfaßte, soll nicht unerwähnt bleiben.

Schlegel, Friedrich: Neue philosophische Schriften. Herausgegeben von Josef Körner. (Gerhard Schulte-Bulmke, Frankfurt am Main.) Der Band vereinigt vier bisher völlig unbekannte Schriften Friedrich Schlegels. Ihre Publizierung verdanken wir dem Forscherglück Josef Körners, der sich seit langem als besonderes Forschungsgebiet die Frühromantik gewählt hat. Ein Teil der nunmehr veröffentlichten Schriften befand sich in einem versiegelten Konvolut von Briefen, die August Wilhelm von Schlegel, als er vor Napoleon floh, auf dem Frau von Staël gehörigen Schloß Coppet am Genfer See zurücklassen mußte. Die von Körner nun bekanntgegebenen Schriften betreffen die Hörer-Nachschrift einer Vorlesung über Transzendentalphilosophie, ferner Aufzeichnungen zu einer philosophischen Vorlesung für Frau von Staël, sodann zwei verschollene Rezensionen über die Philosophie F. H. Jacobis und ein eigenhändiges Manuskript „Von der Schönheit der Dichtkunst". Körner will den Beweis erbringen, daß Friedrich Schlegel ein vollständiges System seines Weltbildes besessen hat und daß er nur durch äußere Umstände verhindert worden war, es vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Ebenso ist der Herausgeber bemüht, das Konvertitentum des Romantikers als das zwangsläufige Ergebnis von dessen gesamter geistig-religiösen Entwicklung aufzuzeigen. Nach Körner müßte überhaupt die ganze bisherige Romantik-Forschung umlernen. Für ihn steht die intellektuelle Redlichkeit wie die denkerische Genialität Friedrich Schlegels außer Zweifel. Jedenfalls hat Körner mit seiner von ihm eingehend erläuterten Veröffentlichung neue Furchen für die Erforschung der frühen Romantik gezogen.

Spitzwegbuch, Das. Mit Texten von Josef Bernhart. (Josef Müller, München.) Die Neuauflage des auch von uns einmal angezeigten eigenartigen Buches. Josef Bernhart, der Münchner Kunstgelehrte, nebstbei auch ein wenig Dichter, tischt uns nämlich hier nicht irgendwelche trockenen Bild-Analysen auf, sondern hat zu den lieben Spitzwegbildern immer irgend etwas dazuphantasiert, eine Skizze, ein Gedicht, auf Münchnerisch oder Hochdeutsch, lauter liebe Sächelchen, die viel frischer wirken als etwa gelehrtes Zergliedern der Bilder. So hat denn dieses Spitzwegbuch, wie wir es schon seinerzeit sagten, einen besonderen Schmiß erhalten. Das Bildermaterial ist auch in der neuen

Auflage sehr gut wiedergegeben und so darf man das so eigenartig und schön geratene Buch noch einmal warm empfehlen.

Theater, Ewiges: Salzburg und seine Festspiele. Herausgegeben von Erwin Kerber. (R. Piper.) Ein Lobgesang auf die alte Mozart-Stadt. Wir wollen nicht Kohlen nach New Castle tragen, das Buch lobt sich von selbst. Salzburg ist immer mehr Mittelpunkt der musikalischen Welt geworden. Der Herausgeber, der gegenwärtige Direktor der Wiener Oper, gibt einen fesselnden Überblick über fünfzehn Jahre Salzburger Festspiele, ihm schließen sich mit gedankenreichen Aufsätzen Bernhard Paumgartner, der Direktor des Salzburger Mozarteums, Josef Gregor, der bedeutende Theaterfachmann und -historiker, Bruno Walter und Max Reinhardt an. Freudig begrüßt man den Abdruck des vielgenannten Essays von Hofmannsthal „Das Publikum der Salzburger Festspiele". Das inhaltsreiche Buch weist prächtigen Bildschmuck auf, der uns die landschaftliche und architektonische Schönheit der Festspielstadt sowie die szenischen Bilder der Theateraufführungen vor das Auge bringt.

Zimmer Heinrich: Indische Sphären. (Schriften der „Corona", R. Oldenbourg.) In vier großen Abhandlungen legt uns der Heidelberger Sanskritist Heinrich Zimmer sein neues Buch vor, das sich seinem früheren kleineren Buch „Über das ewige Indien" anreiht. Zimmer ist sichtlich von Gedankengängen der modernen Seelenforschung beeinflußt, namentlich von C. G. Jungs Theorien vom „kollektiven Unbewußten". Den Indern sei es aber gegönnt gewesen, mehr aus der Tiefe herauszuholen, mehr von Unbewußtem in Erfahrung zu bringen als uns. Für ihn ist der Mythos Zentrum aller Betrachtungen über die indische Kultur, die indische Seele und Welt. Unserer abendländischen Erkenntnis-Möglichkeit steckt der Verfasser Grenzen. So sagt er über den Buddhismus. „Näher als dem Worte, das ihn bereden will, scheint er dem Worte, das an ihm verstummt." Die „Indischen Sphären" haben trotz ihrer wissenschaftlichen Untermauerung nicht eigentlich den fachwissenschaftlichen Leser im Auge, sondern alle Kreise, die wissen, welche Kostbarkeit die Welt in dem indischen Gedankengut besitzt. Und die schriftstellerische und darstellerische Künstlerschaft Zimmers wird auch nicht vergebens um solche Leser werben.

* *
*

Wir nennen und empfehlen noch:

Deutsche Kunst: Eine Auswahl ihrer schönsten Werke von Wolfg. Graf von Rothkirch. (Propyläen-Verlag.)

Kaßner, Rudolf: Von der Einbildungskraft. (Insel-Verlag.)

Kayser, Rudolf: Kant. (Phaidon-Verlag.)

Philosophen-Lexikon. Bearbeitet von Eugen Hauser,

Werner Ziegenfuß, Gertrud Jung. Bisher 5 Hefte. (Mittler & Sohn.)

Strzygowski, Josef: Aufgang des Nordens. (Schwarzhäupter-Verlag.)

Sammlungen — Reihenbücher.

Kröner'sche Taschenausgaben (Kröner).

An erster Stelle dieser Abteilung möchten wir der Sammlung der Krönerischen Taschenausgaben Worte wohlverdienter Anerkennung widmen. Klein, fast unscheinbar beginnend, ist sie, langsam wachsend und anfänglich fast ohne Plan, zu einer erstaunlichen Höhe emporgediehen, heute fast das gesamte geistesgeschichtliche Gut der Menschheit beherbergend. Wir können uns hier schon aus Raumrücksichten nicht in Einzelheiten ergehen, verweisen jedoch auf das Ganze des prächtigen Unternehmens, das fast mit jedem Vierteljahr um einen neuen wertvollen Band bereichert wird. Ein Band sei jedoch gleich an dieser Stelle besonders hervorgehoben: „Das philosophische Wörterbuch von Heinrich Schmidt", das jetzt, mit 40 Bildnissen versehen, in 9. Auflage erschienen ist. Vor Jahren zum erstenmal als dünnes Bändchen herausgekommen, bietet es sich heute als stattliches und doch noch handliches Buch dar. Weit über die ausgesprochenen Philosophiebeflissenen hinaus leistet es allen, die sich von philosophischem Denken angezogen fühlen, ausgezeichnete Dienste. Einen großen Vorzug dieses Wörterbuches bildet auch die Objektivität, deren sich der Herausgeber befleißigt, sie zumindest immer anzustreben bemüht ist, was nicht hindert, daß seine persönliche philosophische Überzeugung doch immer wieder in Erscheinung tritt. So empfiehlt Schmidt, der durchaus dem katholischen Kulturkreis fernsteht und eigentlich auf der anderen Seite der Barrikade sich befindet, im Anhang zum Wörterbuch des namentlich in Österreich sehr geschätzten Philosophen und Pädagogen Willmans vorzügliches Büchlein „Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung". Nur wenigen ist es heute gegönnt, sich in ein Gesamtwerk eines Denkers, Schriftstellers oder Dichters zu versenken; Auswahlen, Zusammenstellungen, wenn sie nur, wie bei den Krönerischen Taschenausgaben, kundigen und mit Verstand zu Werke gehenden Fachleuten anvertraut sind, leisten beste Dienste. Auch den Gelehrten. Denn gerade sie stoßen immer wieder auf Grenzgebiete, die ihr Fach berühren und die sie zumindest zu überschauen sich gedrängt fühlen. Getrost mag da zu den Krönerischen Taschenausgaben gegriffen werden, die im wesentlichen nie versagen und überdies noch durch mannigfache Literaturhinweise

weiteren Kenntnisdrang befriedigen. Gerne sei auch der handlichen Form der Bände, des guten Druckes und der gediegenen blauen Leinenhülle gedacht, die der ganzen Sammlung ihr charakteristisches äußeres Gepräge geben. Im nachfolgenden wollen wir die in letzter Zeit erschienenen neuen Bände mit kurzer Kennzeichnung ihres Inhalts und ihrer Bedeutung anführen.

Jakob Burckhardts Briefe: Zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt, chronologisch geordnet, vom Herausgeber Fritz Kaphahn mit einer eindringlichen und einfühlsamen, des großen Kulturhistorikers nicht gerade leicht zu ergründende Persönlichkeit porträtierenden Lebensskizze versehen. Dankenswert das beigefügte Personenregister.

Thomas Carlyle: Heldentum und Macht. Darin die von Michael Freund besorgten Meisterschriften „Cromwell", „Napoleon", „Chartismus", „Past and Present" sowie die bedeutsamsten Essays dieses Künders eines „Soldatischen Sozialismus".

Die Brüder Grimm: Ewiges Deutschland. Ihr Werk im Grundriß herausgegeben von Will Erich Peuckert. Einer der beglückendsten Bände der Sammlung. Er enthält die gewichtigsten und ewig jungen Schriften der Brüder Grimm, dieser Wiedererwecker deutscher Vergangenheit: Auswahl aus den grundlegenden, zusammenfassenden Einleitungen zu den Hauptwerken und Wiedergabe einzelner Teile daraus. Selbstverständlich auch eine Auswahl aus den berühmten „Kleinen Schriften", das Ganze vom Herausgeber zu einem prächtigen Bild dieses großen Brüderpaares und dieser echten deutschen Menschen zusammengefügt.

Johann Gottfried Herder: Mensch und Geschichte. Der Herausgeber Willi Koch will mit diesem Band aus den Schriften Herders, dieses Genies der Anregung und eigentlichen Begründers der modernen Geisteswissenschaft, den Kern der Gedanken herauslösen und damit die „gesamte Denkgeschichte Herders" einer breiten Leserschichte bekannt machen. Das weitschichtige Werk Herders, dieses glühenden Menschen, erstreckt sich über Probleme der Sprache und Dichtung, der Geschichte, des Volkstums, der Religion und der Menschheitsentwicklung im allgemeinen. Willi Kochs knappe Einleitung gibt ein vorzügliches Bild der Herderschen Persönlichkeit und seiner Ideenwelt.

Paul de Lagarde: Schriften für Deutschland. Herausgegeben von August Messer. Lagarde: Der unentwegte Deutsche, nie Zufriedene, ewige Mahner, schärfste Kritiker der Gegenwart, gleich Jakob Burckhardt im Grunde Pessimist. Der kundige Herausgeber August Messer will bei dieser Auswahl, die über die berühmten „Deutschen Schriften" hinausgeht, seine Selbständigkeit bewahren und so im Geiste des „Führers zu innerer Selbständigkeit" handeln, indem er sich bei der Auswahl nur auf das beschränkte, was er von Lagarde für positiv aufbauend hält.

Immanuel Kant: Die drei Kritiken in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtwerk. Eine überaus verdienstliche Leistung. Hier wird der gedankliche Grundgehalt des Kantschen Monumentalbaues von dem bedeutenden Kantforscher Raymund Schmidt durch Wiedergabe der Hauptpartien aus allen drei Kritiken und den gewichtigsten Schriften zur Religions- und Rechtsgeschichte sowie zur Erziehungsphilosophie zusammengezogen. Beträchtliche Dienste leistet der verbindende und erläuternde Text des Herausgebers. Ein wirklich auch dem Novizen der Philosophie ungemein dienliches Hilfsmittel zum Verständnis dieses sonst gewiß nicht leicht verständlichen großen Königsbergers.

Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte über-

setzt und eingeleitet von Wilhelm Capelle. Dieser Band der Sammlung ist besonders schätzenswert. Er bringt die wertvollsten und umfassendsten Übersetzungen der Vorsokratiker, die, immer wieder mißverstanden, auch von Nietzsche in der bekannten Art gedeutet, vielfach als bloße Aufklärer und Materialisten hingestellt worden sind, von denen es aber nur einzelne und auch diese nur bedingt waren. Es werden hier die Texte der großen griechischen Denker von den Orphikern an bis zu den Sophisten in guten Übertragungen gebracht. Beigefügt sind die antiken Berichte der sogenannten Doxographen, das sind die Berichte über die vorsokratischen Denker.

Plutarch: Helden und Schicksale; Römisches Heldenleben. Herausgegeben von W. Ax. Diesen beiden Bänden ist das „Griechische Heldenleben" vorausgegangen, so daß der Plutarch in der Krönerschen Taschenausgabe nunmehr als Ganzes vorliegt. Im „Heldenleben und Schicksale" erstrahlt der ganze Glanz der Plutarchschen Menschenschilderung. Es sind nicht die ganz Großen, die hier konterfeit werden, es sind Männer, bei denen die Geschichte nur für Augenblicke verweilt hat: überragende Gestalten aus einem Guß, doch auch problematische Naturen: Dion, Pelopidas, Phokion, Coriolan, Cicero, Brutus u. a. Der Band „Römisches Heldenleben" umfaßt die berühmten Meisterbiographien des großen Heldendarstellers: Fabius, Cato, die Gracchen, Marius, Sulla, Pompeius, Caesar. Plutarch ist bei dem heutigen Geschlecht stark in den Hintergrund getreten, der gegenwärtige Zug zu heroischer Lebensauffassung dürfte ihn wieder, insbesondere der Jugend, näherbringen, die hier den besten Anschauungsunterricht erhält, wie ein Volk zur großen Nation und zur Weltmacht emporwächst.

Leopold v. Ranke: Geschichte und Politik. Herausgegeben von Hans Hofmann. Der Band vereinigt die nicht immer leicht zugänglichen, verstreuten Aufsätze, wie „Frankreich und Deutschland" aus der ersten Periode des Historikers, die berühmte Abhandlung über „Die großen Mächte", den seinerzeit dem bayrischen König Max II. gehaltenen Vortrag über „Epochen der neueren Geschichte", des weiteren die kurzen Aufsätze zur Geschichtsphilosophie und zur Methode der Geschichtsforschung. Ranke will nichts von einem steten Fortschritt in der Geschichte wissen, für ihn formt jedes Zeitalter sich seine Sinngebung. Der christliche Grundgedanke in der Rankeschen Geschichtsauffassung kommt auch in der Überzeugung von der Einheit der Menschheit und der Universalität der Geschichte zum Ausdruck; dabei wird jedes große Volk bemüht sein, den menschlichen Geist in einer neuen Form zur Erscheinung zu bringen.

Sueton: Zäsarenleben. Herausgegeben von Rudolf Till. Hadrians Geheimsekretär Sueton blieb die Hauptquelle für die Kunde der römischen Kaiserzeit. In dem mit Plutarch und Tacitus gebildeten Dreigestirn ist er wohl, was die Einzelheiten der Schilderungen anlangt, der ergiebigste. Seiner Stellung als Geheimsekretär verdankt er die Kenntnis eines ausgedehnten Stoff- und Tatsachenmateriales. Er weiß viel und scheut sich auch nicht, aus seiner ungeheuren Materialsammlung auch das Greulichste und Grauenhafteste wiederzugeben, mag auch vieles davon nur reiner Klatsch sein. Sein Zäsarenleben umfaßt den Lebenslauf der ersten 12 römischen Kaiser mit Einschluß Caesars, deren Zügellosigkeiten, Ausschweifungen und Grausamkeiten schonungslos, wenn auch nicht immer mit historischer Objektivität, aufgedeckt werden, wobei er allerdings sine ira et studio verfährt, die Tatsachen mehr oder weniger nur registrierend. Der von Till gut betreute Band bringt 15 Bildnisse nach alten Skulpturen und eine Stammtafel.

Heinrich von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Heinrich Hefftter. 2 Bände. Noch heute geht die Kunde von Treitschkes hinreißender Redegewalt in dessen Berliner Universitätsvorlesungen, ein

Temperament, das auch sein berühmtes Geschichtswerk „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" durchglüht. An wirklicher Objektivität hat es ihm freilich nicht selten gemangelt. Insbesondere, was die Beurteilung der österreichischen Dinge anlangt. Doch war er nicht nur ein großer Gestalter, sondern auch ein glanzvoller Schriftsteller, an dessen feuriger Sprache sich alle, die sich ihm nahen, entzünden. Die vorliegende Ausgabe bringt, nur um Unwesentliches gekürzt, das ganze große Geschichtswerk des bedeutenden nationalen Geschichtsschreibers.

Thomas v. Aquino. Summe der Theologie, zusammengefaßt und erläutert von Josef Bernhart. II. Band: Die sittliche Weltordnung. Dem von uns seinerzeit an dieser Stelle bereits gewürdigten I. Band folgt hier der II. Auswahlband, der die allgemeine Ethik dieses gewaltigen Denkers behandelt. Ein noch fehlender III. Band soll die Kenntnis des berühmten Systems der katholischen Lehre noch vervollständigen.

Das Neue Testament. Verdeutscht von Wilhelm Michaelis. Erster Band: Die Evangelien. Michaelis will eine wissenschaftlich gesicherte Übertragung darbieten, wobei er des öfteren den Mut aufbringt, seine Einleitungen in den Text zu verweben. Michaelis Übertragung und deren Kommentare — auch eine Darstellung über die Überlieferung des Textes des Neuen Testamentes und die Entstehung der neuen Evangelien wird mitgegeben — sind gut unterkellert, die Erläuterungen fußen auf Ergebnissen und Erkenntnissen der modernen neutestamentlichen Wissenschaft. Bei aller strengen Sachkunde ist die Ausgabe volkstümlich gehalten, es bedarf zu ihrer Lektüre durchaus keiner Fachkenntnis.

Musik der Nationen. Eine Musikgeschichte von Ernst Bücken. Der Bogen dieser von dem bekannten Verfasser des Handbuches der Musikwissenschaft dargebotenen Gesamtdarstellung der Musikgeschichte spannt sich vom alten Orient bis in die jüngsten Tage. Es ist durchaus kein eigentliches, besondere musikalische Kenntnisse voraussetzendes Fachbuch, alle Fachausdrücke werden gemeinverständlich erläutert. Diesem Werke einer musikalischen Stilgeschichte ist es vornehmlich darum zu tun, den nationalen Charakter der einzelnen Musikvölker in der gesamten Entwicklung der Tonkunst herauszuarbeiten, der, aus den volkhaften Begabungsfaktoren herauswachsend, sich zu einer nationalen Ganzheit zusammenschließt. Eine dankenswerte Beigabe bilden die 40 den Band schmückenden Musikerporträte.

Meyers Bunte Bändchen. Jedes Bändchen mit ungefähr 12 bis 16 mehrfarbigen Abbildungen und 40 Seiten Text. (Bibliographisches Institut.)

Diese bunte Reihe, die ja ihren Weg bereits gemacht hat, auch hier anzuzeigen, erwächst aus der Verpflichtung, ein mutiges, noch mannigfacher Ausgestaltung fähiges Unternehmen nach Gebühr zu würdigen. In diesen reizvollen, gustiösen, jetzt schon zu einer stattlichen Reihe angewachsenen Bändchen ist ein sich über fast alle kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Gebiete erstreckendes Material aufgestapelt, das, von Fachleuten betreut, in einer volkstümlichen und unterhaltsamen Art unterbreitet wird. Der große Reiz dieser bunten Bändchen — daher auch ihr Titel — geht von den beigegebenen Bildern aus, worunter nicht wenige nach alten, zum Teil schwer zugänglichen Vorlagen wiedergegeben werden. Fast jedes dieser Bändchen kann auch den Wettlauf mit den bekannten mehrfarbigen Bändchen der Insel-Bücherei aufnehmen. Manche hier nach alten Herrlichkeiten gebotene Farbentafel wird in ihrer Farbenfreudigkeit zu

einer Augenweide. Drucktechnische Gestaltung wie überhaupt die ganze Gewandung der Reihe sind wohl geraten. Wir können hier schon aus Raumrücksichten nicht jedes einzelne dieser netten, Belehrung und Unterhaltung zugleich bietenden Büchlein besonders würdigen, doch schon aus deren Aufzählung kann man die Vielfalt der Themen ersehen und wie viel wertvoller Kulturbesitz hier in eindrucksvoller Art weiten Schichten in Erinnerung gebracht wird. Wer nicht allzuviel im Beutel hat und doch sich oder den Seinen eine Freude machen möchte, greife zu diesen kleinen farbigen und so wohlfeilen bunten Bändchen. Im nachfolgenden geben wir ein Verzeichnis der bisher erschienenen Bände der Reihe:

Deutsche Volkstrachten, von Dr. Oswald A. Erich; Aus deutschen Chroniken, von Dr. Werner Schultze; Deutsche Bibeln, von Dr. Friedrich Schulze; Deutsches Recht, von Dr. Wilhelm Fuchs; Die deutschen Reichskleinodien, von Prof. Dr. Fritz Traugott Schulz; Deutsche Waldbäume, von Dr. Walter Rammner; Das Nibelungenlied, in der Nacherzählung von Hans Friedr. Blunck; Bekränzter Jahreslauf, ein Festkalender für alle Zeit, von Dr. Erhart Kästner; Deutsche Spielkarten, von Otto Reisig; Deutsches Kunstempfinden, von Dr. Ernst Herbert Lehmann; Der deutschen Nation Landsknecht, von Dr. Hans Stöcklein; Von altdeutscher Heilkunst, von Dr. Ludwig Englert; Bauernmalerei, von Dr. Joseph Maria Ritz; Alte deutsche Landkarten, von Dr. Edgar Lehmann; Osterbräuche, von Dr. Friedrich Heinz Schmidt; Chinesisches Bilderbuch, von Dr. Egon Cäsar Conte Corti; Die Meistersinger, von Dr. Kurt Sauer; Die erste deutsche Eisenbahn, von Prof. Dr. Fritz Traugott Schulz; Die Briefmarke als Weltspiegel, von Max Büttner; Die Feme des deutschen Mittelalters, von Dr. Karl Pagel; Von Studenten, Magistern und Professoren, von Prof. Dr. Paul Szymank; Perserteppiche, von Dr. Marie Schuette; Die Entdeckung Amerikas, von Dr. Egon Cäsar Conte Corti; Die deutschen Segelschiffe, von Dr. Conrad Tegtmeier; Von Jagd und Waidwerk, von Dr. Ludwig Roth; Fahnen, Flaggen und Standarten, von Dr. Erich Günther Blau; Roß und Reiter, von Dr. Egon Cäsar Conte Corti; Die Mode in fünf Jahrhunderten, von Dr. Wolfgang Bruhn; Aus der Chronik des Bibliographischen Instituts, von Dr. Werner Schultze; Von Postreutern und Postillionen, von Ant. Korzendorfer; Von Rebe und Wein, von Dr. Wilhelm Ruthe; Alte deutsche Ofenplatten, von Dr. Albert Schröder; Deutsche Kaiserbildnisse des Mittelalters, von Dr. Gerh. Kießling; Vom Schönbartlaufen, von Prof. Fritz Brüggemann; Von deutscher Weihnacht, von Dr. Gertrud Rudloff-Hille; Meißner Porzellan, von Dr. Fritz Fichtner; Zeitglöcklein, ein Kalender für das Jahr 1937, mit Bildern aus einem niederdeutschen Stundenbuch, von Karl Esselborn.

Ein Seitenstück zu der Reihe „Bunte Bändchen" bildet die gleichfalls vom Bibliographischen Institute ins Leben gerufene Bücherreihe: Meyers Bildbändchen, in ähnlichem Format und der gleichen Ausstattung wie die „Bunten Bändchen", auch mit der gleichen Sorgfalt betreut, und von der gleichen Mannigfaltigkeit. Die bisher ausgegebenen Bändchen ordnen sich nach fünf Gruppen: Deutsche Volkskunde, die kolonisatorischen Leistungen des deutschen Volkes, Kunstbetrachtung, deutsche Musik und Sport und Geländezeichnen. Das Hauptgewicht wird in dieser Reihe auf die Bilder gelegt, die vorzüglich auf Kunstdrucktafeln wiedergegeben sind. Wir möchten hier nur aus der ganzen, ebenfalls schon ansehnlichen Reihe ein paar sicherlich größerem Interesse begegnende Bändchen anführen, so: Ferdinand Raimund. Sein Leben in Bildern, von Otto Rauscher, dann das Zwillingspaar: Deutsches Brauchtum im Lebenslauf und Deutsches Brauchtum im Jahreslauf, beide von Dr. Eduard Craß.

Weberschiffchen-Bücherei. (J. J. Weber.)

Die Bücherei der Weberschiffchen ähnelt in vielem der vom Bibliographischen Institute herausgegebenen Reihe der Bunten und der Bildbändchen, nur ist bei den Weberschiffchen das Stoffgebiet insoferne erweitert, als die Themen nebst wertvollem deutschen Kulturgute auch Novellen und Erzählungen bringen, des weiteren auch dem naturwissenschaftlichen und volkstümlich-belehrenden Gebiete breiter Raum gegönnt ist. Die Goethe-Verehrer werden vier Bändchen dieser Reihe ganz besonders anziehen, nämlich: J. Kochberg, „Aus dem Reich von Charlotte von Stein. Mit einem Geleitwort von Fel. Freiherrn von Stein-Kochberg." — „Auf Höhen Ettersburgs", von Werner Deetjen — „Schloß Belvedere" (gleichfalls von Werner Deetjen) und „Tiefurt", von Hans Wahl, sämtlich reizend, zum Teil sogar mehrfarbig bebildert. Es werden uns die historischen Stätten der landschaftlichen Umgebung Weimars in stimmungsvolle Erinnerung gebracht. In diese anmutigen Schilderungen der Weimarer Gesellschaft ist vielfach zerstreutes Material hineinverarbeitet. Wir freuen uns, von mancher bisher unbekannt gebliebenen Einzelheit zu hören, anziehend ist auch der Bilderschmuck, wie denn überhaupt diese Weimarer-Reihe besonders beglückend ausgefallen ist. Auch als freundlich begleitender Reiseführer wird sie jedem, der diese für uns alle weihevollen Stätten besucht, schöne Dienste erweisen. Von den übrigen uns vorliegenden Bändchen der Weberschiffchen-Reihe seien noch angeführt:

„Die Bäume des deutschen Waldes", von Hans Wegener; „Alte deutsche Bauernweisheit", von Hans Wegener; „Früchte des Feldes", von Hans Wegener; „Aberglauben in der Liebe", von Ruth Andreas-Friedrich; „Lieder, die die Welt erschütterten", historische Lieder aus vier Jahrhunderten, zusammengestellt mit ihrer Entstehungsgeschichte von Ruth Andreas-Friedrich; „Der Wiesenteich und seine Lebensgemeinschaft", beschrieben von Julius R. Haarhaus; Des Herrn Kantor Johann Kuhnau biblische Klaviersonate „Der Streit zwischen David und Goliath", bearbeitet von Franz Konrad Hoefert; „Deutsche Triumphzüge", von Dr. Kurt Sauer; „Im Dom zu Naumburg", von Lucy Rath. — Die Ausstattung auch dieser Reihe zeugt von Geschmack, jedes einzelne Bändchen schafft Genuß. Schenkende Hände sollten öfter zu ihnen greifen.

Lebendiges Wort. Eine Bücherreihe. (Paul List.)

Ein programmatischer Titel, dem erläuternd noch das Verlegerwort mitgegeben wird: „Lebendiges Wort, das über Zeiten und Raum wirksam ist, das mit schicksalshafter Macht Mensch und Ding gestaltet, soll hier eine Sammlung finden. Neben älteren Namen Deutschlands, neben reiferen und jüngeren Kräften sollen auch Große der Weltliteratur stehen." Freilich darf man bezweifeln, ob heute schon immer das Urteil darüber möglich ist, „was über Zeiten und Raum wirksam ist". Immerhin findet man hier beste Namen des lebenden deutschen Geschlechtes. Es werden nebst Erzählungen auch lyrische Auswahlen geboten, darunter u. a.: „Das vereinsamte Herz" von Josef Weinheber. Auch das Ausland ist durch bedeutende Autoren vertreten, deren Ruf über die Grenzen des eigenen Volkes gedrungen ist. Die Einzelbände zeigen durchwegs guten Druck, die Pappeinbände sind an sich durchaus solid, wirken aber vielleicht in ihrer braunen Farbe etwas zu nüchtern. Wir nennen nun im nachfolgenden einige Bändchen dieser verdienstvollen Reihe:

Hermann Stehr: Das Haus zu den Wasserjungfern; Paul Ernst: Nach dem Großen Kriege; Karl

Röttger: Die Berufung des Joh. Seb. Bach; Jakob Kneip: Fülle des Lebens, Verserzählung und Gedichte; M. Schiestl-Bentlage: Gert Ruwe; Martin Luserke: Geheimnis der See; Carl Hauptmann: Briefe mit Moderssohn; T. E. Lawrence: Faisals Aufgebot; Rudyard Kipling: Der Waldgott.

Die Lebenden. Herausgegeben von Dr. Hellmuth Langenbucher. (Junker & Dünnhaupt.)

Literaturwissenschaftlern vor allem wird mit dieser Reihe, in der zeitgenössische Dichter ihr Schaffen durch Darlegung von Abstammung, geistiger Entwicklung, dann ihrer Einstellung zu den großen Gegenwartsproblemen, zu Volkstum und Schrifttum wie zum Staate zu deuten unternehmen, ein nicht zu unterschätzender Dienst erwiesen. Auch die Schilderung des Lebenskampfes jedes einzelnen ist von hohem Interesse. Die Selbstbekenntnisse sind begreiflicherweise sub specie subjecti gehalten, immerhin gestatten sie so viel Einblick in das Persönliche des Schaffenden, daß auch objektivere Schätzung aus diesen Selbstzeugnissen Gewinn ziehen kann. — Jeder dieser Bände führt den Titel „Mein Leben". Es sind folgende Autoren hier vertreten: Hans Friedrich Blunck, Hermann Erich Busse, Friedrich Griese, Rudolf Huch, Ernst Jünger (dazu von Wolf Dieter Müller die eindrucksvolle Darstellung des erstaunlichen und bewunderten Lebenskampfes Ernst Jüngers im Zusammenhang mit dessen Schriftstellerwerk), Wilhelm Schäfer, Wilhelm v. Scholz, Nikolaus Schwarzkopf, Hermann Stehr, Josef Magnus Wehner, Leo Weismantel, Georg Schmückle, Rudolf Paulsen, Robert Hohlbaum.

Verschiedenes.

„Auf der Alm". 365 waschechte Schnaderhüpfln. — „... Gibt's ka Sünd". 365 Schnaderhüpfln, wieder lauter waschechte, gesammelt und herausgegeben von Walter Schmidkunz. — Marterln und Grabschriften, gesammelt von Ludwig v. Hörmann. Diese drei köstlichen Büchlein — die beiden ersten im charakteristischen Dirndlleinen — haben längst ihren Weg gemacht. Sein Schnaderhüpfl-Metier versteht der Herausgeber Schmidkunz ausgezeichnet. Es ist natürlich auch viel Derbes und für gewisse keusche Ohren nicht gerade Erträgliches darunter. Gesagt muß freilich werden, daß in den je 365 Gstanzln der ersten oben angeführten Bändchen ein bißchen zuviel des Guten getan wurde. Weniger wäre mehr gewesen. Auf die Dauer — und 365 noch so kurze „Gstanzln" dauern lang — wirkt das eintönig. Dieser Einwand soll uns freilich die Freude und den Genuß an diesen herzigen Büchlein mit den keck-fröhlichen Bildern Paul Neus und den Wörterbüchern für die „Ausländer" (dazu gehört wohl schon alles, was nicht bayrisch-österreichisch spricht) nicht verkümmern. — Auch mit der um einige neue Texte vermehrten Ausgabe der „Marterln und Grabschriften" von Ludwig v. Hörmann hat sich Walter Schmidkunz verdient gemacht. Die in drei lieben Duodezbändchen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei J. G. Liebeskind erschienene vollständige Originalsammlung des Tiroler Dichters und bewährten Volkskundlers Hörmann taucht nicht allzu oft auf dem Büchermarkt auf. Den einschmeichelnden charakteristischen Buchschmuck zu dem Auswahlband hat Hans Jörg Schuster beigesteuert.

Broermann, Dr. Herbert: Der Kunstwart in seiner Eigenart, Entwicklung und Bedeutung. (Callwey.) Was Avenarius, der Begrün-

der des „Kunstwart" — jetzt umgetauft in „Deutsche Zeitschrift" —, Großes und heute noch Wirksames auf dem Gebiete der Erneuerung und Wiedergesundung des vielfach verflachten Schrifttums und des gesamten künstlerischen und kulturellen Schaffens geleistet hat, welcher bedeutende einflußstarke Reformator er hier gewesen ist, weiß jeder, der der geistigen und künstlerischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte gefolgt ist. All diese heilsamen Auswirkungen sind in dieser Monographie, auf die besonders aufmerksam gemacht sei, in übersichtlicher und überzeugender Weise zusammengefaßt.

Dichter in der Handschrift. Graphologische Deutungen zeitgenössischer Werke von Dr. Paul Caspar und Gertrud v. Kügelgen. (Adolf Sponholtz.) Von der Graphologie ist einmal gesagt worden, daß sie den lächerlichen Versuch mache, jedem Schmierfinken Charakter beizulegen. Das mag vielleicht zu weit gehen, doch ist Skeptizismus gegenüber graphologischer Deutung immerhin sehr angebracht. In dem vorliegenden Werk werden 60 Dichter graphologisch abkonterfeit. Darunter sind Namen von bestem Klang, wie Binding, Blunck, Carossa, Däubler, Frenssen, Gerh. Hauptmann, Ric. Huch, Ernst Jünger, Herm. Löns, Rilke, Jac. Schaffner, Herm. Stehr u. a. Zur Beurteilung der geistigen und seelischen Anlage dieser Schaffenden wurden nicht ad hoc geschriebene Stücke, sondern Ausschnitte aus bereits vorhandenen, vielfach bereits im Druck vorliegenden Manuskripten gewählt. Es offenbart sich sowohl der Lyriker als der Epiker wie auch der mehr dem logischen und wissenschaftlichen Denken verhaftete Schriftsteller in der Art seiner von ihm gesetzten Schriftzeichen. Freilich: über das Menschliche, allzu Menschliche der einzelnen sozusagen Graphologisierten findet man in dieser Sammlung so gut wie nichts. Die Herausgeber lehnten es ab, „die persönliche Triebfeder, die den Dichter nur als Menschen kennzeichnen würde", bloßzulegen. Das ist schade. Denn das besondere Persönlich-Menschliche steckt wohl auch in jeder Dichtung. Dennoch dürfen die 60 faksimilierten ganzseitigen Handschriftenproben, denen je ganzseitig das Bild des Schriftstellers beigefügt ist, großes literarisches Interesse beanspruchen. Auch das Äußere des Werkes macht besten Eindruck.

Freude mit Kindern. (Tieck-Verlag, Wien.) Groß und klein werden darin Freude finden. Das Büchlein mit seinen hübschen, ernsten und launigen Verslein wie Gedichten und Aussprüchen von bedeutenden Dichtern nimmt rasch gefangen. Entzückend auch die Bildchen nach Danhauser, Waldmüller, Fendi, Dav. Heß u. a. Der biegsame rote Leineneinband mit seiner einschmeichelnden Deckelvignette, wie überhaupt das ganze Kleid sind Seitenstücke zu dem wunderlieben „Trost bei Goethe".

Roedermayer, Friedrich Karl: Sprache deutscher Landschaft. (Karl Robert Langewiesche.) Aus redlicher Mühe ist hier ein erquickendes Buch geschaffen worden. Der Verfasser hat in einem langen Leben, auf vielen weiten Wanderungen und mit seinen Studenten unternommenen Fahrten das Volk in seiner Landschaft und seiner Sprache, in seinen Hausungen und bei seinen Bräuchen aufgesucht. Und so ist ein liebes Ganzes geworden, das uns jedes Land und jeden Stamm in seiner Eigenart vor unseren Augen erstehen läßt. Wir blicken in das Gesicht von 22 Landschaften, beileibe noch lange nicht in alle des großen, vielgestaltigen deutschen Raumes. Wir Österreicher sind dabei leider zu kurz gekommen. Der Wert des durch wirklich aufschlußreiche Bildbeigaben geschmückten, in der bunten verdienstlichen Reihe der „Blauen Bücher" erschienenen Bandes wird mit dieser Feststellung durchaus nicht gemindert.

Unfreiwilliger Humor. (Ernst Heimeran.) Der durch eine Reihe netter Arbeiten, so durch seine

Tusculum-Ausgaben und -Schriften sowie durch sein Namensbüchlein bekannt gewordene Münchner Verleger Ernst Heimeran hat auch die Zusammenstellung dieser Bände selbst besorgt. „Aufgeblüht ist diese Sammlung unfreiwilligen Humors während einer fünfjährigen Schriftstellertätigkeit an einer großen Tageszeitung." Es werden uns lustige Sächelchen aus dem „Amtlichen", aus „Kindermund", aus „Anzeigen" serviert, selbstverständlich fehlen auch die „Druckfehlerteufel" nicht. Und ebenso selbstverständlich dürfen in einem solchen Büchlein heiteren Unsinns auch die erquickenden Gedichte der Friederike Kampner, dieser Ahnfrau unfreiwilligen Humors, sowenig fehlen wie die berühmt gewordenen Katheder-blüten des Professors Galetti. Beider Konterfei schmückt das einladend ausgestattete Büchlein.

Trostbüchlein in allen Lebenslagen. 350 tröstliche Anekdoten, Gedichte, Sinnsprüche aus deutschen Schriften. (Ernst Heimeran.) Auch hier sind Verleger und verständiger Herausgeber in einer Person vereinigt. Hübsch sagt das auch äußerlich wohlgeratene Büchlein: „Das Trostbüchlein ermangelt im Ernstfalle nicht des vollen Ernstes. Es hat sich aber im übrigen zur Richtschnur genommen, noch unter Tränen lachen zu machen."

Vom Tabak. Ein Spaziergang durch das Raucherparadies. Herausgegeben von Josef Feinhals. (Privatdruck, Feinhals, Köln.)

Nachtrag.

Nach Schluß der Redaktion haben wir noch in folgende Verlagserscheinungen Einsicht genommen:

„Freund, so Du etwas bist." (Tieck-Verlag.) Ein äußerlich wunderliebes, inhaltlich gehaltvolles Büchlein, der Gewandung nach ein Geschwister der gleichfalls von Heinrich Tieck herausgegebenen reizvollen Bände „Trost bei Goethe" und „Freude mit Kindern" und der (gleich folgenden) „Geschichten aus dem Wienerwald"; auf dem biegsamen Ballonleinendeckel steht der edle, tiefsinnige Vers des Angelus Silesius: „Freund, so Du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehen. Man muß aus einem Licht fort in das andere gehen." Die Spruchsammlung — mit einer solchen haben wir es zu tun — begleiten gut wiedergegebene Bilder großer deutscher Dichter und Denker. Das Ganze ruft förmlich danach, das Büchlein bei Gelegenheiten, wo man Freude machen will, an Freunde und gute Bekannte zu verschenken.

Geschichten aus dem Wienerwald. Österreichische Anekdoten, gesammelt und erzählt von Mirko Jelusich. (Tieck-Verlag.) Also das vierte in der Tieck-Familie! Natürlich hat es sich — sind es doch Geschichten aus dem grünen Wienerwald — in ein luftig-duftiges grünes Kleid geworfen. Und der Mirko Jelusich, der hier Pate stand, hat seine Sache gleichfalls gut gemacht. Er ist nicht nur ein bedeutender Dichter und Gestalter großer historischer Figuren, sondern auch ein geschickter Redaktor. Nur schon an den hier wiedergegebenen Geschichten und Anekdoten vom bärbeißigen altösterreichischen General Galgoczy kann man sich schief lachen.

Hesse, Hermann: Neue Gedichte. (S. Fischer.) Seit langem war Hesse als Lyriker verstummt: „Trost bei Nacht" war sein letztes lyrisches Bekenntnis. Nun hören wir wieder sein reines, echtes, ganz reif gewordenes und dabei immer so einfach gebliebenes lyrisches Wort. Er ist wohl der blondeste Lyriker im deutschen Raum, ganz deutsche Seele.

Hoeft, Dr. Bernhard: Das Schicksal der Ranke-Bibliothek. (Emil Ebering, Berlin.) Nach Ablehnung des von der Familie Ranke dem preußischen Staat angebotenen Ankaufes landet die Bibliothek in Syrakus, einer Stadt von etwa 200.000 Einwohnern im Staate New York, wo sie heute der dortigen Universitätsbibliothek angegliedert ist. Warum der preußische Staat vom Ankauf nichts wissen

wollte und der Familie Ranke schließlich nichts anderes übrig blieb, als ein amerikanisches Anbot anzunehmen, erzählt uns hier der Verfasser an der Hand der Akten und sonstigen Dokumente. Fünf ausgewählte Briefe aus dem Rankeschen, in der Syracuse University Library liegenden Nachlaß sind der Schrift beigefügt.

Österr. Jahrbuch für Exlibris und Gebrauchsgraphik 1936, herausgegeben von der Österr. Exlibris-Gesellschaft. 31. Band. Nach Redaktionsschluß kommt uns noch dieser Band zu, der sich den vorhergehenden würdig zugesellt. (Wir verweisen auf die Besprechung in der Abteilung „Buchkunde, Bibliographie usw.") Rasch hervorgehoben sei noch ein Aufsatz Dr. Donins über den Graphiker, Maler und bekannten Buchkünstler Rudolf Junk. Die Redaktion dieses schönen Jahrbuches lag wieder in den bewährten Händen Dr. Ankwicz v. Kleehoven.

Kubin, Alfred: Ein Jahrbuch des Oberösterreichischen Künstlerbundes „März". (Im Selbstverlag des Künstlerbundes „März", Linz a. d. D.) Eine reizvolle, zum 60. Geburtstag Kubins veranstaltete Festschrift. Kubin ist ja Wahlberösterreicher geworden, örtlich und in manchem auch geistig benachbart Hans Carossa. Das mit Geschmack gewandete Heft (die Federzeichnung auf dem Umschlag ist aus dem bekannten Kubinschen Buch „Die andere Seite" trefflich wiedergegeben) enthält textliche und zeichnerische Beiträge des Künstlers, darunter einen „Biographischen Umriß". Freudig begrüßt man die der Festschrift angefügte Bibliographie der von Kubin illustrierten Bücher und Mappenwerke. Die in Zeitschriften oder der Tagespresse erschienenen Beiträge wurden nicht aufgenommen. Wie dem sonst allem Anscheine nach umsichtigen Bearbeiter ein Druck wie der der Officina Vindobonensis „Für Alfred Kubin", Eine Widmung österreichischer Dichter und Künstler zu seinem 50. Geburtstag (Wien, 1927), entgehen konnte, ist uns nicht recht verständlich. (Oder ist es Kubin selber, der die bibliographischen Angaben beisteuerte und das übersah?) Um das ganze Heft hat sich Dr. Egon Hofmann verdient gemacht.

Schneider, Walter: Schopenhauer. (Bermann-Fischer-Verlag.) Zwischen Tür und Angel seien zur Kennzeichnung des Buches nur ein paar Worte gesagt: es ist ein wesentlich biographisches Werk, ohne daß deshalb an dem Ideengehalt der Schopenhauerschen Philosophie vorübergegangen werden würde. Die nicht leicht zu ergründende Persönlichkeit des Philosophen ist mit gutem Blick erfaßt. (Ein bißchen gewagt und gesucht vielleicht Schopenhauers Abstemplung als eines „Kleinbürgers der Erotik".) Vorteilhaft, daß das wohl nicht ganz abzuweisende Anekdotische in Grenzen gehalten wird. Alles in allem: eine gut untermauerte, fesselnd geschriebene, in den Gegenstand völlig sich einfühlende Biographie, die auch durch gut wiedergegebene Bilder des Philosophen belebt ist.

Wille, Hans Julius: Traum und Tränen. Das Leben der Therese Levasseur mit Jean Jacques Rousseau. (Johannes Günther-Verlag.) Wir können das Buch nur kurz anzeigen. In der Vorbemerkung heißt es: „Die Begebenheiten des Buches sind sämtliche belegt durch Zeugnisse von Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts, durch den literarischen Nachlaß Rousseaus und vor allem durch tausende Dokumente seines bisher wenig durchforschten und in der Gesamtheit erst seit kurzem zugänglich gemachten Briefwechsels. Die Briefe brachten auch Licht über die Gestalt der Frau, die 33 Jahre lang das Leben Rousseaus teilte und die uns bisher verborgen blieb im Schatten des großen Namens." Das nahezu 600 Seiten starke Werk ist von einladendem Äußeren.

Gerstäcker, Friedrich: Reiseromane und Schilderungen aus aller Welt. (Wilhelm Geldmann.) Lange ist her, daß Gerstäckers Abenteuerromane

von der Jugend, ja auch von den Erwachsenen verschlungen wurden. Sealsfield, Retcliffe, Cooper, Th. Mügge, Ruppius — sie alle haben mit ihren dicken Romanen und Reiseschilderungen auf ein ganzes Geschlecht stark eingewirkt. Der Liebling unter allen blieb aber immer Gerstäcker, der — bis er von Karl May verdrängt wurde — die Jugend einmal begeistert hat. Nun ist der alte Fabulierer in einer schönen, neuen Ausgabe wieder auferstanden, wieder erleben wir diese bunte, farbige, wilde Welt der Jagden und Trinkereien, der Goldgräber und Pflanzer, diese zusammengewürfelte Abenteurerwelt mit ihren Rothäuten und ihren Negern, ihren Freundschaften und Feindschaften, ihren Betrügereien, Aufschneidereien und Draufgängereien, wo alles durcheinander wirbelt, neben Niedrigkeit gleich wieder Großmut haust, wo Meuchelmord, Lynchjustiz und Prügelstrafe mit in das ganze krause Bild dieser Kolonisationsepoche gehören. Der Klassiker des deutschen Abenteurerromans — so liest man es auf der Bauchbinde der Neuausgabe — und er war es wirklich. Der Verlag will den ganzen Gerstäcker neu herausbringen, fünf Bände liegen jetzt bereits vor: „Gold", „Mississipi", „Wilde Welt", „Blaues Wasser" und einer der berühmtesten Romane „Die Regulatoren von Arkansas". Alle Achtung vor dieser Ausstattung! Eine Volksausgabe, wie sich diese Gerstäcker-Reihe nennt, kann sich wirklich nicht besser präsentieren: gutes Papier, klarer Druck, gediegener, wohlgefälliger Ganzleinenband. Das Werkgerechte hat sich nun überall bereits durchgesetzt. Es kann nicht fehlen, daß diesem Gerstäcker wieder neue Lorbeeren blühen.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Max Mell: Begrüßungsspruch zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft 1

Michael Maria Rabenlechner: Fünfundzwanzig Jahre Wiener Bibliophilen-Gesellschaft (Rückblick und Ausblick von Hans Feigl) 3

Dr. Richard Oehler: Buch und Bibliotheken unter der Perspektive Goethe 55

H. H. Houben: Wer war's? Eine mysteriöse Literaturnovelle 65

Dr. Fritz Brukner: Die Alt-Wiener Parodie 83

Josef Weinheber: Meine geistige Heimat 98

Michael Maria Rabenlechner: Das Buch und — ich. Ein Stück bibliophiler Selbstschau 105

Dr. Karl Bertsche: Ein Alt-Wiener Stilreiniger und Sprachschöpfer 115

Die Bibliothek August Wilhelm v. Schlegels 122

Dr. Gustav Wilhelm: Das verzeichnete Bild Adalbert Stifters in Urban Roedls Biographie des Dichters . 127

Otto Erich Deutsch: Geigers Stifter-Vignetten 139

Hans Feigl: Bücherschau des Bibliophilen und Literaturfreundes 143

JAHRBUCH DER BÜCHERPREISE

Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, der Schweiz, Skandinavien, der Tschechoslowakei und Ungarn

Bearbeitet von

GERTRUD HEBBELER

Jahrgang 30

8°. XI, 250 Seiten. Ganzleinwandband RM. 20.—.

Über die Unentbehrlichkeit dieses Nachschlagewerkes für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde ist kein Wort zu verlieren, und alle am Büchermarkt interessierten Kreise wissen es dem Verlag und der Bearbeiterin Dank, daß sie das Unternehmen durchgehalten haben.

(Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1935, 3)

Libraries which purchase books abroad as well as private collectors to whom the economic condition of the book market is important will find the attractively printed *JAHRBUCH* indispensable. Its correct interpretation of bibliophile market value is also helpful in making book appraisals.

(Library Quarterly, VI, 1936, p. 209)

Jahrgang 31 mit den Versteigerungsergebnissen des Jahres 1936 erscheint Mitte 1937.

Ein Registerband zu den Jahrgängen 1924 bis 1935 befindet sich in Vorbereitung und wird im Sommer 1938 fertig vorliegen. — Näheres auf Anfrage.

VERLAG OTTO HARRASSOWITZ
LEIPZIG

LEXIKON
DES
GESAMTEN BUCHWESENS

Herausgegeben von
Joachim Kirchner und Karl Löffler †
Unter Mitwirkung von
Wilhelm Olbrich

3 Bände in je 4 Lieferungen zu RM. 10.— pro Lieferung
Preis Band I–II in Halbleder RM. 88.—

Dies ist die wichtigste und notwendigste Publikation auf dem Gebiet der Wissenschaft vom Buche. Jeder, der mit dem Buch zu tun hat, braucht sie, besonders aber der Bibliophile. In ca. 12.000 Artikeln behandelt sie das Gesamtgebiet des Buchwesens: Buchgeschichte, Handschriftenwesen, Schrift, Papier, den Buchdruck und Bucheinband, die Buchillustration, Bibliophilie, Bibliographie, den Buchhandel, das Bibliotheks-, Zeitschriften- und Zeitungswesen.

VERLAG KARL W. HIERSEMANN, LEIPZIG C 1

Zwei besondere Bücher:

Dichter in der Handschrift

Graphologische Deutungen zeitgenössischer Dichtwerke

Von Dr. Paul Caspar und Gertrud von Kügelken.

Ganzleinen RM. 7.50

60 Dichter der Gegenwart im Bild
60 Manuskriptblätter im Bild
60 graphologische Deutungen

Das Buch stellt etwas Einmaliges dar und bedeutet für jeden Buchliebhaber ein Hand- und Nachschlagebuch über das Wesen, den Werdegang und die geistige Haltung unserer bedeutendsten Schriftsteller. Der Spiegel, Freiburg.

Der Künstler u. Kämpfer

Eine Löns-Biographie und Briefausgabe

Von Dr. Wilhelm Deimann

320 Seiten, Ganzleinenband RM. 6.50

Es ist zu begrüßen, daß wir jetzt, nachdem so viele Irrtümer und Gerüchte, falsche Darstellungen und Auslegungen über Löns und sein Leben verbreitet worden sind, nun eine zuverlässige, klipp und klar gefaßte, wissenschaftlich ernste Lebensbeschreibung des Dichters erhalten haben. Von dieser Biographie Dr. Deimanns wird künftig alle Löns-Forschung ausgehen müssen. Alle Löns-Freunde werden Deimann für seine selbstlose Arbeit Dank wissen.
Leipziger Neueste Nachrichten.

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG, HANNOVER

Fordern Sie, bitte, unsere Prospekte an!

CORONA

Zweimonatsschrift für Dichtung und Forschung

VII. Jahrgang 1937 (sechs Hefte) RM. 10.—
Ein Halbjahr (drei Hefte) RM. 5.—, Einzelhefte (120 Seiten) RM. 1.80

JAHR I—VI

Alverdes · Bertram · Binding · Borchardt · Jacob Burckhardt · Burte · Carossa · Croce · Dacqué · F. Ernst · Gotthelf · Hans Grimm · Hesse · Hofmannsthal · Hofmiller · Riccarda Huch · Huizinga · Wj. Iwanow · E. Jünger · Kassner · Keller · Kommerell · Lagerlöf · Mell · K. A. v. Müller · Nadler · Rilke · Schröder · Stifter · Emil Strauß · M. von Thurn und Taxis · Valéry · Vossler · Wagner · H. Zimmer

SCHRIFTEN DER CORONA:

Edgar Dacqué: Natur und Erlösung
Geheftet RM. 3.50, gebunden RM. 4.80

Fritz Ernst: Iphigeneia und andere Essays
Geheftet RM. 4.—, gebunden RM. 5.—

Josef Hofmiller: Letzte Versuche
Geheftet RM. 4.—, gebunden RM. 5.—

Heinrich Zimmer: Indische Sphären
Geheftet RM. 5.50, gebunden RM. 6.80

Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner
Geheftet RM. 4.—, gebunden RM. 5.—

Max Caspar: Johannes Keplers wissenschaftliche und philosophische Stellung
Geheftet RM. 1.50

Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe: Erinnerungen an Rilke
2. Auflage, geheftet RM. 4.—, gebunden RM. 5.—

Rudolf G. Binding: Liebeskalender
Geheftet RM. 1.20

Jean Strohl: Lorenz Oken und Georg Büchner
Geheftet RM. 4.—, gebunden RM. 5.—

R. OLDENBOURG, MÜNCHEN U. BERLIN
VERLAG DER CORONA, ZÜRICH

4
HD

Offizin Haag-Drugulin

Leipzig C 1 · Salomonstraße 7

Pflegstätte des guten Buchdrucks seit über hundert Jahren

Reiche Bestände
an wertvollen alten und neuen Schriften, auch für
fast alle Fremdsprachen der Welt

Sonderabteilung „Drugulin-Presse",
Werkstatt für bibliophile Handpressendrucke in kleinen
Auflagen auf edlen Papieren

DOROTHEUM

Bücherabteilung Wien, I., Dorotheergasse 17

Ständige Annahme brauchbarer Bücher, Musikalien, Autographen etc. jeder Art und Anzahl sowie ganzer

BIBLIOTHEKEN

zur Versteigerung, Schätzung, Belehnung. Bei großen Objekten unverbindliche Besichtigung und Beratung an Ort und Stelle.

Kulanteste Bedingungen! Günstigste Kauf- und Verkaufsgelegenheit!

Geschäftsstunden: Wochentags von 9 bis 1 Uhr.

Fernsprecher R-25-5-50 Klappe 40.

L E O S. O L S C H K I

Éditeur et Libraire-Antiquaire

FLORENCE

(Succursales à Rome et Genève)

Grand assortiment de livres anciens rares et curieux de tous les temps et genres, manuscrits avec et sans miniatures, reliures d'art, dessins, estampes, etc., etc.

Distribution gratuite de catalogues spéciaux richement illustrés, des Bulletins mensuels des derniers achats et des catalogues des livres de fond de la maison sur demande.

Choix de livres anciens rares et curieux

Sous ce titre se publie depuis des années un catalogue en ordre alphabétique de sujets. Il en a paru jusqu'à présent onze beaux volumes in-8° (A à Rome) donnant la description soigneuse de 18.280 ouvrages sur 4986 pages avec 1955 fac-similés intercalés dans le texte et 68 planches à part. Reliure en toile.

Cette publication universellement reconnue comme un ouvrage de consultation de la plus haute importance rend déjà de bons services aux bibliophiles, bibliothécaires, bibliographes, savants, etc. et se trouve dans presque toutes les bibliothèques publiques et privées à côté des grands répertoires de bibliographie (Brunet, Graesse, etc.) et est même préférée à ceux-ci à cause des collations très soignées, des descriptions et notes détaillées et précises, des nombreux fac-similés qui l'enrichissent et de la cotisation des prix d'actualité. Les prix sont marqués en francs suisses.

On envoie sur demande un prospectus détaillé avec le contenu et le prix de chacun des volumes parus.

LA BIBLIOFILIA

Rivista di storia del libro, delle arti grafiche, di bibliografia ed erudizione diretta da Leo S. Olschki.

Cette revue mensuelle richement illustrée fondée en 1899 à laquelle collaborent les bibliographes de renom de tous les pays est maintenant à la 39e année de son existence et range parmi les Périodiques de ce genre comme une des plus importantes.

Prix d'abonnement par an 50 Francs suisses.

L'année complète à part coûte 60 Francs suisses.

Buch- und Kunsthandlung **RICHARD LANYI** Wien, I., Kärntnerstraße 44
Gegründet 1785

Die Reden des Buddha
Aus dem „Angúttara-Nikaya". Einer- bis Elferbuch. Aus dem Páli zum erstenmal übersetzt u. erläutert von Nyanatiloka. In 5 Orig.-Halbleinenbänden. 1966 Seiten. **Einmalig. Gelegenheitskauf.** Statt S 108.— **nur S 12.50**

Die Fragen des Milindo. Historischer Roman, aus dem Páli vollständig ins Deutsche übersetzt v. Bhikkhu Nyanatiloka. 2 Bde. (604 Seiten). Orig.-Halbleinen . . S 6.30

System Páli-Grammatik von Bhikkhu Nyanatiloka. Pappband . . . . . S 1.25

Die Reden Gotamo Buddhas aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Páli-Kanons. Übertragen v. Karl Eugen Neumann. 4 Bände, kompl., 2532 Seiten. Taschenausgabe. Gelegenheitskauf ersten Ranges! . . . . . S 27.50

Helene Richter:
Kainz
336 Seiten. Großoktav. Mit 16 seltenen Bildtafeln. Originalleinenband. (Wien 1931.)
Statt S 16.80 nur S 4.85

Helene Richter:
Josef Lewinsky
Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur. 320 Seiten Großoktav. Mit vielen interessanten und seltenen Bildern. Originalleinen. **Statt S 15.— nur S 4.85**

Shakespeares sämtl. Werke
Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Die Ausgabe enthält die „Sonette", übersetzt v. Stefan George. 6 Bände in 3 Doppelbänden gebd. Orig.-Leinen. Bisher S 70.40, **jetzt nur S 31.50**

Goethes Werke
Dünndruckausgabe. Herausg. von Gerhart Hauptmann. 2 Ganzleinenbände (1878 Seiten!) . . . . . **nur S 6.30**

Theodor Storms sämtl. Werke
Dünndruckausgabe von Thomas Mann. 2 Leinenbde. (1819 Seiten) . **nur S 6.30**

Conrad F. Meyers sämtl. Werke
Dünndruckausg. Herausg. v. Robert Faesi. 2 Leinenbände (1562 Seiten) **nur S 6.30**

Oscar Wildes sämtl. Werke
Dünndruckausgabe. Herausg. von Arnold Zweig. (1392 Seiten.) 2 Luxus-Halblederbände . . . . . S 9.70

Laurids Bruun:
Van Zantens wundersame Reise. Roman. 206 Seiten. Orig.-Leinen . . . . . S 3.55

Van Zantens törichte Liebe. Aus bisher ungedruckten Van-Zanten-Papieren. Mit vier Bildern in Lichtdruck. 269 Seiten. Orig.-Leinen . . . . . S 3.55

Die Opale. Blätter für Kunst u. Literatur. Mit viel. Bildern. Hgg. v. F. Blei. Für Subskribenten gedruckt, verlegt v. Jul. Zeitler, Leipzig 1907. In 2 Ganzpergamentbd. Größte Seltenheit! Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars . . . . . S 180.—

Der Amethyst. 402 Seiten. Hgg. v. F. Blei. Breites Großquartformat. In Orig.-Halbpergamentbd. (Erschienen 1906.) Tadelloses Exemplar. Sehr selten! . S 180.—

Die Puderquaste. Ein Damenbrevier. Von F. Blei. Mit 20 Zeichn. von F. Christophe. Georg Müllersche Luxusausgabe (in 100 Expl.), auf Bütten abgezogen. Expl. Nr. 44 in Orig.-Ganzlederbd. (München 1912.) Tadelloses Exempl. Sehr selten! S 48.—

Das große Bestiarium der Literatur. 399 S. Von F. Blei. (Berlin 1924.) Vergriffen! Orig.-Halbleinen . . . . . S 8.64

Das Lesebuch der Marquise. 143 S. Von F. Blei. Der Bildschmuck von Constantin Somoff. Hans v. Webersche Ausg. (Münch. 1908.) Orig.-Pappbd. Sehr selten! S 10.50

Albert Bassermann
Weg und Werk eines deutschen Schauspielers. Von Julius Bab. 356 Seiten. Mit 89 phot. Orig.-Aufn. Geheftet . . S 3.15
Orig.-Leinen . . . . . S 4.85

Adalbert Matkowsky
Eine Heldensage. Von **Julius Bab.** Mit 66 Abb. 326 Seiten. Geheftet . . S 3.15
Orig.-Leinen . . . . . S 4.85

Charles Baudelaire:
Ausgabe des Verlages Georg Müller. Herausgegeben von Franz Blei.

Die künstlichen Paradiese. Luxusausgabe. Orig.-Halbleder . . . . . S 5.85

Die Blumen des Bösen. Luxusausgabe Orig.-Halbleder . . . . . S 5.85

Kritische und nachgelassene Schriften. Luxusausgabe. Orig.-Halbleder . S 5.85

Künstlerbriefe über Kunst
Bekenntnisse von Malern, Architekten und Bildhauern aus fünf Jahrhunderten.
Herausgegeben von **H. Uhde-Bernays.**
Mit 60 Selbstbildnissen. 968 Seiten. Dünndruckausg. in flex. Orig.-Leinenb. S 8.40

Dimitry S. Mereschkowski:
Leonardo da Vinci
Hist. Roman aus der Wende des 15. Jahrh. Erste, vollständige Dünndruckausgabe. Deutsch von **Carl v. Gütschow.**
816 Seiten. Orig.-Leinen . . . . . S 3.85

Leo Planiscig: Die Bronzesammlung Camillo Castiglioni
Großfolio mit 115 Bildtafeln. Erschienen in 300 numerierten Exemplaren. In handgebundenem Luxushalblederbd. Italienische Ausgabe. Tadellos neues Exemplar. Gelegenheitskauf ersten Ranges . . S 27.50

Buch- und Kunsthandlung **RICHARD LANYI** Wien, I., Kärntnerstraße 44
Kataloge gratis und franko

Buchdruckerei und Verlag

Adolf Holzhausens Nachfolger

Universitätsbuchdrucker

Wien, 7., Kandlgasse 19–21

*

Drucker

der Akademie der Wissenschaften

sowie zahlreicher in- und

ausländischer wissenschaftlicher

Körperschaften und

Institute

*

Druck wissenschaftlicher und

fremdsprachiger Werke

IHRE
VERLAGSEINBÄNDE
BROSCHÜREN
KATALOGE
NUR
BEI
DER

J. Strobl
Vereinigte
Wiener
Großbuchbindereien
A.-G.
Wien
III.
Rennweg
50

Fernsprecher U-14-5-18 U-14-5-19